This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Frauenbilder

aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte.

Von

Otto Berdrow.

Mit elf Bildnissen in Lichtdruck.

Zweite veränderte und vermehrte Auflage.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.
1900.

Lotte Leisert
13. August 1931.

PT167
B44

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V. VII
Eva Leſſing (mit Bildnis)	1
Erneſtine Voß	33
Lotte Schiller (mit Bildnis)	65
Suſanna von Klettenberg	109
Bettina von Arnim (mit Bildnis)	139
Minchen Herzlieb (mit Bildnis)	172
Charlotte Diede	205
Emma Uhland (mit Bildnis)	243
Kathi Fröhlich (mit Bildnis)	269
Charlotte Stieglitz (mit Bildnis)	297
Henriette von Paalzow (mit Bildnis)	326
Thereſe von Niembſch (mit Bildnis)	351
Sophie Löwenthal (mit Bildnis)	366
Marie Behrends (mit Bildnis)	391

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die überaus freundliche Aufnahme, welche diesem meinem litterarischen Erstling seitens des Publikums und der Kritik bereitet wurde, giebt mir die Gewißheit, daß ich bei der Lösung meiner Aufgabe, den still wirkenden, aber tiefgreifenden Einfluß des Weibes auf Schicksal und Schaffen des Dichters zu untersuchen, im allgemeinen den richtigen Weg eingeschlagen habe. Wohl aber habe ich mich überzeugen müssen, daß die Stoffauswahl an einer gewissen Monotonie litt. In der Mehrzahl der von mir gezeichneten Charakterbilder tritt die bittere Tragik des Lebens auf eine so augenfällige Weise hervor, daß dem Empfinden von Lesern, welche die Vorliebe des Verfassers für solche Schicksale nicht teilen, bei anhaltender Lektüre Gewalt angethan werden mußte. Aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen, an Stelle der Lebensbilder der Günderode und Ulrikens von Kleist, die allerdings wenig Tröstliches und Erhebendes bieten, die von einem heiterern Lichte umflossenen Gestalten der Gattinnen Schillers und Voßens aufzunehmen; außerdem sind, um das Stoffgebiet der Sammlung zu erweitern, die Biographien der Klettenberg und der Paalzow hinzugefügt worden; sodaß nun die neue Auflage 14 Studien (gegen 12 der ersten Auflage) darbietet.

Daß das Buch in sachlicher wie in stilistischer Beziehung einer sorgsamen Durchsicht unterzogen, daß vor

allem die neuen Forschungsresultate gewissenhaft berücksichtigt wurden, versteht sich von selbst. Große Sorgfalt ist wiederum auf die Bibliographie verwandt worden. Reichliche und genaue Quellennachweise sollen den Leser anregen und in den Stand setzen, tiefer in die hier mit oft notgedrungener Kürze behandelten Gegenstände einzudringen.

So viel Gutes und Schönes die Kritik über das Buch gesagt hat, am erfreulichsten war mir das Zugeständnis, daß es „keines der üblichen Litteraturwerke für junge Mädchen", daß es überhaupt kein ausschließlich für den weiblichen Leserkreis geschriebenes Werk sei, sondern als eine „wertvolle Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte" (Österr. Litteraturbl.) sich an die große Gemeinde der gebildeten Leser wende. Ich darf mir dieses Urteil um so mehr aneignen, als ich mir bewußt bin, daß ich streng verschmäht habe, durch romanhaft-phantastische Ausschmückung pikante Wirkungen zu erzielen und dem litterarischen Klatsch zu dienen —: Eigentümlichkeiten, die jenen Litteraturwerken für Damen leider nur zu oft anhaften —, daß ich vielmehr mit Ernst und Sorgfalt einzig die Wahrheit zu ergründen suchte, die dem Geschichtsschreiber im Kleinsten wie im Größesten gleich heilig sein soll. Man darf übrigens behaupten, daß Seelenproblemen, wie sie die Themen: Goethe und Minchen, Grillparzer und Kathi, Lenau und Sophie Löwenthal u. a. m. in sich schließen, der gereifte Mann vielleicht tieferes Interesse und Verständnis entgegenbringt, als die Frau — geschweige das junge Mädchen.

Endlich sei dankend anerkannt, daß der Verlag keine Mühe gescheut hat, dem Buche auch in seiner zweiten Auflage ein ansprechendes und gediegenes Äußere zu geben. Möge es in dieser Gestalt zu den alten sich neue Freunde erwerben.

Stralsund, im September 1900.

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Indem wir versuchen, aus dem Leben und den Thaten eines Dichters, wie sie in seinen Werken vorliegen, ein scharfumrissenes Bild seiner Persönlichkeit zu konstruieren, tritt die Frage: „Où est la femme?“ stark in den Vordergrund. Wer das Schicksal von Lenaus unglücklicher Mutter, wer seine Beziehungen zu Sophie Löwenthal nicht kennt, der kann leicht dahin gelangen, daß er die nie verklingende Melancholie und Todessehnsucht in Lenaus Gedichten für ein unwahres Spiel mit Byronschen Motiven hält. Wie kann man Grillparzer als Menschen und Dichter richtig beurteilen, wenn man nicht sein Verhältnis zu Kathi Fröhlich kennt? — Erst an der Seite seiner edlen Frau, im stillen Frieden einer glücklichen Häuslichkeit erscheint uns Ludwig Uhland als der ganze, echt deutsche Mann, der er war. Und wird uns nicht die vornehme Größe Wilhelm von Humboldts menschlich näher gerückt, wenn wir ihn als den teilnehmenden, selbstlosen Freund der Charlotte Diede beobachten? —

Unter diesem Gesichtspunkt möchten die vorliegenden Lebensbilder betrachtet sein. Das Bestreben des Verfassers ging dahin, in erster Linie die Beziehungen der hier behandelten Frauen zu den litterarischen Persönlichkeiten, denen sie als Mutter, Schwester, Freundin, Braut oder

Gattin naheſtanden, wahr und ungeſchminkt darzuſtellen. Es darf nicht außer acht gelaſſen werden, daß nur wenige dieſer Frauen eine ſelbſtändige litterariſche Bedeutung haben, daß die meiſten kaum in weiteren Kreiſen würden bekannt geworden ſein, wenn nicht das von einem großen Künſtler ausſtrahlende Licht verklärend auf ihren Lebenspfad gefallen wäre. Dementſprechend bleiben die Lebensabſchnitte, die außerhalb jenes Lichtkreiſes liegen, unbeleuchtet oder werden nur in kurzen Umriſſen dargeſtellt.

Die Bilder, welche dem Buche beigegeben wurden, ſind zumeiſt nach Original-Porträts reproduziert worden. Emma Uhland und Marie Behrends werden hier m. W. zum erſtenmale der Öffentlichkeit im Bilde vorgeführt.

Den Verwaltungen des Königlichen Kupferſtichkabinetts zu Berlin und des Hiſtoriſchen Muſeums der Stadt Wien, ſowie den verehrten Damen und Herren, welche mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit die Originale zum Zwecke der Reproduktion zur Verfügung ſtellten, ſagen Verlag und Verfaſſer auch an dieſer Stelle aufrichtigen Dank.

Endlich erfüllt der Verfaſſer eine angenehme Pflicht, indem er den Herren G. Emil Barthel in Giebichenſtein und Dr. Edmund Dörffel in Stuttgart für manchen freundlichen Rat, den er von ihnen empfangen, ſeinen herzlichen Dank ausſpricht.

Stralſund, im Herbſt 1895.

Otto Berdrow.

Eva Lessing.

Nach Originalphotographie des im Besitze des Herrn Dr. Hermann Henneberg in Marburg a. L. befindlichen Oelgemäldes.

Eva Lessing.

Vielleicht in keines zweiten deutschen Dichters Leben haben die Frauen eine geringere Rolle gespielt, als in dem Lessings. Schon im Jünglingsalter erscheint er als eine entschieden männliche, auf sich selbst gestellte Natur, die dem rein geistigen Verkehr und der Freundschaft mit Männern in hohem Grade aufgeschlossen war, dem andern Geschlecht aber spröde Zurückhaltung, ja zuweilen offenbare Abneigung entgegentrug. In seinen Jugendgedichten stößt man auf manche mokante Bemerkung über die Tugenden des „schönen Geschlechts“; und die zu seiner Zeit übliche sentimentale Weiberanbetung lag seinem antiken Sinn so fern, daß ihm Werthers Selbstmord aus Liebe als ein „widernatürliches Abenteuer“ erschien, das man zu „Sokrates' Zeiten kaum einem Mädelchen verziehen haben würde“, und daß er Goethen „noch ein Kapitelchen zum Schlusse, je cynischer, je besser“, anriet. Dieser seiner Denkart, die ebensowohl auf natürliche Anlage, als auf eine strenge, fast klösterliche Erziehung, fern von der Familie, zurückzuführen ist, entspricht es ganz, daß er, von einer flüchtigen Jugendneigung abgesehen, bis zu seinem vierzigsten Jahre keiner Frau einen tieferen, bleibenden Eindruck auf

sein Herz eingeräumt hat. Dann freilich offenbarte sich, welcher starken, nachhaltigen Liebe dieser männliche Mann fähig war; und es ist ein tragischer Schicksalsschluß, daß er, der den ganzen Reichtum seiner keuschen Empfindungen dem Weibe seiner Wahl zu eigen gab, ein kurzes Glück so bitter büßen mußte! —

Ende 1766 eilte Lessing von Berlin, wo er, nach seinen Worten, „eben müßig am Markte stand und niemand ihn dingen wollte," nach Hamburg, um die Stelle eines Dramaturgen an dem dort von einem Konsortium von Schauspielern und Bühnenfreunden geplanten deutschen Nationaltheater anzutreten. Er folgte dem Rufe der Unternehmer mit guten Hoffnungen und dem begeisterten Willen, Kraft und Fleiß einem großen Werke zu widmen. Handelte es sich doch um die Aufgabe, an Stelle der Wanderbühnen ein mit den besten künstlerischen Kräften ausgestattetes stehendes Theater zur Pflege des deutschen Schauspiels zu begründen, hoffte man doch, die Bühne zu einem würdigen Spiegelbilde nationalen Lebens zu erheben — eine Aufgabe, die Lessing immer mit ganzer Seele erstrebt hatte.

Leider zeigte sich sehr bald, daß das Nationaltheater — aus Gründen, die hier zu erörtern, zu weit führen würde — nicht lebensfähig war. Nach kurzer Spielzeit sahen sich die Unternehmer gezwungen, das Theater zu schließen, und die Gesellschaft siedelte nach Hannover über. Ein buchhändlerisches Unternehmen, in das Lessing sich ohne die nötigen Geschäftskenntnisse eingelassen hatte, schlug ebenfalls vollständig fehl. Er geriet in die bedrängteste Lage, sogar seine wertvolle Bibliothek mußte er losschlagen. Diese Dinge verleideten ihm den Hamburger Aufenthalt. „Ich erliege unter Arbeit und

Sorgen", schrieb er im Frühjahr 1768 seinem Bruder. Jetzt schon traten bei ihm die ersten Zeichen jener rabiaten Laune hervor, die auf eine völlige Umstimmung seiner einst unverwüstlich scheinenden, sanguinischen Natur deutet: der Fehlschläge waren zu viel gewesen. Ein ungeduldiger Drang erfaßte ihn; schier abenteuerliche Pläne tauchten plötzlich auf; so im Herbst 1768 die Absicht, stehenden Fußes nach Italien zu gehen. Aber es ist, als ob nicht die pekuniären Verlegenheiten allein ihn forttrieben; als ob noch ein anderes im Hintergrunde sei, das ihn in die Ferne scheuchte und zugleich festhielt. — Etwa ein Jahr später kam Hilfe; ein welfischer Fürst, Herzog Karl I. von Braunschweig, erinnerte sich der Pflicht, die Preußen versäumte: den ersten deutschen Gelehrten der Zeit nicht im Elend verkommen zu lassen. Er trug Lessing die Stelle des Herzoglich Braunschweigischen Hofbibliothekars an der berühmten Bibliothek zu Wolfenbüttel an. Und seltsam: Lessing, der freiheitliebende Wandervogel, der bisher „allen Hoffnungen und Ansprüchen auf ein fixiertes Glück" so leichten Herzens entsagt hatte, griff sofort zu und betrieb das Zustandekommen des Planes mit einem Eifer, der von seiner früheren sorglosen Lässigkeit in solchen Dingen merkwürdig absticht. Ende 1769 erfolgte seine Berufung. Zu Anfang des neuen Jahres hätte er sein Amt antreten können, zumal da er bereits von Weihnachten ab seinen Gehalt bezog. Doch erst am 1. Mai 1770 siedelte er nach Braunschweig über. Mit Recht wunderten sich seine Braunschweiger Freunde über sein Zögern nach der früheren sichtlichen Eile, und Professor Ebert, dem in erster Linie Lessing seine Berufung zu verdanken hatte, schrieb ihm: „Ich wollte, daß eine von den Ursachen, die Sie aufhalten,

eine Braut wäre; aber Sie sind leider vor diesem Verdacht sicher." Er ahnte nicht, wie sehr er das Rechte getroffen hatte.

Ein Freund heiterer Geselligkeit, und selbst ein geistvoller und anmutiger Gesellschafter, war Lessing in Hamburg mit den Kreisen des wohlhabenden, rührigen Bürgertums in Verkehr getreten. U. a. war er mit der hochgeachteten Kaufmannsfamilie König bekannt geworden. Engelbert König, ein tüchtiger, unternehmender Handelsherr, besaß außer seinem Hamburger Geschäft noch in Wien eine Seiden- und eine Tapetenfabrik. Er soll ein liebenswürdiger und feingebildeter Mann gewesen sein. Lessing bezeichnete ihn in einem Briefe an Gleim vom 24. Sept. 1768 als seinen speziellen Freund; er muß also bald nach seiner Übersiedelung Eintritt in die Familie König gefunden und viel dort verkehrt haben. Übrigens war die Bezeichnung „Freund" ein Titel, mit dem Lessing sehr sparsam war. — Königs Frau Eva, geb. Hahn, stammte aus Heidelberg. Am 22. März 1736 geboren, zählte sie 31 Jahre, als Lessing sie kennen lernte. Auch sie war einer achtbaren Kaufmannsfamilie entsprossen; was von ihren Brüdern, einem Geschäftsmann in Heidelberg und einem Professor in Utrecht (später in Leiden) berichtet wird, läßt bei beiden auf einen vortrefflichen, redlichen Charakter schließen. Eva war keine der starkgeistigen Frauen, der „femmes incomprises", die damals im deutschen Salon auftauchten, und die Lessing „gar nicht nach seinem Geschmack" fand. Sie war und wollte nichts sein als eine einfache, rechtschaffene Hausfrau und treubesorgte Mutter ihrer Kinder. Nur denen, die ihr näher traten, erschlossen sich die feineren Züge ihres Wesens: Gediegenheit und Tüchtigkeit, vornehme,

freundliche Gesinnung, ein klarer, tapferer, unerschütterlicher Geist, unbestechliche Wahrheitsliebe. Edmund Dörffel*) hat vollkommen recht, wenn er sagt, sie sei „vielfach der inkarnierte Lessing ins Weibliche übersetzt". Die Vornehmheit und Liebenswürdigkeit ihres Charakters spricht aus den feinen, klaren Zügen ihres Antlitzes, wie es ein Porträt aus dem Jahre 1770 zeigt. Die — wenn auch etwas verzeichnete — schlanke Gestalt, die vollen Arme und schönen Hände lassen ahnen, daß sie auch nicht ohne körperliche Anmut war.

Alles in allem mußte sich Lessing von der geistverwandten Frau lebhaft angezogen fühlen. Wann die Neigung in ihm erwachte und bis zu welchem Grade sie sich steigerte, wird sich heute schwerlich noch genau feststellen lassen. Man vermutet hinter dem 1768 so „ganz abgerissen, hoffnungs- und sehnsuchtslos auftretenden" Plane, nach Italien zu gehen, den Gedanken einer „Flucht vor dem Feuer".**) Jedenfalls hat Lessing sehr bald nach geschlossener Bekanntschaft Eva mit anderen Empfindungen betrachtet, als mit denen ein Mann von Ehre das Weib eines Freundes betrachten soll, und das hat ihm schwere Gewissensnot bereitet. Dieser Pein wurde er jedoch bald durch eine unerwartete Fügung des Schicksals enthoben.

König mußte, da er seinen Bedarf an Rohseide selbst bezog, häufig ausgebreitete Geschäftsreisen nach Italien und Südfrankreich machen. Als er nun 1769

---

*) Briefwechsel zwischen Lessing und Eva König. Mit Einleitung und Anmerkungen von Edmund Dörffel. 2 Bände. Stuttgart. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. 1895. 1. Bd. S. 24.

**) Lessing. Von Karl Borinski. 2 Bände. Berlin. Ernst Hofmann & Co. 2. Bd. S. 87.

nach Venedig reiste, soll er zu Lessing, der ihn ein Stück Wegs begleitete, beim Abschied gesagt haben: „Wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte, so nehmen Sie sich meiner Frau und Kinder an.“

Die Todesahnung des Scheidenden erfüllte sich: schon am 20. Dezember desselben Jahres erlag er in Venedig einem Nervenfieber, das er sich durch zu langes Verweilen am Meeresstrande zugezogen hatte. Im Januar 1770, als Lessing gerade vor der Übersiedelung nach Wolfenbüttel stand, traf die Hiobspost in Hamburg ein. „Eine unglückliche Witwe“, berichtet Dörffel in seiner trefflichen biographischen Einleitung zum Briefwechsel, „trauerte um den Verlust des ihr in fernem Lande entrissenen Gatten. Vier unversorgte Kinder, von denen das älteste erst zwölf, das jüngste noch nicht $^5/_4$ Jahr alt war — Engelbert König war, als er starb, erst 41 Jahre alt - - hatten in ihm den liebenden, treusorgenden Vater, elf Geschwister einen stets hilfbereiten Bruder verloren. Daß Lessing die letzte Bitte seines verstorbenen Freundes als eine heilige Pflicht nahm, verstand sich bei einem Manne von seinem Ehr- und Zartgefühl von selbst. Er half der schwergeprüften Frau, deren edle Charaktereigenschaften sich ihm im Unglück nur um so schneller und tiefer erschlossen, über die erste Zeit des Schmerzes, der Aufregung und Sorge hinweg, worüber leicht Wochen vergehen mußten. Es währte gar nicht lange, so verlor der vierzigjährige Mann an die damals bereits dreiunddreißigjährige Frau völlig sein Herz. Die stille Neigung, die er wohl schon früher gegen sie empfunden hatte, ging unvermerkt in eine lautere, aufopfernde Liebe über. Sein Schicksal war fortan mit dem ihren verbunden. Auch Evas Kinder, von denen übrigens nur die älteste Tochter

Malchen im späteren Leben glücklich wurde, gewann er, von jeher ein großer Kinderfreund, sehr lieb. Als im März 1770 Kommissionsrat Schmidt, sein Hauswirt, taufen ließ, standen Lessing und Eva gemeinsam Pate, und haben sich vielleicht schon damals ihre nächsten Zukunftspläne anvertraut." —

Im April endlich riß Lessing sich los, am 1. Mai traf er in Wolfenbüttel ein und bezog seine Dienstwohnung im dritten Stock des Schlosses, das er in den folgenden Jahren oft genug in bitterm Unmut sein „verwünschtes Schloß" nennen sollte. Er empfing außer der freien Wohnung einen Jahresgehalt von 600 Thalern und hoffte, sich damit einzurichten; im Juli des Jahres schrieb er an seinen alten Vater, seine Stelle sei für ihn wie geschaffen, denn sie ernähre ihn auskömmlich, auch ließen ihm die Amtsgeschäfte Zeit genug für wissenschaftliche Arbeiten. Und an Nicolai in Berlin schrieb er: „Ich habe allen Grund zu hoffen, daß ich hier recht glücklich leben werde." Die seßhafte Ruhe nach langem Nomadenleben that ihm wohl; man darf annehmen, daß er sich während der ersten Zeit in Wolfenbüttel und dem benachbarten Braunschweig zufrieden gefühlt habe.

Sehr bald freilich stellte sich in der Einsamkeit die Sehnsucht nach Eva und ihren Kindern ein. Er sei den ganzen Tag unruhig, wenn er nach Hamburg schreibe, beichtete er ihr am 10. Juni 1770, und drei Tage vergingen, ehe ihm alles in Wolfenbüttel wieder so recht gefalle. Sie dürfe nicht meinen, daß er dort nicht vergnügt sei. „Nur wenn man sich erinnert, daß man anderswo oft sehr vergnügt gewesen, kann man sich kaum überreden, daß man es noch ist. — Sie mit Ihrer Familie befinden sich doch wohl? und recht wohl? Was

macht Malchen, und was macht mein Pate? Es ist alles jetzt so weitläufig und öde um mich, daß ich zu mancher Stunde gern wie viel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg etwas um mich zu haben. — Ich gehe nun schon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen spazieren; und wenn es wirklich geschähe, was hätte ich Sie da nicht alles zu fragen! Ungefähr können Sie es erraten, und von so einer fertigen Briefschreiberin, als Sie sind, kann ich es schon verlangen, daß sie mir ein Langes und Breites auf die erratenen Fragen antwortet. Eine davon wäre auch diese: reisen Sie noch diesen Sommer? Ich käme Ihnen funfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreiseten, und ich unglücklicherweise nicht hier wäre ..." Der Schluß des Briefes lautet: „Leben Sie recht wohl, meine liebe Freundin; und bedenken Sie fein, daß der Mensch nicht bloß von geräuchertem Fleisch und Spargel [Eva hatte ihm eine Sendung gemacht], sondern, was mehr ist, von einem freundlichen Gespräche, mündlich oder schriftlich, lebet. Dero ganz ergebenster Lessing."

Zunächst wurde seine Sehnsucht bald gestillt. Bereits im Juni 1770 besuchte ihn Frau König auf ihrer Rückreise von Pyrmont, wo sie das Bad gebraucht hatte, mit ihrem Bruder, dem Professor Hahn aus Utrecht, in Braunschweig. Und im August desselben Jahres erfolgte eine zweite Begegnung, wiederum in Braunschweig: Eva nahm vor ihrer Abreise nach Wien Abschied von Lessing.

Die Regelung des Nachlasses bereitete der Witwe ungeheure Schwierigkeiten; hatte doch König sein wie seiner Frau beträchtliches Vermögen in weitverzweigten Unternehmungen angelegt. Insbesondere erforderten die Wiener Fabriken, die unter der Aufsicht eines technischen

Leiters ſtanden, Evas Anweſenheit; denn mancherlei Angelegenheiten harrten ſeit Jahresfriſt der ordnenden Hand. Wie ſchwer es ihr wurde, ſich von ihren Kindern zu trennen, ſie mußte ſich zu dieſer Reiſe entſchließen.

Im Auguſt 1770 machte ſie ſich auf den Weg über Augsburg, München, Salzburg nach Wien. Unterwegs gab es mancherlei Fährlichkeiten zu beſtehen; man reiſte damals nicht ſo bequem wie heute. Von Ilmenau fuhr Eva um Mitternacht mit einem betrunkenen Poſtillon ab. Nach einer Viertelſtunde iſt das Licht verbraucht, „und juſt im Thüringer Walde, wo man auf zwei Meilen keine Hütte trifft, und wo ſolche Wege ſind, daß man am Tage mit Lebensgefahr paſſieret. Nun glauben Sie, daß mir der Mut gefallen ſei? Wahrhaftig nicht! ich ſtieg aus und ſuchte Tannenzapfen, die ſteckten wir an, und ſo halfen wir uns fort.“ — In der Nähe von Bamberg, beim Paſſieren eines ſehr ſteilen Berges, bemerkte ſie noch im letzten Augenblick, daß die Chaiſe im Begriff war, umzuſchlagen, und die Gefahr konnte noch abgewendet werden. „Ich kann es keinem andern,“ fügte ſie dieſem Bericht hinzu, „als Ihrem Gebete zuſchreiben, daß ich allen den Gefahren ſo glücklich entkommen bin.“ — In München war ſie krank, tief niedergeſchlagen und kaum fähig, mit Ruhe und Beſonnenheit ihre Geſchäfte abzuwickeln. „Ich bin ſchon zufrieden,“ ſchrieb ſie, „wann ich es ſo weit bringe, daß ich nicht weine; was das Ärgſte iſt, ſo ſcheinet mir alles, was ich thue, nicht recht gethan zu ſein, in dem Augenblicke bereue ich, was ich den vorhergehenden gethan habe.“ Und ſie fügte den Stoßſeufzer hinzu: „Wie kömmt es, mein lieber Freund, daß man ſo ſehr zurückfallen kann?“ — Noch trauriger wurde ihre Gemütsverfaſſung nach der

Ankunft in Wien. Sobald jemand sie anredete, traten ihr die Thränen in die Augen. Alles erinnerte sie an das vergangene Glück. Kaum konnte der unerwartet gute Zustand, in dem sie die Fabriken fand, sie aufrichten und erfreuen. Was sie allein tröstete, war der Ruf ihres verstorbenen Gatten. Sie schrieb darüber an Lessing: „Sie glauben gar nicht, welch einen guten Namen er hier hinterlassen. Doch warum sollten Sie es nicht glauben? Sie haben ihn ja gekannt."

Lessing suchte die verehrte Freundin, soviel in seinen Kräften stand, aufzuheitern. Schwermut sei eine böswillige Krankheit, die man nicht los werde, weil man sie nicht los werden wolle. Eva hatte in späteren Jahren Veranlassung genug, ihm dies Wort zurückzugeben. Ja schon jetzt, kaum einen Monat, nachdem er ihr jene Definition der Schwermut gegeben, philosophierte er ihr Dinge vor, die erkennen ließen, wie sehr er selbst unter dem Einfluß dieser „böswilligen Krankheit" stand: „Ich habe es mir zum Gesetze gemacht, vergnügt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe; und so wie ich hier lebe, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme. Freilich kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist; aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr, als in unserer Überredung?" (12. Febr. 1771.) Solche Sophismen waren wenig geeignet, Eva Trost zu bringen. Lessing hatte starke Anlage zum Hypochonder; das wußte sie gar wohl, und darum riet sie ihm häufig, sich nicht zu sehr in die Wolfenbütteler Einsamkeit einzuspinnen, sondern so oft als möglich in Braunschweig bei seinen Freunden Unterhaltung und Zerstreuung zu suchen.

Im Februar 1771 durfte Frau König dem Freunde ihre Heimreise ankündigen. Nun brach das Verlangen nach Hause mächtig hervor. „Wie werde ich, wie werden meine Kinder sich freuen, wenn wir uns wieder sehen. Der Gedanke wird mich aufrichten müssen, wenn ich die elende Reise überstehen soll.“ Sie wurde überstanden, und im April durfte Lessing die geliebte Frau in Braunschweig begrüßen. Bei dieser Gelegenheit machte er ihr eine förmliche Erklärung. Doch ihre peinliche Gewissenhaftigkeit erlaubte ihr nicht, ihm jetzt schon das Jawort zu geben; noch erschien ihr die eigene und ihrer Kinder Lage nicht hinlänglich gesichert, um ruhigen Herzens ihr Geschick mit dem des Freundes verflechten zu dürfen. —

In Hamburg gab es ein sehr freudiges Wiedersehn mit den Kindern. Nun lud Eva den Freund dringend ein, im Sommer, wie er versprochen, nach Hamburg zu kommen; er solle nicht im gewohnten Gasthofe, sondern bei ihr absteigen: „Ich kann Ihnen zwar nur eine schlechte Stube anbieten; dafür aber sollen Sie alle mögliche Bequemlichkeit haben und mit einem Herzen aufgenommen werden, das Sie besser schätzen würden, wenn Sie es recht kennten ... Leben Sie wohl, bester Freund,“ so schließt verheißungsvoll dieser Brief, „und glauben Sie nur, daß Sie nie mit größerer Sehnsucht sind erwartet worden, als nun, von Dero aufrichtigsten Freundin E. C. König.“ — Ein paar Tage später sendet sie folgende humoristische Drohung: „Machen Sie, daß Sie bald kommen, sonst schicke ich eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen und bin in meiner längst gehegten Meinung — Sie seien ein

Erzweiberfeind, nun völlig bestärket. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen! Sie müssen an verzweifelt böse Weiber geraten sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig! für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestrafet werden. Das Mädchen, das Sie sich wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden."

Das Sinngedicht, auf das Eva anspielte, ist das folgende:

Das Mädchen.

Zum Mädchen wünscht' ich mir — und wollt' es, ha! recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreun, schwer zu betrüben,
Am Wuchse schlank, im Gange flink,
Von Aug' ein Falk,
Von Mien' ein Schalk;
Das fleißig, fleißig liest:
Weil alles, was es liest,
Sein einzig Buch — der Spiegel ist;
Das immer gaukelt, immer spricht,
Und spricht und spricht von tausend Sachen,
Versteht es gleich das Zehnte nicht
Von allen diesen tausend Sachen:
Genug, es spricht mit Lachen
Und kann sehr reizend lachen.
Solch Mädchen wünscht' ich mir! — Du, Freund, magst deine Zeit
Nur immerhin bei schöner Sittsamkeit,
Nicht ohne seraphin'sche Thränen
Bei Tugend und Verstand vergähnen.
Solch einen Engel
Ohn' alle Mängel
Zum Mädchen haben:
Das hieß' ein Mädchen haben? —
Heißt eingesegnet sein, und Weib und Hausstand haben. —

Evas freundschaftlichen Bitten und Drohungen konnte Lessing unmöglich länger widerstehen. Anfang September

traf er in Hamburg ein, und nun erfolgte die förmliche Verlobung. Der Bräutigam blieb nur zwei Wochen. Am 17. Sept. reiste er nach Berlin, um die Neuherausgabe seiner gesammelten Werke zu fördern und sich des lang entbehrten Umganges mit den dortigen Freunden zu erfreuen. Dort erreichte ihn ein trauriger Brief der Braut, der ihm den Tod ihrer Mutter anzeigte. In seiner Antwort durchbricht zum erstenmal die Wärme der Empfindung den etwas nüchternen Ton dieser Korrespondenz: „Meine liebste, beste, einzige Freundin! Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, in welcher Betrübnis Sie sich wegen des Absterbens Ihrer Mutter befinden. — Aber nicht befinden sollten. Dieser Schlag war Ihnen so vorhergesehen, ist dem Laufe der Dinge so gemäß — doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Betrachtungen trösten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allen noch eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte. Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer um das Vergangene zu entreißen und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen . . .“ Nicht minder innig schrieb ihm Eva nach seiner Rückkehr nach Wolfenbüttel: „Nicht wahr? Sie sind überzeugt, ob Sie gleich zuweilen daran zu zweifeln scheinen, daß ich Sie über alles liebe, über alles hochschätze, und kein Glück mehr für mich auf der Welt ist, wenn ich es nicht mit Ihnen teilen soll. Möchten doch alle die Hindernisse, die uns trennen, gehoben werden

können, wie wollte ich der Vorsehung mit freudigem Herzen danken!"

Wohl ahnten die Liebenden nicht, in wie weiter Ferne diese Zukunft ihnen lag, welche Mühe es kosten sollte, jene Hindernisse aus dem Wege zu räumen! Den zwei Menschen, die keine hoffnungsvollen Jugendjahre mehr einzusetzen hatten, war noch eine lange, traurige Warte- und Leidenszeit beschieden, ehe sie sich am Altar die Hand zu spätem, kurzem Bunde reichen konnten. —

Eva stand bald wieder vor neuen geschäftlichen Verwickelungen. Es wurden plötzlich größere Posten gekündigt, erhoffte Einnahmen blieben aus. Der drohende Bankrott des Geschäftes und der Ruin des eigenen, wie des Vermögens ihrer Kinder war nur abzuwenden durch eine Verständigung mit den Gläubigern und durch günstigen Verkauf der Fabriken und Warenlager in Wien. Eva fürchtete oft, der Arbeit und den Sorgen zu unterliegen. Ein paar Monate nach der Verlobung berichtete sie dem Freunde über die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen habe, und fügte voller Unmut hinzu: „Ich wollte gerne in dem elendesten Winkel der Welt Wasser und Brot essen, wenn ich nur aus dem Labyrinth heraus wäre!" — Mit Lebhaftigkeit ergriff Lessing dieses Wort und drang — nicht zum ersten Male — auf sofortige Verbindung. „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben," schrieb er, „so ist auch mir Wien ein sehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervorteilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen [ihm waren unter der Hand Anerbietungen von dort gemacht worden], und keinen

weiteren Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier [in Wolfenbüttel] damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Und alsdann, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollen, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung: so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brot, auch noch an etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen." — Eyas Antwort ist ein schönes Zeugnis der uneigennützigen Gesinnung dieser seltenen Frau. „Die ganze verflossene Zeit meines Lebens", schreibt sie, „kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, worin ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte; wenigstens so lange, bis meine Umstände eine glückliche Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Anteil genommen haben an allem, was mir begegnet wäre; allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie es jetzt thun, ob Sie es gleich nicht sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich: bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie; noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, sie zu mißbilligen. Nennen Sie sie also nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränkt. — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Falle nicht so handeln würde; und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe. Das einzige, warum ich Sie bitten will, ist, daß Sie sich in Ihrem Plan durch mich nicht irre machen

können, wie wollte ich der Vorsehung mit freudigem Herzen danken!"

Wohl ahnten die Liebenden nicht, in wie weiter Ferne diese Zukunft ihnen lag, welche Mühe es kosten sollte, jene Hindernisse aus dem Wege zu räumen! Den zwei Menschen, die keine hoffnungsvollen Jugendjahre mehr einzusetzen hatten, war noch eine lange, traurige Warte- und Leidenszeit beschieden, ehe sie sich am Altar die Hand zu spätem, kurzem Bunde reichen konnten. —

Eva stand bald wieder vor neuen geschäftlichen Verwickelungen. Es wurden plötzlich größere Posten gekündigt, erhoffte Einnahmen blieben aus. Der drohende Bankrott des Geschäftes und der Ruin des eigenen, wie des Vermögens ihrer Kinder war nur abzuwenden durch eine Verständigung mit den Gläubigern und durch günstigen Verkauf der Fabriken und Warenlager in Wien. Eva fürchtete oft, der Arbeit und den Sorgen zu unterliegen. Ein paar Monate nach der Verlobung berichtete sie dem Freunde über die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen habe, und fügte voller Unmut hinzu: „Ich wollte gerne in dem elendesten Winkel der Welt Wasser und Brot essen, wenn ich nur aus dem Labyrinth heraus wäre!" — Mit Lebhaftigkeit ergriff Lessing dieses Wort und drang — nicht zum ersten Male — auf sofortige Verbindung. „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben," schrieb er, „so ist auch mir Wien ein sehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervorteilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen [ihm waren unter der Hand Anerbietungen von dort gemacht worden], und keinen

„Sie müssen wissen," antwortete sie Lessing auf jenen Rat, „daß ich so handeln muß, wenn ich glücklich sein will." Das war doch schließlich in ihrer traurigen Lage ihre festeste Stütze, daß weder Herz noch Gewissen ihr einen einzigen Vorwurf machten. „Vielmehr geben sie mir das Zeugnis, daß ich in allen Stücken so gehandelt, wie ich habe handeln müssen." Und sie fügt das schöne Wort hinzu: „Mein Schicksal mag also noch so hart sein, so kann ich ihm getrost entgegen sehen. Die Vorsehung, die es über mich verhängt, wird es mich auch gewiß ertragen lehren."

Eine zweite Reise nach Wien war unvermeidlich. Schweren Herzens trat Frau König sie mitten im Winter, im Februar 1772, an. Ihre Kinder gab sie diesmal zu einer Madame Molinié, die eine angesehene Schule mit Pensionsanstalt leitete, in Pension. In Braunschweig nahm sie auf der Durchreise von ihrem Bräutigam Abschied — auf drei lange Jahre, Jahre mühseligster Arbeit und unabläßiger Kämpfe.

Nach ihrer Ankunft in Wien überzeugte sich Eva sehr bald, daß es ein Glück für sie sein würde, wenn sie die Seidenfabrik, deren Absatz in der letzten Zeit zurückgegangen war, ohne großen Schaden losschlüge. Die Tapetenfabrik dagegen, die in gutem Stande war und deren Absatz beständig zunahm, wollte sie zunächst fortzuführen suchen. Ein günstiger Verkauf ließ sich aber nicht sofort ins Werk setzen; man mußte sehr vorsichtig operieren, und nach schwierigen Verhandlungen gelang es erst im Dezember 1774, nach fast drei Jahren, das Werk unter einigermaßen günstigen Bedingungen zu verkaufen. Bald wurde dann auch die Tapetenfabrik veräußert. Frau König hatte ihr Ziel erreicht: die Gläubiger waren nach

lassen, sondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten."

So heiß Lessing die eheliche Verbindung herbeisehnte, er konnte nicht umhin, Evas Gründe zu ehren, und er machte hinfort keinen Versuch mehr, das edelmütige Herz der Freundin umzustimmen.

Zum Glück fand Eva in dem edlen Johannes Schuback, einem Hamburger Kaufmanne, einen aufrichtigen Freund, der in den folgenden Jahren mit großer Treue und Aufopferung der schwerbedrängten Frau zur Seite stand. Nur daß er, eben so peinlich-rechtschaffen wie Eva, alle möglichen Unglücksfälle ihr vorrechnete und sie dadurch noch mehr verschüchterte. Immer wieder flüchtete sie in Gedanken zu dem geliebten Freunde in Wolfenbüttel; sie fühlte, ohne den Trost, sich ihm anzuvertrauen, müßte sie unfehlbar ihrer Last erliegen. Lessing gab ihr den Rat, Rechtschaffenheit und Klugheit — beide in gleichem Maße — walten zu lassen. „Ich fürchte, ich fürchte," setzte er hinzu, „daß Sie bei der gegenwärtigen Lage Ihrer Sachen nur allzu geneigt sind, die erstere zu überspannen." Er kannte seine Eva. Schuback und andere treue Freunde rieten ihr beständig, die Wiener Fabriken unter allen Umständen zu verkaufen, es möge herauskommen, was da wolle. Eva dagegen, so gern sie sich die große Last vom Halse geschafft hätte, hielt es für eine Ehrensache, unter Fortführung der Fabriken zunächst zu versuchen, die Gläubiger, „so Geduld geben wollen, für Schaden zu bewahren." Wir werden sehen, wie sie, unter Verzicht auf alles persönliche Glück und Wohlbehagen, mit geradezu heroischem Mute unter den größten Schwierigkeiten diesen Plan durchgeführt hat. In ihren eigenen Augen war das aber gar kein Verdienst.

„Sie müssen wissen," antwortete sie Lessing auf jenen Rat, „daß ich so handeln muß, wenn ich glücklich sein will." Das war doch schließlich in ihrer traurigen Lage ihre festeste Stütze, daß weder Herz noch Gewissen ihr einen einzigen Vorwurf machten. „Vielmehr geben sie mir das Zeugnis, daß ich in allen Stücken so gehandelt, wie ich habe handeln müssen." Und sie fügt das schöne Wort hinzu: „Mein Schicksal mag also noch so hart sein, so kann ich ihm getrost entgegen sehen. Die Vorsehung, die es über mich verhängt, wird es mich auch gewiß ertragen lehren."

Eine zweite Reise nach Wien war unvermeidlich. Schweren Herzens trat Frau König sie mitten im Winter, im Februar 1772, an. Ihre Kinder gab sie diesmal zu einer Madame Molinié, die eine angesehene Schule mit Pensionsanstalt leitete, in Pension. In Braunschweig nahm sie auf der Durchreise von ihrem Bräutigam Abschied — auf drei lange Jahre, Jahre mühseligster Arbeit und unablässiger Kämpfe.

Nach ihrer Ankunft in Wien überzeugte sich Eva sehr bald, daß es ein Glück für sie sein würde, wenn sie die Seidenfabrik, deren Absatz in der letzten Zeit zurückgegangen war, ohne großen Schaden losschlüge. Die Tapetenfabrik dagegen, die in gutem Stande war und deren Absatz beständig zunahm, wollte sie zunächst fortzuführen suchen. Ein günstiger Verkauf ließ sich aber nicht sofort ins Werk setzen; man mußte sehr vorsichtig operieren, und nach schwierigen Verhandlungen gelang es erst im Dezember 1774, nach fast drei Jahren, das Werk unter einigermaßen günstigen Bedingungen zu verkaufen. Bald wurde dann auch die Tapetenfabrik veräußert. Frau König hatte ihr Ziel erreicht: die Gläubiger waren nach

Möglichkeit befriedigt, und von dem gesamten Kapital war noch ein so ansehnlicher Rest gerettet worden, daß ihr und den Kindern eine jährliche Rente von 400 bis 500 Thalern verblieb.

Aber unter welchen Opfern hatte sie das erreicht! Sie war trotz der erstaunlichen Energie, die in ihr lebte, von nur zarter Konstitution. Der aufreibenden Arbeit, den beständig auf sie einstürmenden geschäftlichen Sorgen und Verlegenheiten zeigte sich ihr Körper auf die Dauer nicht gewachsen. So schmerzlich es ihr war, den fernen Freund mit Klagen zu betrüben, es gelang ihr doch nicht immer, ihm ihren Gemüts- und Körperzustand zu verbergen. „All mein Fleiß ist nicht beglückt," rief sie bitter aus. Sie würde Gott auf den Knieen danken, wenn sie Wien „diese Stunde" verlassen könnte, um es nimmer wieder zu sehen. „Ich war zeither immer krank, und noch mehr am Gemüte krank, als am Körper. Alles mußte zusammenstoßen, fehlgeschlagene Hoffnungen hier, verdrießliche Briefe von Hamburg, und was nicht alles mehr, um mich fast gänzlich niederzuschlagen." Solche Klagen sind in ihren Briefen nicht vereinzelt. — Zu den geschäftlichen Sorgen gesellten sich die um ihre geliebten Kinder, die sie in fremder Obhut hatte zurücklassen müssen. Wie mag ihr Herz in Sehnsucht gebangt haben, wenn sie des siebenjährigen Engelbert, des erst vierjährigen Friedrich, der nun völlig verwaisten, gedachte; wie mag sie sich gehärmt haben, als man ihr anriet, die Kinder nach Auflösung des Hamburger Haushaltes — sie gedachte nach der Rückkehr aus Wien sich nicht wieder in Hamburg niederzulassen — zu den Verwandten in der Pfalz in Kost zu geben. „Sobald ich dies thun müßte," schrieb sie dem Freunde, „so wünschte ich lieber heut als

morgen aus der Welt zu sein. Ich weiß, was mich die Trennung jetzt schon kostet, vielmehr, wenn ich mich auf immer von ihnen trennen sollte."

Aber dies alles war sie zu tragen bereit, wenn sie nur von Lessing gute Nachrichten hatte. Er war der Pol, zu dem ihre Gedanken aus allem Elend der Gegenwart immer wieder hinstrebten, zu dem in den Ruhepausen des mühseligen Lebens ihre Seele floh, um Mut und Hoffnung zu schöpfen. Welch ein liebenswürdiges Eingehen auf seine Interessen findet man da! Beständig hielt sie ihn über die Wiener Theater- und Litteraturzustände auf dem Laufenden, und sie offenbarte, ohne je ein gelehrtes Interesse zu affektieren, tiefes Verständnis für diese Dinge. Mit welcher Freude empfing sie die „Emilia Galotti" aus seiner Hand; das Stück traf mit ihr zu derselben Stunde in Wien ein, und mit vielem Vergnügen las sie es sogleich in der ersten Nacht durch. Später gab sie dem Dichter einen ausführlichen Bericht über die erste Aufführung, in dem die Wiener Schauspieler übel wegkamen. Von den Salzburgern schrieb sie einmal, sie „machen Anspruch auf den guten Geschmack, und es dienet zum Beweis, daß sie ihn wirklich haben, weil man Ihre Minna [von Barnhelm] sechsmal hintereinander gegeben hat, wo es allemal gepfropft voll gewesen sein soll". - - Mit anmutiger Schalkhaftigkeit weiß sie in guten Stunden zu scherzen; manchmal ist ihr Humor mit einer kleinen Dosis satirischer Schärfe durchsetzt und erinnert dann wunderbar an Lessings Witz. So, wenn sie nach dem Tode des anmaßenden und oberflächlichen Hallischen Professors Klotz, dem Lessing kurz zuvor in den „Briefen antiquarischen Inhalts" eine wohlverdiente Züchtigung hatte angedeihen lassen, schreibt: „Was ist Klotzen angekommen, daß er so

geschwind Reißaus genommen? Wie ich seinen Tod hörte, freute ich mich, daß Sie zu seiner Seligkeit noch vieles beigetragen haben möchten, weil Sie ihn wahrscheinlich zur Erkenntnis seiner selbst gebracht."

Doch nicht einmal des Trostes, Lessing gesund und heiter zu wissen, sollte Eva sich lange erfreuen. Schon im Juni 1772 brach eine sehr bittere Stimmung bei ihm durch. „Wer von uns beiden jetzt am meisten aufgemuntert zu werden nötig hat," schrieb er an Eva (27. Juni 1772), „das wäre noch eine große Frage. Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können, auf eine oder die andere Weise. Mir aber ist jetzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei — das alles sind Dinge, die einen so nachteiligen Einfluß auf meine Seele, und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin." Im Oktober, nach dreimonatigem Schweigen, sprach er sich noch weit schärfer aus: „Ich bin schlimmer als krank gewesen: mißvergnügt, ärgerlich, wild; wider mich und die ganze Welt aufgebracht, Sie allein ausgenommen. Sie wissen, daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen." — Was ihn in diese anhaltende wilde Stimmung versetzte, war außer den von ihm selbst genannten Gründen vor allem seine traurige pekuniäre Lage. Er machte Ansprüche an das Leben, wollte nicht durch die Enge

der materiellen Verhältnisse behindert sein, sich nach der Seite des Schaffens und Wirkens, den Forderungen seines Innern entsprechend, auszudehnen, wußte nicht zu rechnen; dazu kam, daß er nach des alten Vaters Tode seine Familie durchgreifender unterstützen mußte. Dafür reichte sein Gehalt nicht aus, geschweige denn für den würdigen Unterhalt einer größeren Familie. Ihm waren, als er seine Stelle antrat, Zuschüsse zugesichert worden; statt dessen wurde ihm vom Herbst 1772 ab sein Einkommen sogar gekürzt, und er mußte weitere Einbußen für die Zukunft besorgen. Denn Braunschweig war unter dem Regiment des leichtsinnigen Herzogs Karl an den Rand des Bankrotts geraten, und es mußte an allen Ecken und Enden gespart werden. Lessing sah sich genötigt, sein Talent in das Joch der Brotarbeit zu spannen. Dieses und die Aussichtslosigkeit einer nahen Verbindung mit Eva beugten seinen herrlichen Geist furchtbar danieder.

Wie mußte der Anblick des in ohnmächtigem Grimm sich verzehrenden Geliebten die ohnehin schwer bedrängte Frau bekümmern! Das trat so recht hervor in der Stunde, wo ihr Schwager, der sie nach Wien begleitet hatte, von ihr Abschied nahm, um wieder nach Hause zurückzukehren (Nov. 1772). Nachdem er alle möglichen Aufträge von Eva empfangen, fragte er, was er denn Lessing bestellen solle. „Die Frage überraschte mich," berichtet Eva. „Mein Herz war ohnedem schon beklommen, denn die ganze Nacht hatte ich schlaflos zugebracht, und mich mit den Gedanken gequält, daß er nun bald Sie und meine Kinder sehen würde, da ich hingegen in der traurigen Lage allein zurückbleiben müsse, ohne zu wissen, ob ich auch noch einmal das Glück zu genießen hätte. Ich konnte ihm daher nicht antworten, bis ein Strom von Thränen dem Herzen

Luft gemacht hatte. Dann so sagte ich ihm: sagen Sie an Lessing in meinem Namen alles, was Sie Ihrem besten Herzensfreunde sagen würden; sagen Sie ihm aber auch zugleich, daß er mir bald und oft schreiben soll." —

Die beiden folgenden Jahre brachten noch weit trübere Stunden. Im Februar 1773 meldete Lessing seiner Braut in hoffnungsfreudigem Tone: der Erbprinz (es war der bekannte Karl Wilhelm Ferdinand, der 1806 bei Auerstädt tödlich verwundet wurde) habe ihm die neu zu besetzende Stelle eines Hofhistoriographen, mit Beibehaltung des Bibliothekariats und Erhöhung des Gehalts, angetragen; nach des Prinzen Rückkehr von Potsdam, wohin er unvermutet habe reisen müssen, solle die Angelegenheit endgültig geregelt werden. Aber sie wurde nicht geregelt! Der Erbprinz kam nach Braunschweig zurück, ließ aber nichts von sich hören. Es vergingen Wochen, es vergingen Monate, es vergingen Jahre! Lessing war immer ein Mann von Wort gewesen, und nichts konnte ihn tiefer erbittern, als ein Wortbruch. — Schon im April schrieb er an Eva höchst gereizt: „Ich möchte rasend werden! Wer weiß, ob ich Ihnen am Ende doch nicht schreiben müßte, daß ich betrogen worden! — Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen!" — Sein Groll steigert sich von Brief zu Brief. Er führe ein Leben, trauriger und elender, als Eva es bei all ihren Unruhen und Kränkungen könne erfahren haben. Er verlor sein Vertrauen und die Spannkraft seines Geistes; hoffnungslose Verzweiflung bemächtigte sich seiner und untergrub für immer seine leibliche und geistige Vollkraft. Wie es in ihm aussah, zeigt der ergreifende Brief vom 1. Dezember 1773, in dem es heißt: „Ich bin mißvergnügt, ärgerlich, hypochondrisch, und in so einem Grade,

daß mir noch nie das Leben so zuwider gewesen. Ich bin seit vier Monaten so gut wie gar nicht aus Wolfenbüttel und aus meinem verwünschten Schlosse gekommen ... Wenn er [der Erbprinz] mich bei der Nase geführt haben will, so hab' er es! Aber ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergessen. Künftigen Januar wird es ein Jahr, daß er mir den ersten Antrag eigenhändig that. So lange warte ich nur noch, um ihm alsdann meine Meinung so bitter zu schreiben, als sie gewiß noch keinem Prinzen geschrieben worden." Es ist ihm fast unmöglich, sich mitzuteilen. Mehr als zehn Briefe an Eva hat er angefangen und wieder zerrissen. „Am besten würde ich thun, wenn ich an alle meine Bekannten, von deren vielen ich auch nicht einmal einen Brief zu sehen verlange, ein Zirkular ergehen ließe, mich für tot zu achten."

Was konnte Eva solcher Raserei gegenüber thun, als immer von neuem zur Ruhe und Besonnenheit zu mahnen, zu bitten, ihrem Glück keine neuen Hindernisse in den Weg zu legen. „Es ist wahr," schrieb sie ihm, „man hat Ihnen übel mitgespielet oder vielmehr in der Art verfehlet, wie man einen Mann, wie Sie, behandeln sollte. Solange aber die Stelle, die man Ihnen angeboten, nicht vergeben ist, solange haben Sie auch nicht Ursache, so entrüstet zu sein, als Sie sind." Es sei ihr undenkbar, daß eine beabsichtigte Täuschung vorliege; eher glaube sie, daß andre Geschäfte die Sache in den Hintergrund gedrängt hätten. Wenn man die finanzielle Lage des Herzogtums in Betracht ziehe, so erscheine alles in milderem Lichte. — Wenigstens hatten diese Vorstellungen den guten Erfolg, unbedachte Schritte zu verhüten. „Sie allein haben mich abgehalten und halten mich noch ab, einen übereilten Schritt zu thun, von welchem

ich die schlimmen Folgen alle voraussehe, den ich aber doch ganz unfehlbar schon längst würde gethan haben, wenn ich nicht auch zugleich die einzige ernsthafte Hoffnung dadurch zu verscherzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt." — Zu besänftigen aber vermochten alle ihre Bitten und Ermahnungen ihn nicht; zu tief hatte er sich eingewühlt in seine leidenschaftliche Verbitterung. Während des ganzen Jahres 1774 erhielt Eva nur einen Brief von ihm! Da verlor auch sie völlig den Mut, ja sie wurde endlich fast in ihrem Glauben an ihn wankend. „Haben Sie sich vielleicht vorgenommen, gar nicht mehr an mich zu schreiben, so melden Sie mir wenigstens das, damit ich mich nicht mit vergeblichen Hoffnungen quäle" ... „Mich plaget das Heimweh, so wie es mich noch nicht geplagt hat. Seit vier Wochen kam die Marter noch dazu, daß ich mir oft vorstellen mußte, weder Sie noch meine Kinder jemalen wiederzusehen, weil ich solche Zufälle hatte und leider noch heute gehabt habe, die mich einen Schlagfluß vermuten ließen." (Dezember 1774.)

Zu Anfang des folgenden Jahres übermannte Lessing der Ekel am Leben dergestalt, daß er sich, wie er seinem Bruder meldete, „durch irgend einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen mußte, um nicht im Schlamm zu ersticken". Er nahm im März Urlaub und reiste nach Wien. Seine Sehnsucht nach der geliebten Frau war übermächtig geworden. Zugleich aber wollte er an Ort und Stelle Erkundigungen einziehen über die schon vor Jahren geplante Gründung einer deutschen Akademie, für die man, wie es scheint, auch den berühmten preußischen Gelehrten in Aussicht genommen hatte. Gar bald aber erkannte er die Nichtigkeit seiner Hoffnungen und Er-

wartungen. Zwar wurden ihm Ehrungen über Ehrungen zuteil: Aufführungen seiner Stücke unter begeistertem Beifall, Einladungen, Führungen durch Bibliotheken und Sammlungen, Audienzen bei Hofe. Dabei aber blieb es; eine feste Zusage, auf die man einen Lebensplan bauen konnte, wurde nicht gemacht. Das konnte indessen den Sonnenglanz dieser glücklichen Wochen, die dem liebenden Paare nach so langer Entbehrung nur allzu schnell verstrichen, kaum trüben. Nun klärte sich in trautem Zwiegespräch so manches Mißverständnis, löste sich so manche Spannung. Ein entscheidendes Resultat ruhiger Unterhaltung mit Eva war für Lessing die Erkenntnis, daß er (wie die kluge Frau sagte) „sich besser zu der Wolfenbütteler Bibliothek, als unter die Hofschranzen" schicke, und er war fortan ernsthaft und klug bestrebt, aus jedem Anerbieten, das ihm von andern Seiten gemacht wurde, für seine Wolfenbütteler Stelle Vorteile herauszuschlagen. Leider wurde der Plan der gemeinsamen Heimreise, auf die beide sich unendlich gefreut hatten, durchkreuzt. Der junge Prinz Leopold von Braunschweig lud Lessing im Auftrage des Fürsten ein, ihn auf seiner bevorstehenden Bildungsreise nach Italien zu begleiten. Widerwillig folgte er einer Aufforderung, die ihm zu anderer Zeit, namentlich in jüngeren Jahren, hochwillkommen gewesen wäre. Doppelt störend wirkte, daß die Reise sich unerwartet in die Länge zog: vom April bis Ende des Jahres 1775. Auch in anderer Beziehung wurde diese Trennung für die Beteiligten im höchsten Grade schmerzlich und beunruhigend. Unzuverlässige Freunde, denen man die Beförderung der Briefe über Wien anvertraut hatte, ließen dieselben einfach liegen. So blieben fast ein halbes Jahr lang alle Nachrichten aus. Eva, die

sich inzwischen nach Süddeutschland zu ihren Verwandten begeben hatte, wurde von den sorgenvollsten Gedanken, den schlimmsten Befürchtungen bestürmt. Vielleicht lag der Freund an irgend einem elenden Orte Italiens krank danieder! — Oder ob er sie vergessen hatte und in Welschland bleiben würde? —

Doch auch diese Prüfungszeit ging vorüber. Im Februar 1776 kehrte Lessing nach Deutschland zurück. Nun galt es endlich, die noch immer nicht geordnete Gehaltsregelung mit allem Nachdruck zur Entscheidung zu bringen. Er war entschlossen, dem Erbprinzen ein Ultimatum zu stellen, „dergleichen er wohl nicht oft dürfte empfangen haben". Wiederum bewährte sich die liebevolle Klugheit und Umsicht der Verlobten. Dringend riet sie, ja bei kaltem Blute zu überlegen, bevor er handle, und dem Erbprinzen nicht Waffen in die Hand zu geben, die zu seinem Schaden gebraucht werden könnten. Zwar führte Lessing dennoch seine Absicht aus, aber er operierte doch mit größerer Behutsamkeit: sehr handgreiflich stellte er dem Erbprinzen das seit drei Jahren gegen ihn zur Schau getragene Benehmen vor Augen und drohte mit dem Abschiede. Das geschah in einem Briefe, der — er ist leider verloren gegangen — ein Meisterstück edlen Freimutes gewesen sein muß; schrieb doch die in ihren Ausdrücken stets sehr maßvolle Braut, nachdem sie ihn gelesen: „Wenn ich Sie nicht vorher so sehr geschätzt und geliebt hätte, als man lieben kann, so würden Ihre Briefe an den Prinzen mich dahin gebracht haben. Bei der Durchlesung habe ich Sie hundertmal in Gedanken umarmt." — Lessings energischer Schritt that seine Wirkung. Es wurde ihm eine Zulage von 200 Thalern bewilligt und — als Pflaster für die tiefen Wunden, die man

seinem Stolze geschlagen — der Hofratstitel hinzugefügt, eine Ehrung, die Lessing mit unverhohlener Gleichgültigkeit hinnahm.

Nun stand, da auch Evas Angelegenheiten nach Wunsch geordnet waren, der Vereinigung des vielgeprüften Paares nichts mehr im Wege. Im August 1776 sahen sie sich, zum erstenmale nach dem Wiener Zusammentreffen, noch einmal in Hamburg. Frau Schuback, die Gattin von Evas treuem Geschäftsfreunde, sprach den Wunsch aus, die Hochzeit möchte auf dem York, einem halbwegs zwischen Harburg und Stade gelegenen Landgute Schubacks, stattfinden. Da die Verlobten eine Hochzeit im allerengsten Kreise, ohne Gäste und ohne Umstände, wünschten — hatte sich doch Lessing nicht einmal einen neuen Rock dazu machen lassen —, so wurde dies Anerbieten dankbar angenommen.

Die eheliche Verbindung erfolgte dann am 8. Oktober auf dem York in aller Stille. Von dort fuhr das Paar geradeswegs nach Wolfenbüttel.

So war nun Lessing im Besitze der teuern Frau, der, wie Elise Reimarus sagte, „alles, was Herz an ihm war, gehörte". Es ist ein hohes Lob, das er Eva erteilte, wenn er seiner Schwester auf ihre Glückwünsche (Nov. 1776) antwortete: „Meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe. Eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsre Mutter gegen unsern Vater gekannt haben." — Es war nicht das berauschende Glück einer im Frühlingsglanz des Lebens geschlossenen Ehe, das Lessing und Eva durchkosteten: zwei an Leib und Seele gereifte, in des Lebens Drang und Not erprobte Menschen hatten sich verbunden, um, tief durchdrungen vom Bewußtsein des gegenseitigen Wertes, still beglückt in Liebe und Treue, von den Stürmen des

Lebens bei einander auszuruhen. Nun zeigte sich, welch ein richtiges Verständnis für Lessings Bedürfnisse Eva bewiesen hatte, indem sie von jeher betonte, daß Wolfenbüttel für ihn, der nicht in das Hofleben passe, der geeignetste Ort, das Bibliothekariat ein ihm durchaus gemäßes Amt sei, insofern nur sein Einkommen einigermaßen billigen Ansprüchen genüge. Von neuem regte sich seine Arbeitslust; ja, nach langer Pause erwachten sogar Trieb und Kraft zu dramatischer Produktion.

Das Jahr 1777 war das friedenvollste und glücklichste Jahr in Lessings Leben. Seine Zufriedenheit und gute Laune spiegeln sich in den Briefen, die er während der Zeit seiner Ehe schrieb. Seinen Freunden entging diese große Veränderung seines Wesens nicht. Moses Mendelssohn schrieb ihm: „Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmoniert, als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und alles, was ich von Ihnen höre und sehe, bestärkt mich in diesem angenehmen Dünken, mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser besseren Lage Ihres Gemüts notwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?“ —

Daß Mendelssohn „die Frau“ obenan stellte, macht seiner Menschenkenntnis alle Ehre. Es giebt noch ein anderes Zeugnis schwerwiegender Art, welches den Ein-

druck schildert, den Eva Lessing auf einen sehr begabten und tüchtigen jüngeren Menschen machte. Der später berühmte Geschichtsforscher Ludwig Timotheus Freiherr v. Spittler, der damals auf der Wolfenbütteler Bibliothek arbeitete und fast drei Wochen lang täglich in Lessings Hause verkehrte, schrieb an einen Freund: „Wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffte ich nimmermehr kennen zu lernen! Diese unstudierte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezaubernste Sympathie allen mitteilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Schon ist des liebevollen Verhältnisses Evas zu ihren Kindern mehrfach gedacht worden. Die Briefe, welche sie aus der Ferne an sie richtete, zeigen den sittlichen Ernst, mit dem sie deren Erziehung leitete. Ein kurzer Neujahrsbrief lautet: „Meine lieben Kinder! Ich wünsche euch allen ein beglücktes neues Jahr: daß ihr in demselben an Tugend und Rechtschaffenheit immer mehr und mehr zunehmen möget. Das ist die Belohnung, so ich für alle Mühe, die ich für euch verwende, wünsche und erwarte. Lebt wohl! Ich bin eure getreue Mutter E. C. König." — An ihre einzige Tochter Amalia schrieb sie: „Meine liebe Tochter, das Verlangen, welches du äußerst, mich bald wieder zu sehen, ist bei mir eben so groß und vielleicht noch größer als bei dir. Die Zeit wird, will's Gott! auch kommen; und wenn ich euch dann nur gesund

und brav finde, so werden alle die unangenehmen Stunden, so ich hier zubringe, reichlich ersetzt sein. Sei fromm und ermuntere Deine Brüder, es auch zu sein, so wird Gott, der bisher so reichlich für uns gesorgt hat, ferner unser Beistand und Vater sein. Er verläßt die nicht, die Ihn fürchten und lieben. — Sage der Carolina, die Mama hätte geschrieben, sie sollte Dich auch fleißig arbeiten lassen, damit Du Dich indessen nicht zum Müßiggang gewöhnest. Man ist nicht glücklicher, als wenn man von Jugend auf lernet, seine Zeit nützlich anzuwenden, es bewahrt uns unser ganzes Leben hindurch vor Langeweile, die gar oft schlimme Folgen nach sich ziehet. Denn wer seine Zeit nicht gut anzuwenden weiß, wendet sie oft schlecht an. — Was liest Du denn nun? Dieses und ob Du Dich ans Geradegehen gewöhnest, sage mir ausdrücklich, wenn Du wieder schreibest." —

Solche Lehren, durch einen edlen, vorbildlichen Wandel unterstützt, mußten gute Frucht bringen. Daß Lessing seine Stiefkinder mit echter Vaterliebe umfaßte, daß sie an ihm wie an einem natürlichen Vater hingen, erhöhte die Harmonie dieser Ehe, die so voller Glück und — so kurz war!

Nur ein Jahr hat sich Lessing des Besitzes seiner Eva freuen dürfen. Am Weihnachtsabend 1777 gebar sie ihm zu seiner unaussprechlichen Freude einen Sohn. Doch die Freude währte nicht lange. Die Entbindung war schwer und unglücklich gewesen; nur vierundzwanzig Stunden blieb das Kind am Leben. Die Mutter schwebte in Todesgefahr. Volle neun bis zehn Tage lag sie ohne Besinnung; Lessing, der Tag und Nacht um sie war, mußte wiederholt von ihrem Bette entfernt werden, um der Sterbenden, die ihn allein noch erkannte, den Todeskampf nicht

zu erschweren. Am 31. Dezember schrieb er an Professor Eschenburg in Braunschweig mit der bittern Laune, in die sich stets seine Verzweiflung kleidet: „Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — War es nicht Verstand, daß er so bald Unrat merkte, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." —

Tagelang noch zuckte die Flamme des Lebens auf und nieder; kurz und immer kürzer flackerte die Hoffnung auf, „sie diesmal noch zu behalten, deren Umgang ihm jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird." Am 10. Januar 1778 schloß Eva die Augen zum ewigen Schlummer. Sie ließ ihren Gatten als einen an Leib und Seele gebrochenen Mann zurück.

„Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen" — mit diesen in ihrer Resignation erschütternden Worten meldete er das Ereignis dem Freunde Eschenburg. Am Tage, da sein Glück zu Grabe getragen wurde, schrieb er einen herzzerreißenden Brief an seinen Bruder, in welchem sich sein ganzer Jammer in den Ausruf zusammenpreßt, daß er „sein Glück nicht verdient habe". — Und wiederum zwei Tage später an Eschenburg: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu erleben: wie gern wollte ich es thun!" —

Von Lebensüberdruß gepeinigt, spielte er oft mit dem Gedanken, freiwillig zu enden. Immer düsterer wurde die Färbung seiner Briefe. An seine alte Freundin Elise Reimarus, eine Tochter des i. J. 1768 verstorbenen Hamburger Professors Hermann Samuel Reimarus, die ihn zu tapferem Ausharren aufgefordert, schrieb er (August 1778): „Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollte als andere Menschen! — Haben Sie auch wohl recht, daß Sie mir raten, bloß um einem elenden Feinde [Goeze, mit dem Lessing damals in heftiger Fehde lag] keine Freude zu machen, in einem Zustande auszuharren, der mir längst zur Last geworden? — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche nur mit den Zähnen und lasse den Kahn treiben, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will."

„Nach dem Dahinscheiden der liebenden Gattin", schreibt, Lessings ferneres Leben zusammenfassend, E. Dörffel*), „sinkt und schwindet die Kraft des bis dahin rüstigen Mannes. Im ‚Nathan' singt der kühne Kämpfer und Streiter als milden Schwanengesang das Evangelium der Liebe; wie um sich zu recken, umspannt er in der ‚Erziehung des Menschengeschlechts' noch einmal den Riesenbaum der Welt, vergebliches Bemühen — und stirbt den leiblichen Tod (15. Febr. 1781). Nur ein Trost bleibt in dem Elend des verwitweten Mannes, daß er in seiner Stieftochter Amalia eine Stütze und aufopfernde Pflegerin, in Elise Reimarus eine nahe Geistesverwandte als leiblichen Ersatz für Eva gefunden hat." —

*) A. a. O. Bd. 1, S. 23.

Erneſtine Voß.

Ein blutarmer junger Menſch kam Oſtern 1772 der einundzwanzigjährige Johann Heinrich Voß (geb. den 20. Februar 1751) nach Göttingen, um die dortige Univerſität zu beſuchen. Als Erzieher auf einem mecklenburgiſchen Rittergute hatte der ſchöngeiſtiger Beſchäftigung geneigte Jüngling einige Gedichte an den Herausgeber des Göttinger Muſenalmanachs geſandt und einen Brief beigefügt, in dem er ſeine traurige materielle Lage — die Eltern waren infolge des ſiebenjährigen Krieges völlig verarmt —, ſeine Wünſche und Hoffnungen auseinanderſetzte. Der Herausgeber des Almanachs, Heinrich Chriſtian Boie in Göttingen, hatte ſeine Sendung mit einem liebenswürdigen Briefe erwidert, worin er ihm die Hand zur Verbeſſerung ſeiner Lage bot. Unentgeltlicher Beſuch der Kollegien, Unterſtützungen und Freitiſche wurden ihm ausgewirkt; und als der junge Voß im April in Göttingen einrückte, fand er ſich von dem ſieben Jahre älteren Boie und deſſen Freunden wie ein Bruder aufgenommen.

Dieſer Mann, der dem mittelloſen Jüngling mit ſeltenem Edelmut die Wege bahnte, war der Sohn eines holſteiniſchen Geiſtlichen. Boie betrieb ſein Rechtsſtudium,

das er einzig als Mittel zu künftiger Versorgung ansah, nur lässig; seine ganze Liebe gehörte der schönen Litteratur. Er kannte die Grenzen seines nur mäßigen Talentes und hatte, als er Voß nach Göttingen zog, den Traum von künftigem Dichterruhm schon ausgeträumt. Um so mehr fühlte er sich verpflichtet, junge Talente selbstlos zu fördern. Er suchte und fand immer mehr seinen Lebensberuf darin, zwischen den zerstreuten Schriftstellern Deutschlands ein Mittel- und Bindeglied abzugeben. So sammelte sich nach und nach um ihn ein Kreis von jungen Leuten, die, wie Boie sagte, von den Musen geliebt wurden, sich untereinander liebten, und mehr noch Freunde als Dichter seien. Bürger, Hölty, später die beiden jungen Grafen Stolberg, Leisewitz u. a. m. traten dieser Verbindung bei, aus der allmählich der unter dem Namen Hainbund bekannte Dichterkreis hervorging. Voß, der 1773 das anfangs gewählte theologische Studium mit dem der Philologie vertauschte, nahm mit ganzer Seele an dem halb spießbürgerlichen, halb genial-übermütigen Treiben teil.

Unter den im Göttinger Musenalmanach veröffentlichten Erzeugnissen des Bundes erschienen auch Liebeslieder von Voß, die, wie so manches, was der „Hain" hervorbrachte, durchweg gemacht waren; denn noch im Mai 1773 versicherte der verständige junge Mann, daß er bis dahin nie geliebt habe, ihm auch „gar nicht einmal die Versuchung angekommen sei". Es genügte ihm vorläufig, nach Klopstocks, des Bundesgottes, hohem Vorbilde in schwärmerischen Oden die „künftige Geliebte" anzusingen. Bald aber sollte diese „seraphische" Jungfrau Fleisch und Blut annehmen. Aus Boies und dessen Pflegebruders Esmarch Erzählungen erfuhr Voß, daß

die Freunde drei innigst verehrte Schwestern besaßen, die an ihren Bestrebungen lebhaft Anteil nahmen. In Boies Briefen an seine Familie war des jungen Freundes so oft mit Lob und Liebe erwähnt worden, daß ein gegenseitiges Interesse und ein brieflicher Verkehr zwischen Voß und den Schwestern die natürliche Folge war. Besonders vertrauensvoll und herzlich wurde bald der Ton seiner Briefe an die achtzehnjährige Ernestine Boie (geb. den 31. Januar 1756), die ihm die Schilderungen des Bruders und ihre eigenen Briefe als das Ideal allen Liebreizes und jeglicher Tugend erscheinen ließen. Als im Sommer dieses Jahres die älteste Schwester Margarete, die Frau des Buchhändlers Jessen in Flensburg, starb, suchte Voß die Leidtragenden zu trösten durch seine „Elegie an zwei Schwestern". Im November 1773 sandte er Ernestinen eine „An Selma" überschriebene Ode, die schon wärmere Empfindungen wiederspiegelt; zum Schluß heißt es mit Andeutung eines bevorstehenden brüderlichen Besuches:

„An dem rötlichen Baum, wo Du im Abendglanz
Philomelen behorchst und an die Schwester denkst,
Naht urplötzlich Dein Bruder,
Und ein Fremder an seiner Hand.
Selma! Wenn Dir alsdann schnelle Vergessenheit
Deiner leichteren Tracht, wenn Dir der Wange Glut
Und des klopfenden Herzens
Ahndung sagte, daß ich es sei!"

Wenige Wochen später reiste Boie nach Flensburg zu einem Weihnachtsbesuch im Vaterhause. Ernestine war enttäuscht; sie hatte gehofft, daß sich schon jetzt verwirklichen würde, was des Geliebten Gedicht ihr im Bilde gezeigt hatte. Sie mußte ihre Sehnsucht beschwichtigen

bis ins nächste Frühjahr hinein; die Osterferien 1774 bestimmte Voß zu einer Reise nach Flensburg. „Heida!“ kündigte er ihr sein Kommen an. „Nun gehn wir dem Frühling mit starken Schritten entgegen. Dann les' ich Kleists Frühling unter einem blühenden Apfelbaum [im Flensburger Pfarrgarten nämlich]! Dann hör' ich die liebe Nachtigall! O wie schön, wie schön! Freuen Sie sich, Ernestinchen?“

Die Reise wurde denn auch ausgeführt. Nach mehrtägigem Aufenthalt in Hamburg, wo er Klopstock und Claudius besuchte, ging Voß nach Flensburg und betrat klopfenden Herzens das Boiesche Haus. Würde er erfüllt finden, was seine Träume ihm vorgegaukelt hatten? —

Seit Jahrhunderten schon hauste das Geschlecht der Boie*) in Dithmarschen. Kraft- und mutvolle Männer waren aus der Sippe hervorgegangen. Der Vater Heinrich Christians und Ernestinens war Diakonus zu Flensburg und Kirchenpropst des Amtes Flensburg und der Landschaft Bredstedt. Er wird uns geschildert als ein gelehrter Mann, als ein würdiger Geistlicher von aufrichtiger Frömmigkeit, die durch ein jahrelanges schmerzhaftes Siechtum schwer geprüft wurde. Übrigens bedarf es keiner eingehenderen Charakterschilderung; denn Voß hat in dem ehrwürdigen Pfarrer von Grünau (in seiner „Luise“) diesem Manne das schönste Denkmal gesetzt. — Seine Gattin, Engel Katherine Haberkorn, eine Predigerstochter, war eine feste, ernste, etwas spröde Frau, die den Reichtum

*) Ueber die Familie Boie orientiert genauer das Buch: Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert. Von Karl Weinhold. Halle, 1868.

ihres Herzens nicht jedem erschloß, aber bei allen, die sie genauer kannten, hohe Verehrung und Liebe genoß. An Stärke des Gottvertrauens glich sie ihrem Manne.

Kaum hatte Voß einige fröhliche Tage in dem gastfreundlichen Pfarrhause verlebt, als ihn ein nicht ungefährliches Brustübel ergriff und wochenlang an das Krankenlager fesselte. In dieser Leidenszeit fand er in der liebenswürdigen Familie die innigste Teilnahme und sorgsamste Pflege; Erneſtine aber wich kaum von seinem Bette. Wie wohl dem jungen Mann diese Liebe und Treue that, wie er die Familie Boie ganz in sein Herz schloß, zeigen seine enthusiastischen Briefe aus Flensburg an den Freund Brückner. Da heißt es: „Ich werde hier als einer von der Familie angesehen. Der alte Boie ist einer der würdigsten Männer, die ich kenne. Seine Frau gleicht ihm ganz. Und die Söhne und Töchter sind alle ein Beweis, daß Gott die vernünftigste und wärmste Ehe habe segnen wollen. Solche Liebe zwischen Eltern und Kindern und solche Eintracht unter den Kindern hab' ich noch nie gesehn. Man glaubt in einer paradiesischen Welt zu sein, so vortreffliche Leute sind's." Und später, auf der Heimreise, an denselben Freund: „Wenn ich an Flensburg recht stark denke, so kann ich noch weinen. Solche Leute giebt's nirgends. Der alte Boie ist nach Klopstock der vollkommenste Mann, lauter Redlichkeit, Offenherzigkeit, Freiheit, und in seinem Hause die Freundlichkeit selber. Die Mutter lieb' ich ebensosehr als meine eigene; Du weißt, wie sehr ich diese liebe und wie sehr sie's verdient. Die Kinder — o Brückner, könntest Du Erneſtine einmal sehn, Du würdest den Stoff zu einer Unschuldidylle von ihr nehmen."

Er war also nicht enttäuscht worden. Vielmehr hatte

das anspruchslos und wirtschaftlich erzogene Mädchen, das in Küche und Keller, in Garten und Haus geschäftig waltete, und dessen reinem Sinn und keuschem Gemüt doch auch die Welt der höheren, geistigen Interessen nicht verschlossen war, sein Herz ganz hingenommen. Welche Wonne mochte er empfinden, als er von ihren Lippen das süße Geständnis ihrer Gegenliebe empfing! — Nach seiner Rückkehr nach Göttingen sehen wir sein ganzes Denken und Trachten auf das eine Ziel gespannt: Ernestine bald sein eigen zu nennen. Doch er war ein armer Student; wie eine Lebensstellung finden, die ihm erlaubte, ohne Scheu um des Mädchens Hand zu bitten. Auch jetzt war es wieder Heinrich Boie, der den Schwankenden praktisch förderte: als er im Sommer 1774 eine längere Reise antrat, legte er die selbständige Leitung des Almanachs in Voßens Hände. In der Herausgabe dieser Zeitschrift fand der junge Dichter nicht nur eine seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung, sondern bei der fortgesetzten Vermehrung der Abonnentenzahl auch die Mittel zu einer selbständigen bürgerlichen Existenz.

Inzwischen hatten sich die jungen Freunde des Göttinger Dichterbundes zerstreut, und da sein kränklicher Körper ihm ohnehin den regelmäßigen Besuch der Vorlesungen verbot, nahm Voß freudig die Einladung Claudius' an, sich im traulichen Wandsbeck niederzulassen. Im April 1775 siedelte er dorthin über, und hier erblühte ihm in Gemeinschaft mit dem Claudiusschen Ehepaar ein idyllisch-heiteres Leben. Nur die Nachrichten über den bedenklichen Gesundheitszustand des Vaters Boie bereiteten ihm Sorgen. Oft schrieb er seiner Ernestine Trostbriefe, bereitete sie auf das Schwere, das ihr bevorstand, vor

und bat sie, sich nicht zu sehr dem Schmerze zu überlassen. „Du gehörst nicht bloß Deinem Vater an, auch Deine Mutter, Deine Geschwister, und, den ich zuerst hätte nennen sollen, Dein Voß hat gerechten Anspruch auf Dein Herz. Für den schone Dich! Sein Leben hängt an Deinem, und die Welt wäre ihm zu enge, sobald Ernestine ihn verlassen hätte." — Sein Herzenswunsch, den verehrten Vater noch einmal zu umarmen, wurde ihm erfüllt. Im Spätherbst 1775 erbat und erlangte er die Einwilligung der Eltern zur Verlobung mit Ernestine, und im Frühjahr des folgenden Jahres eilte er abermals nach Flensburg, um den Segen des sterbenden Vaters zu empfangen. „Wie es euch gehen wird auf Erden, das weiß ich nicht; aber daß es euch gut gehen wird, das weiß ich": — dieses Wort gab der Scheidende dem Brautpaar mit auf die Lebensreise. Bald stand die trauernde Familie an seiner Bahre. Treulich teilte Voß ihren Schmerz; in seiner Ode: „An den Geist meines Vaters Johann Friedrich Boie" widmete er dem Entschlafenen ein Lied wehmütiger Erinnerung.

Nach seiner Rückkehr nach Wandsbeck machte Voß ernstliche Anstrengungen, ein Amt zu erlangen. Bald stand eine Professur in Kiel, bald ein Konrektorat in Hamburg in Aussicht. Beide Pläne zerschlugen sich. Da entschloß er sich mit der Verwegenheit heißblütiger Jugend — Klopstock scheint ihn darin bestärkt zu haben —, „auf den Musenalmanach zu heiraten," dessen Einnahme gewisser sei als alle Professionen und manche Ämter. Voß glaubte umsomehr entscheidende Schritte zur Vermählung thun zu dürfen, als der Verleger des Almanachs ihm ein ansehnliches Honorar kontraktmäßig zugesichert und sein Freund Friedrich Stolberg ihm den Ertrag seiner

Homerübersetzung geschenkt hatte, eine Summe, die zur Deckung seiner Schulden und zur Beschaffung der ersten Einrichtung reichte. Seine Aussichten waren für Ernestine völlig beruhigend, und sie teilte den Wunsch einer baldigen Verbindung von ganzem Herzen. Festen und mit der Zeit nur sich steigernden Widerstand fand er bei der Brautmutter. Seinen liebevoll bittenden Briefen setzte sie hartnäckig die Erklärung entgegen, sie habe eine unwiderstehliche Abneigung, ihre Tochter einem Manne ohne Amt zu geben.

Ernestine durchlebte einen schweren und schmerzlichen Widerstreit der Empfindungen, der nachteilig auf ihre Gesundheit wirkte. Sie hat in späteren Lebensjahren in ihren trefflichen Mitteilungen*) „Aus dem Leben von J. H. Voß“ diese ihrer Verehelichung vorhergehende traurige Zeit beschrieben, und so möge sie selbst das Wort nehmen. „Wir hatten bei den langen Leiden meines Vaters unbeschreiblich schwere Zeiten durchlebt. Als er im Frühling 1776 von uns schied, traten neue Sorgen ein, wie wir von dem Wenigen, was uns nachblieb, leben würden. Sollte ich bei meiner Mutter bleiben, so mußte ich für meinen eigenen Bedarf durch der Hände Arbeit sorgen. Die kindliche Liebe zu meiner Mutter erleichterte mir, was ich von ihren Launen zu tragen hatte. Daß meine Sehnsucht, mit Voß vereinigt zu werden, groß war, darüber durfte ich mir keine Vorwürfe machen. Ich hatte ihr oft erklärt, ohne ihre Erlaubnis wollten wir nichts

*) Wieder abgedruckt im 49. Bande von Kürschners Deutscher National-Litteratur: Der Göttinger Dichterbund. I. Teil. Johann Heinrich Voß. Herausgegeben von Professor Dr. August Sauer. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

durchsetzen, was uns keinen Segen bringen könnte. Aber was sie von mir begehrte, gemeinschaftlich mit ihr gegen Voßens Plan, ohne Amt zu heiraten, zu wirken, verweigerte ich, da ich innig überzeugt war, daß Voß bei der Einnahme vom Almanach, die durch mitgeteilte Kontrakte auf eine Reihe von Jahren fest stand, nur dann zur Thätigkeit, die in seinem ganzen Wesen lag, gelangen konnte, wenn wir vereint lebten. Oft mußte ich die Worte hören, wenn ich diese unglückliche Neigung nicht hätte, so könnte ich der Trost und die Stütze meiner Mutter sein; jetzt hätte sie bei ihrer großen Liebe für mich nur die drückende Sorge, daß es mit uns nie zu etwas Gründlichem kommen würde. — Oft war sie äußerst zärtlich und nachgebend gegen mich und verlangte keine Briefe zu lesen, die ich schrieb oder bekam; dann wieder zürnend über das ewige Schreiben, welches Zeit und Geld koste ... Ganz durfte ich Voß in meine Lage nicht einweihen, teils um ihn zu schonen, teils weil ich seine Heftigkeit fürchtete, die er wohl gegen meine Mutter zurückgehalten hätte, nicht aber gegen meinen Schwager [Jessen, der die Mutter in ihrem Widerstande bestärkte], deren Folgen ich zu fürchten Ursache hatte. Auch war es wohl falsche Scham von mir, daß ich ihm nicht zu sagen wagte, in welcher bedrückten Lage der äußern Umstände wir waren."

In dieser peinigenden Situation war es schließlich eine Erleichterung für alle, als Voß, unbeirrt durch den Einspruch der Brautmutter, im Frühling 1777 in Flensburg eintraf. Heftig erschüttert durch das leidende Aussehen der Braut, schloß er sie in die Arme mit den Worten: „Ohne dich mitzunehmen, verlasse ich Flensburg nicht wieder." Der Mutter trat er mit Selbstüberwindung mild und liebevoll entgegen und suchte auf alle mögliche

Weise ihr Herz zu gewinnen. Er hatte einen harten Stand. Fast zwei Monate weilte er in Flensburg, ohne die mütterliche Einwilligung zur Festsetzung des Hochzeitstages erlangen zu können. Geduldig suchten die jungen Leute die Hindernisse zu besiegen. Endlich überwand Frau Boie ihre Abneigung, und nun ging es ungesäumt an das Besorgen und Nähen der Brautausstattung. Für das beglückte Pärchen begann ein reizendes Leben, das Ernestine in folgendem Genrebilde festgehalten hat: „Voß arbeitete damals sehr eifrig an seiner Odyssee und hatte auch zur Herausgabe des Almanachs die vorrätigen Papiere mitgebracht. Da entschloß er sich gleich, sich auch in Thätigkeit zu setzen. Ich stand jeden Morgen vor vier Uhr auf und ging, um die Mutter nicht zu stören, mit der Magd in die Küche, die immer sauber wie ein Zimmer gehalten ward. Nach dem Frühstück ging ich mit Voß auf sein Zimmer. Da fing unser schönes Leben zuerst an, wo ich teilnehmen durfte an seiner Arbeit, und wo ich Sitz und Stimme erhielt, indem er meinte, es würde ihm leichter bei einer Schwierigkeit, wenn er sich aussprechen könne . . . Nachmittags war ihm sein Zimmer zu heiß von der Sonne. Dann ward ihm der Arbeitstisch in die Küche gestellt, auf dessen kleinerer Hälfte wir unsern Kaffee auskramten. So traf uns einmal Stolberg*) mit seiner Schwester auf der Durchreise, und es machte beiden große Freude, daß die Mutter und ich uns einen Platz auf dem Herd einrichteten und den Fremden

*) Graf Friedrich Leopold von Stolberg, geb. 1750, von 1777 ab in diplomatischen Stellungen thätig (u. a. als Gesandter des Fürstbischofs von Lübeck am dänischen Hofe), von 1793—1800 Regierungspräsident in Eutin. Er war der Hervorragendere der bekannten Dichter-Brüder.

unsere Stühle einräumten. Wenn wir einmal recht fleißig gewesen, so gingen wir wohl schon nachmittags nach unserm lieben, nicht fernen Walde und brauten uns selbst Kaffee; gewöhnlich blieben wir bis zur Abendkühle zu Hause."

So kam der 15. Juli, der Tag der Hochzeit, heran. Ernestine flocht sich selbst den Brautkranz von den Zweigen eines Myrtenstöckchens, das eine arme Gärtnersfrau brachte, die früher aus dem Boieschen Hause Wohlthaten empfangen hatte; der glückliche Bräutigam setzte ihn ihr aufs Haupt. Voll Rührung gedachte man des sehnlichen Wunsches, den der Vater auf seinem langen Sterbelager so oft ausgesprochen hatte: das Paar selbst zu trauen. Die Mutter, nun ganz versöhnt, geleitete mit herzlichen Segenswünschen die Kinder, als sie wenige Tage nach der Hochzeit nach Wandsbeck abreisten.

Hier lebte das junge Paar zunächst aufs äußerste eingeschränkt. Sie gaben sich bis zur Einrichtung der eigenen Wirtschaft bei Voßens früheren Wirtsleuten in Kost und bewohnten außer einem Kämmerchen, das lediglich zum Schlafen und Ankleiden reichte, ein bretternes Gartenhaus, in dem man sich so behaglich als möglich einrichtete. Der gemütvolle Claudius und seine Frau Rebekka bewiesen sich als zu Rat und That jederzeit bereite Nachbarn. Klopstock, Doktor Hensler in Altona und der Pädagoge und Schriftsteller Joachim Heinrich Campe waren die ersten und hinfort oft wiederkehrenden und stets willkommenen Gäste des jungen Haushalts.

Im Herbst führte Voß die junge Frau seinen alten Eltern in Mecklenburg zu. „Meine Eltern", berichtete er von dort seiner Schwiegermutter, „sehen mit innigem

Wohlgefallen auf diese ihre geliebte Tochter und freuen sich des Glücks, welches ihr Sohn in ihren Armen genießt .... Eben hat mein Vater mit voller Zärtlichkeit von Ernestine gesprochen, daß er des Nachts sogar träumte, wie glücklich seine Kinder wären, und daß er dann aufwachte und lange nicht wieder einschlafen könnte; daß er Gott für nichts so sehr danke, als daß er ihn die Freude erleben lassen, seine Schwiegertochter zu sehen; sie hätte 'was Unwiderstehliches in ihrem Wesen und dabei wäre sie so fromm und gottesfürchtig." — Mit kindlicher Freude zeigte Voß seiner Ernestine den ehrwürdigen Hausrat, den die Eltern aus besserer Zeit herübergerettet hatten, und den er in seiner Idylle „Der siebzigste Geburtstag" so schön geschildert hat:

„Auf dem Gesimse blinkten die zinnernen Teller und Schüsseln;
Und an den Pflöcken hingen ein paar stettinische Krüge,
Eine zierliche Ell', ein Mangelholz und ein Desem.*)
Auch den eichenen Schrank mit Engelköpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing . ."

Überhaupt ist die Idylle durchweg erlebt: der Dichter selbst ist der erwartete Sohn, der die junge Frau den Eltern zuführt, und Ernestine erzählt uns, wie sie das Gerät, das Voß so anschaulich geschildert, dort noch wohlerhalten gesehen habe.

Ende Oktober wurde die Rückreise angetreten. Voßens bezogen eine etwas geräumigere Wohnung mit einem Garten und fingen nun ihre eigene Wirtschaft an. Auch jetzt konnte nur das unentbehrlichste Hausgerät beschafft werden. Treulich unterstützte Voß seine Frau beim Einrichten; an ratenden und hilfreichen Freunden fehlte es nicht, und bald kam Regel und Ordnung in das einfache Leben.

*) Desem oder Besemer: eine Art Haushaltungswage.

Die musterhafte Schilderung dieses ersten, in Wandsbeck verlebten Ehejahres, die Ernestine als ehrwürdige Greisin niedergeschrieben hat, ist, wie Fr. E. Theod. Schmid mit Recht bemerkt*), „ein lauterer Spiegel für junge Eheleute, die bei geringem Einkommen sich nicht bloß redlich und schicklich, sondern auch vergnügt und fröhlich durchzuhelfen wünschen, der schönste Kommentar zu dem leichter gesagten als ausgeführten Spruche, man könne bei wenigem froh sein, wenn man seine Welt in sich trägt."

Lassen wir nun Ernestine erzählen!

„Bald brachten wir eine gewisse Regel in unseren Lebensplan, denn nach unser beider Naturanlage suchten und fanden wir das höchste Glück in unserm Hause bei stiller Thätigkeit. Die Einladungen nach Hamburg beschränkten sich allmählich auf einmal die Woche. Meistens ging ich mit, und wir blieben die Nacht bei Mumssens. Manchmal nahmen wir auch mit Claudius einen Wagen und gingen wohl gar ins Theater, doch dieses des hohen Preises wegen sehr selten. Unsere tägliche Regel war, am Vormittage sehr fleißig zu sein. Nach Tische gingen wir in dem schönen Schloßgarten spazieren. Dann wurden wohl Besuche gemacht in den sechs Familien, mit denen wir nachbarlich verkehrten. Abends waren wir häufig mit Claudius zusammen, und in dem Hause, wo

---

*) Die älteste Biographie Voßens von Fr. E. Theod. Schmid ist enthalten in der einbändigen Folio-Ausgabe der Sämtlichen poetischen Werke von Johann Heinrich Voß, herausgegeben von Abraham Voß (Leipzig 1835). Eine erschöpfende Lebensbeschreibung neueren Datums haben wir in Wilhelm Herbsts: Johann Heinrich Voß. Leipzig 1872—1876, 3 Bde.

nach vorhergegangener Unterſuchung das meiſte Eſſens-würdige ſich fand, ward die Tafel gedeckt. Eine bedeutende Rolle ſpielte ein Stück kaltes Pökelfleiſch oder ein Karpfen, den man vom Fiſcher im Schloßgarten ſelbſt aus dem Teiche heben ſah und ins Schnupftuch gebunden nach Hauſe trug. Aber auch bei Reisbrei und abgeſottenen Kartoffeln konnten wir ſehr luſtig ſein. Wenn Claudius bei uns war, ſo hatte er immer ſeine älteſte Tochter*) mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden; die ward dann in unſer Bett gelegt, bis ſie wieder heimgingen.

„Wenn wir allein blieben, ſo ward um 3 Uhr Thee, ſelten Kaffee getrunken, und dabei geſprochen, woraus ich lernen konnte. Die Dämmerungsſtunde war ſchon damals dem gemütlichen Geſpräch gewidmet, und bis an ſein Ende hat Voß ſie für uns beide in ihrer Gemütlichkeit zu erhalten gewußt. Abends nach Tiſch las er mir vor oder ich ihm ... Auch zu eigenen Arbeiten fühlte ſich Voß bald mutig. Da merkte ich mir bald, daß ich nicht unaufgefordert reden oder mir die Frage erlauben durfte, was er ſo ſinnig zu grübeln hätte. Da er in ſolcher Stimmung gern in der Dämmerung allein blieb, ſo ging ich dann wohl zu der Claudius, die mich wie eine Schweſter behandelte ...

„Zu unſerer Hausökonomie gehörte u. a., daß abends nur ein Licht angezündet ward. Da Voß immer ſtehend am Pult arbeitete und dazwiſchen auf und abging, entweder ſchweigend oder mitteilend, was in ihm lebte, ich aber für die zierlichen Stiche mit der Nadel der Helle nicht wohl entbehren konnte, ſo erſannen wir die Aushilfe, neben das Pult unſern Eßtiſch und auf dieſen für mich

*) Die ſpätere Gattin des Buchhändlers Friedrich Perthes.

einen kleinen Strohsessel aus der Küche zu stellen. Wie oft hat Voß noch in späteren Jahren ausgesprochen, daß unser Leben bis zum Junius (1778) den Namen der Flitterwochen verdiente. Er fühlte so ganz das Glück, in ungestörter Ruhe fortzuarbeiten, wohin ihn seine Neigung trieb, und eine empfängliche Teilnehmerin um sich zu haben, die dankbar anerkannte, daß es ihr nach und nach gelingen würde, auch in wissenschaftlichen Dingen, die ihr bis jetzt ganz fremd gewesen, die Ausbeute seiner Anstrengungen zu teilen. Es lag von jeher in seiner Natur, sich lebhaft über das, was ihn gerade beschäftigte, auszusprechen. Für mich dagegen war es ein unaussprechlich wohlthätiges Gefühl, nach einer Reihe recht kummervoller Jahre in einer so ungetrübten Gegenwart zu leben und in eine heitere Zukunft zu blicken."

Das Frühjahr brachte neue Freuden. Nun bestellte das Paar gemeinsam den Garten. Eine Laube wurde angelegt und davor ein Rasenplatz. Mit welchem Jubel wurden die ersten Frühlingsblumen entdeckt, die ersten Schoten für die Küche gepflückt! Beide besaßen in hohem Maße die Gabe, die kleinen Freuden, die dem Leben Würze geben, überall zu suchen und zu finden. Dieser Zug verleiht vielen seiner Gedichte, namentlich seinen Idyllen, ihr sinniges Gepräge.

Im Sommer 1778 gab Ernestine unter dem Beistande ihrer Mutter ihrem ersten Sohne das Leben, der bei der Taufe dem gräflichen Freunde Stolberg zu Ehren Friedrich Leopold genannt wurde. Bald darauf kam die Nachricht, daß Voß auf Verwendung eines Freundes zum Rektor in Otterndorf im Lande Hadeln ausersehen sei. Es kostete ihn nicht geringe Überwindung, dem Rufe zu folgen; der Gedanke, alle seine Lieblings-

beschäftigungen zurückstellen und seine ganze Kraft in das Schuljoch spannen zu müssen, machte ihm das Herz schwer. Doch die Pflicht gegen seine Familie und das seiner Schwiegermutter gegebene Versprechen, ein sich ihm darbietendes Amt anzunehmen, gaben in diesem Kampfe den Ausschlag.

So wurde denn im Herbst zum Abschied gerüstet. Am letzten Tage, als alles beim Einpacken beschäftigt war, fuhr eine Kutsche vor, der Claudius, Campe und Lessing entstiegen! Groß war die Freude des Voßischen Ehepaares, den verehrten Dichter, wenn auch in aller Unruhe des bevorstehenden Umzuges, bei sich zu sehen. Durch die komische Situation erheitert, nahm man, auf Kisten und Paketen sitzend, in froher Laune unter lebhaftem Gespräch den Kaffee.

Von Hamburg ging es, nach herzlichem Abschied von den alten Freunden, zu Schiff den Elbstrom hinab bis Stade. Unterwegs hatten die Reisenden ein kleines Abenteuer zu bestehen. Der Kapitän des auf der Elbe stationierten englischen Kronschiffes, Müller, ein ehemaliger Universitätsgenosse von Voß, wünschte, da er voraussah, daß die Reisenden Stade in einem Tage nicht erreichen würden, ihnen auf seinem Schiffe ein anständiges Nachtquartier zu gewähren, und ließ sie durch eine entgegengeschickte Schaluppe vom Transportschiffe abholen. „Es war stockfinster," erzählt Ernestine, „als wir bei der großen Maschine anlegten; ein bequemer Lehnstuhl, an Seilen schwebend und vorne mit einem mächtigen Sacke verwahrt, in den ich mich zuerst mit meinem Kindlein setzte, brachte uns schnell auf die Höhe des Verdecks. Die freundlichen Gesichter und die volle Bequemlichkeit um uns her stimmten uns bald zum Frohsinn, und selbst der Junge hörte auf

zu schreien, als er die vielen Lichter sah, und Voß ihn herumtrug und ihm vorsang. Mir und dem Kleinen hatte der Kapitän seine kleine Kajüte eingeräumt, während er und Voß sich in der großen Kajüte ihr Lager bereiteten. Vor Mitternacht konnte ich vor Kälte nicht einschlafen. Unser Wirt hatte vergessen, uns zu sagen, daß über unsrer Schlafstelle die Kanonen lagen, die jeden Morgen vor Tageshelle abgefeuert wurden. Wie groß war nun der Schreck, als wir durch den Donner über uns aus dem ruhigen Schlaf aufgeweckt wurden! Eine gar zu angenehme Erholung darauf war die Wasserfahrt in der Schaluppe nach Stade, im Schein der eben aufgegangenen Sonne, über die breite ruhige Wasserfläche der Elbe. Zwölf Männer in weißen Hemden, mit bunten Bändern auf den Hüten, ruderten uns, und unser Freund in schöner Uniform nannte uns manche schon bekannten Orte am fernen Ufer der Elbe."

Trotz der freundlichen Aufnahme, die Voßens in der neuen Heimat fanden, trotz der Freundschaft und Liebe, die sie sich bald erwarben, waren die vier Jahre von 1778—82, die sie in dem entlegenen Otterndorf verlebten, im ganzen eine harte Prüfungszeit. Fast schwerer noch, als er sich vorgestellt hatte, kam es Voß an, mit Hintansetzung seiner wissenschaftlichen und litterarischen Interessen ganz im Schuldienst aufzugehen. Wenn er nachmittags erschöpft und unmutig aus der Schule kam, klagte er wohl seiner Frau: „Sechs Stunden jeden Tag sind doch fast zu viel für einen, der sein Leben erst recht genießen möchte, wenn er die Schule hinter sich hat" — und sie fand kaum Trostgründe. Nach und nach, als die Vorbereitungen für den Unterricht schon einige Mußestunden übrig ließen, die er seiner geliebten Homerübersetzung

widmen konnte, und als er bei seinen Schülern die ersten Früchte seiner Mühe wahrzunehmen begann, kehrte sein Mut zurück, und er konnte seine Pflicht mit größerer Freudigkeit erfüllen. Er hat denn auch mit tapferer Selbstüberwindung in Otterndorf und später in Eutin treu seine Berufspflichten erfüllt und reichen Segen gestiftet. — Was er in Otterndorf am schmerzlichsten entbehrte, war jener geistig-gesellige Verkehr, der ihm und seinem Weibe in Wandsbeck das Leben verschönt hatte. „Meine Erholung vom Karrenziehen", schrieb er seinem Freunde Miller, „ist Ernestine, der einzige Freund und die einzige Freundin, die ich hier habe, und der kleine freundliche Junge, der täglich klüger wird. Diese stärken mich, daß ich die Odyssee vollenden kann." Auch sonst gab es manches Ungemach. Mochte das Marschland im Sommer manche stillen Reize offenbaren: sobald der Herbst mit seinem trüben Wetter und seinen Nebeln anbrach, fühlten sich Leib und Seele zu Boden gedrückt. „Nun ist der traurige Herbst wieder da mit seinen stinkenden Marschnebeln," schrieb Voß 1779 einem Freunde. „Gott sei Dank, daß ich noch so frisch darin lebe und webe .... Alle meine Bücher beschimmeln, mein Klavier quillt aus, das Zeug verdirbt, und dabei Arbeit vom Morgen bis zum Abend, kein Freund, der etwas andres als Stadtgeschichten hören mag, und kaum das liebe Brot. Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Gott unser Schicksal lenkt, ich wäre schon wieder nach Wandsbeck gegangen. Aber dann würde es allgemein heißen, der Poet möchte nicht arbeiten, und wer würde mich dann suchen?"

In dem heißen, nassen Spätsommer des Jahres 1781 ergriff ein bösartiges Marschfieber die ganze Fa-

milie, die sich inzwischen um zwei Glieder, den 1779 geborenen Heinrich und den 1781 geborenen Wilhelm, vermehrt hatte. Voß und Erneſtine ſehnten ſich herzlich aus der ſumpfigen Einöde fort. Die Erlöſung kam von Friedrich Leopold Stolbergs Seite, der in dieſer Jammerzeit dem Freunde ſeine baldige Vermählung meldete und ihm zugleich den Vorſchlag machte, das vakante Rektorat in Eutin, der freundlichen, ſtillen Reſidenz des Fürſtbiſchofs von Lübeck, zu übernehmen. Freudig wurde dieſer Vorſchlag angenommen, und wie verjüngt dichtete Voß „im Vorgefühle der Seligkeit, mit Stolberg und ſeiner Agnes ein geiſtigeres Leben in Eutins fruchtwallendem Seethale zu beginnen," dem Freunde und Retter aus dem Ungemach ein Hochzeitslied.

Am 1. Juli 1782 um Mitternacht wurde Otterndorf verlaſſen, und am 21. Juli traf die Familie Voß in Eutin ein, das ihr nun 20 Jahre lang Heimat ſein ſollte. Der Anfang des neuen Lebens war wenig ermutigend. Erneſtine litt noch an den Folgen des Quartanfiebers und konnte dem wachſenden Haushalte nur mit Mühe vorſtehen. Die enge, feuchte Wohnung und ein ſpäterer proviſoriſcher Aufenthalt im Rathauſe konnten die Lage nicht behaglicher machen. Im Spätherbſt 1782 ſtarb das älteſte Söhnchen. Das war die erſte harte Prüfung in der Ehe. „Als wir [nach dem Begräbnis] allein waren," erzählt Erneſtine, „fühlten wir zuerſt das Bedürfnis, die Kinder um uns zu haben und uns auszuweinen. Voß gelang die Faſſung wunderbar. Er ſprach mit einer Begeiſterung über Vergänglichkeit, Leben, Tod und Unſterblichkeit, wie ich ihn nie habe reden hören, und wir legten uns geſtärkt und getröſtet nieder, in der feſten Überzeugung, daß unſer Fritz nur ein geliehenes Gut war,

das, wo es jetzt hingepflanzt sei, besser gedeihen könne, als unter unserem Schutze. Dieses herrliche Streben, seine und meine Thränen zu trocknen, war der Keim zu dem Liede: ‚Trost am Grabe‘, das im Februar niedergeschrieben ward.“

Als Stolberg 1784 Eutin verließ, um eine Landvogtstelle in der Nähe von Oldenburg zu übernehmen, wurde auf Voßens Wunsch das wohleingerichtete, schön am See gelegene Stolbergsche Haus ihm als Amtswohnung überwiesen und am 1. Mai bezogen. Nun erst begann für das Paar das eigentlich gemütliche Leben. Ihr bestes, reinstes Glück fanden sie im stillen, häuslichen Leben, im Kreise ihrer vier heranblühenden Knaben. In den wenigen Stunden, die Voß seiner Familie schenken konnte, entfaltete er den ganzen Reichtum seines Gemüts; man muß in den Mitteilungen Ernestinens nachlesen, wie heiter er mit den Kindern spielte, wie verständnisvoll und treu er sie in Krankheit pflegte. Die häusliche Umgangssprache war das trauliche Plattdeutsch; es war bei Voßens gleichsam die Herzenssprache geworden. — Wohl machte es die Erweiterung des Familienkreises der kasseführenden Hausfrau oft nicht leicht, zwischen Einnahme und Ausgabe das Gleichgewicht zu halten, bis dann später mehrmalige Gehaltszuschüsse sowie die sich steigernden Erträge aus Voßens Schriften die ökonomische Lage erheblich verbesserten. Doch auch dann blieb man im Haushalt und in der Bewirtung der zahlreichen Gäste und Freunde des Hauses den einfachen Wandsbecker Sitten treu.

Ernestine war der gute Geist des Hauses. In ihren Aufzeichnungen hat sie folgendermaßen das Ideal einer Hausfrau und Gattin bestimmt: „Im stillen zu wirken, mit Leichtigkeit und Heiterkeit das Haus zu verwalten,

die Stirn des Mannes zu erheitern, wenn er des Tages Laſten getragen, ſeine Laſten zu teilen und zu vermindern, ſich ſelbſt vergeſſen zu können, war ehemals und iſt jetzt der Beruf des Weibes. Geiſtige Unterhaltung fordern wenige Männer von ihren Weibern, aber ein empfängliches Herz dafür machte manche Ehe auf die Dauer glücklich. Manches Weib wirkte fröhlicher und thätiger in ihrem Berufe, wenn ſie in den Ruheſtunden Hebung der Seele und Vermehrung ihrer Kenntniſſe bei dem Manne fand.“ — Dieſe Grundſätze in ihrem eigenen Leben zu bethätigen, war immer ihr ernſtes Streben. Nur iſt hier nachdrücklicher, als ſie ſelbſt in ihrer Beſcheidenheit es thun mochte, hervorzuheben, daß ſie ihrem Manne mit der Zeit eine wirkliche, vollgültige geiſtige Gefährtin wurde. Seine Gewohnheit, ſie an allen ſeinen Arbeiten teilnehmen, ſie ſelbſt in ſeine kritiſch-philologiſchen Unterſuchungen hineinblicken zu laſſen, zeitigte in ihr, die auf den verſchlungenen Wegen der Wiſſenſchaft nach ihrem eigenen Ausdruck „immer gern nachtrippelte, wo es nur gehen wollte“, eine erfreuliche geiſtige Reife. Im Briefſchreiben war ſie ihres Gatten rechte Hand, und ſie wußte ſich unter den gelehrten Männern Eutins wohl zu behaupten. So wurde die Ehe ihre Hochſchule. — Noch in anderer Beziehung war Erneſtine ihrem Manne unentbehrlich. Gleim nannte ſie einmal Voßens Muſe, und ihre eigenen Mitteilungen beſtätigen die Wahrheit des Wortes. Zu jeder Zeit und unter allen Umſtänden ſtand ſie zu ſeiner Verfügung, wenn er ſie rief, um ihr neu Geſchaffenes vorzuleſen und ihr Urteil zu hören. Ließen ihm die nach Geſtaltung ringenden poetiſchen Ideen keine Ruhe auf dem nächtlichen Lager, ſo ſtand ſie mit ihm auf und harrte in ihrer ſtillen Weiſe treulich bei ihm aus. „Wie

manches Frührot haben wir in Otterndorf und in Eutin auf diese Art leuchten sehn!" — Aber sie regte ihn auch direkt zum Schaffen an. „Der Keim von manchem", erzählt sie, „lag in seiner Seele und entwickelte sich häufig im Gespräch. Freude war es ihm stets, daß ich solche Gespräche lebhaft teilte; ich durfte sogar Vorschläge und Wünsche äußern. Wie lange schon hatte ich ihn gebeten um ein Herbstlied, das den Geist aufwärts höbe, wenn alles um uns sinkt und abstirbt [s. Voßens schönes Lied „Der Herbstgang"]; um ein Frühlingslied, wie das in der Luise, um ein Morgen- und Abendlied. Wie viele könnte ich noch nennen, die ich, ohne eine Spur von Eitelkeit dabei zu fühlen, mein innerstes Eigentum mitnennen kann, weil die Gespräche, in denen der Keim eines Liedes entwickelt wurde, so bestimmt zu den seligsten gehörten, die uns beiden zuteil wurden." — Daß sie ihrem Gatten zum Bilde seiner Luise gesessen hat, ist bekannt.

Solchen Stunden innigen geistigen Verkehrs und heiterer Erhebung folgten dann auch wieder Stunden und Tage voll Sorgen und Ungemach. Voß war von Jugend auf nicht sehr kräftiger Natur, und bei zunehmendem Alter machte ihm die Reizbarkeit der Nerven viel zu schaffen. Da gab es lange Pausen, wo er tief verstimmt und zu keiner Arbeit fähig war. In solchen Zeiten drückten die kleinen Unbilden des Lebens ihn schier zu Boden. Die angreifende und im Grunde ihn doch nicht befriedigende Lehrthätigkeit trug viel Schuld an diesem Zustande. Kam er doch zuweilen so erschöpft aus der Schule heim, daß er erst einige Minuten allein in sein Zimmer ging, um sich durch Thränen zu erleichtern! Traf ihn dann noch ein leichter Ärger, eine Kränkung, ein Angriff von seiten eines litterarischen Gegners, so steigerte sich seine

Erregung in beängstigendem Maße. Seine Frau allein verstand den Reizbaren; ihrer Klugheit, ihrem beherrschten Wesen gelang es, ihn zu besänftigen und unmerklich zu leiten. „Wie oft hatte ich im Leben die Freude," schrieb sie, „wenn ich eine Störung von ihm abgewendet, daß er mich seinen Schutzengel nannte. Konnte ich sie nicht abwehren, so war immer sein erstes, mich aufzufordern, mit ihm im Garten oder auf seinem Zimmer auf und nieder zu gehen, damit er wieder sich selbst finde." — Übrigens darf man sich hiernach Voß nicht als eingefleischten Hypochonder vorstellen; sein Lebensmut und seine Heiterkeit brachen immer wieder durch, und Ernestine rühmt ihm nach, daß er bei wirklichen häuslichen Leiden stets mutig und unverzagt und den Seinen eine Stütze und ein Halt gewesen sei.

Leider sollte ihm und seiner Familie die Existenz in Eutin gerade durch den Freund verbittert werden, dem er seine Berufung dorthin verdankte: durch Friedrich Leopold Stolberg. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle die Wandlung zu verfolgen, die sich im Verhältnis der beiden alten Jugendfreunde allmählich vollzogen hatte.*) Nur soviel sei hier bemerkt: Schon wenige Jahre nach Voßens Übersiedelung nach Eutin war eine Verschiedenheit der Meinungen und Überzeugungen in religiösen Fragen hervorgetreten. Der phantasiereiche, von frommgläubigen Eltern erzogene Stolberg neigte einem schwärmerischen Pietismus zu, während Voß, ein durchaus religiöses Gemüt, jedoch unter rationalistischen Einflüssen aufgewachsen,

*) Wer sich genauer darüber orientieren will, sei verwiesen auf das Buch: Eutiner Skizzen. Zur Kultur- und Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Wilhelm von Vippen. Weimar, Hermann Böhlau, 1859.

auch in Fragen der Religion das Recht der absoluten Denkfreiheit verfocht. Ein Ausgleich war bei dem Temperament und der ganzen Lebensanschauung der beiden Männer ausgeschlossen. Den stürmischen Bekehrungsversuchen des feurigen Freundes setzte Voß seine ganze halsstarrige Rechthaberei entgegen. So gab es, nachdem Stolberg 1793 nach Eutin zurückgekehrt war, oft unerquickliche Scenen und heftigen Zwist. Immer wieder suchte Ernestine zu vermitteln; als aber die gegenseitige Erbitterung einen Grad erreichte, der jede Versöhnung auf die Dauer ausschloß, drang sie auf Trennung. Der Konflikt gipfelte in dem Übertritt Stolbergs zum katholischen Glauben (1800). Nun wurde aller Verkehr abgebrochen; aber der Aufenthalt in Eutin war Voß verleidet. Wie sehr die leidenschaftlichen Stürme ihn körperlich und geistig mitgenommen hatten: lebenslang trauerte er dem geliebten, nun für immer ihm verlorenen Jugendfreunde nach. In den Jahren 1800 bis 1802 steigerte sich sein leidender Zustand dermaßen, daß er selbst fühlte, er würde zu Grunde gehen, wenn er sein Amt nicht aufgäbe. Ernestine führte endlich die Entscheidung herbei. Er wurde auf seinen Wunsch in den Ruhestand versetzt mit der Erlaubnis, die Pension in einem milderen Klima zu verzehren.

Voß zählte 51, seine Ernestine 46 Jahre, als sie im Spätsommer 1802 von Eutin Abschied nahmen; im Juli vorher hatten sie im lieben Dithmarschen im Kreise ihrer Verwandten die silberne Hochzeit gefeiert. Zunächst siedelten sie nach Jena über, wo ihre ältesten Söhne, Heinrich und Wilhelm, seit dem Herbst 1801 studierten. Das Zusammenleben mit den Söhnen, die freundliche Aufnahme, die sie in Jena und Weimar fanden, that ihren

Herzen wohl. Auch mit Schiller und Goethe wurde ein Verkehr angeknüpft. Goethe schätzte sowohl Voßens umsichtige Gelehrsamkeit, als auch „seine herrlichen poetischen Darstellungen," wie er in den „Tag- und Jahresheften" schreibt, ungemein; er war unablässig bemüht, ihm den neuen Aufenthalt in jedem Sinne angenehm zu machen, und wünschte lebhaft, dem Lande und der Universität eine so schätzbare Kraft dauernd zu erhalten. Nachdem Voß verschiedene Anträge, im Herzogtum ein Amt zu übernehmen, abgelehnt hatte, wurde, um den Vater zu fesseln, für seinen Sohn Heinrich eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Weimar errichtet; alsbald lud Goethe den strebsamen und tüchtigen jungen Mann in sein Haus, damit er sich unter seinen Augen in Weimar bekannt mache und auf die neue Thätigkeit vorbereite. Im Februar 1804 folgte Heinrich Voß dem ehrenvollen Rufe, und es wird der Mutter ein erhebender Gedanke gewesen sein, ihren Sohn unter der geradezu väterlichen Obhut des großen Dichters zu wissen. Überhaupt erlebte sie an diesem Sohne viele Freude. Oft und mit Rührung erwähnte sie später, wie Schiller sich mit freundlicher Anerkennung über ihn ausgesprochen und wohl hinzugesetzt habe: „Sie sind eine glückliche Mutter!"*)

Wenn sich zwischen Goethe und dem Vater Voß ein besonders herzliches Verhältnis nicht herausbildete, so lag das wesentlich an dem letzteren. Sein allzeit streitbarer Sinn, seine Händelsucht, das Herbe, Ungeschliffene, das in seinem Wesen lag und bei zunehmendem Alter immer

*) Über das Verhältnis des jüngeren Voß zu Goethe und Schiller s.: Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren. Briefauszüge, herausgeg. von Dr. Hans Gerhard Gräf. Leipzig, Philipp Reclam jun.

schroffer hervortrat, stieß den feinfühligen Goethe ab. „Es ist ein eigenes Geschlecht um das Voßische," hat er einmal gegen Knebel geäußert. „Es ist, als wenn sie vom Meister Grobschmied wären gehämmert worden. Alle Züge ihres Charakters sind so hart ausgedrückt." Aber das hielt, wie schon bemerkt, ihn nicht ab, Voß nach vollem Verdienst zu schätzen. Beispielsweise nahm er, wie Heinrich selbst erzählt hat, die „Luise" mit einer an Enthusiasmus grenzenden Liebe auf, während der alte Voß wie sein Sohn Goethes unendlich höher stehende Dichtung „Hermann und Dorothea" stets nur als eine schwache Nachahmung der „Luise" ansahen!

Das Voßische Ehepaar erkannte bald, daß der Versuch, in Jena festen Fuß zu fassen, mißlungen war. Das Klima Jenas war Voßens Gesundheit nicht dienlich; trotz mancher angenehmen Verhältnisse konnte man sich dort nicht heimisch fühlen. Als daher 1805 vom Kurfürsten von Baden der Antrag kam, Voß möchte sich mit einem Jahresgehalte von 1000 Gulden als Professor ohne die Verpflichtung zu lesen, nur um der neuorganisierten Universität den Glanz seines Namens zu leihen, in Heidelberg niederlassen, da glaubte er diesem ehrenvollen Rufe folgen zu müssen. Als Goethe das erfuhr, äußerte er tief verstimmt zum jüngeren Voß: „Schillers Verlust mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht." — Sehr schmerzlich empfand Charlotte Schiller den Verlust von Heinrichs Eltern. Sie bekannte, daß die Art, wie Vater Voß sie beim Abschied getröstet, ihr „den ersten frohen Moment wiedergegeben habe und Mut, das Leben zu ertragen".

Im Sommer 1805 gelangten Voßens in dem schönen Heidelberg an, das nun ihr Altersſitz werden ſollte. Zum Glück fühlten ſie ſich wohl in der neuen Heimat und hatten bald das Bewußtſein, „ſo ganz am rechten Platz zu ſtehen“. An Behagen gewann ihr Leben nicht wenig, nachdem Voß ein Haus mit Garten gekauft hatte, das von der Höhe des Treppenturms eine herrliche Ausſicht auf die belaubten Berge und über den Rhein hin gewährte; ſein Sohn Hans, der unter Weinbrenners Leitung zu einem geſchickten Architekten ausgebildet worden war, ſchuf den Eltern den neuen Beſitz zu einer ſchönen und bequemen Wohnung um. Nun mochten ſich die beiden Alten nach Herzensluſt einer Lieblingsbeſchäftigung hingeben: der Pflege des Gartens, des fünften, den ſie ſeit ihrer Verheiratung kultivierten. Voß beſorgte, wie immer, die Bäume, und es machte ihm Freude, die guten Obſtſorten der nördlichen Heimat anzubauen. Der Garten gewährte reiche Erträge an Obſt; der ſtattliche Rebengang mit ſeinen Gutedel- und Muskatellertrauben lieferte mitunter eine ſolche Fülle, daß man ſelbſt keltern konnte. Der Mutter Voß fiel die Pflege des Gemüſes und der Blumen zu; und von letzteren mußte zu jeder Jahreszeit ein reicher Flor das Auge ergötzen. Sie berichtet, ſie habe in ihren „noch kecken Jahren“ im Frühling gegen 2000 Hyazinthen zählen können! — Einen Ausſchnitt aus dem Voßiſchen Hausleben giebt ein Brief Erneſtinens an eine Jugendfreundin aus dem Jahre 1823, in dem es heißt: „Freuen würdeſt Du Dich jetzt noch über uns beide und es gern mit anhören, wenn der alte Voß, der noch grade geht, zu ſeinem Mütterchen, das etwas gebückt einhergeht und weißes Haar trägt, ſagt, er wählte ſie noch jetzt, wenn er wählen ſollte. Ohne dieſen innigen

Verein ständen wir beide auch nicht so fest und freuten uns der festen innern Heiterkeit. Bei heller Luft kann ich noch ordentlich weißnähen, das sich darf sehen lassen, und Schlafröcke für meinen Mann; auch Strümpfe für Kinder und Enkel stricke ich gern. Bei trüber Luft und abends spinne ich und liefere manches Stückchen Leinwand. Abends liest mir das Bäschen vor [ihre Nichte Luise Boie, die sie seit 1818 als Stütze und Pflegerin in das Haus genommen hatte]. Manches Stündchen bringe ich oben bei meinem Mann zu, und das sind meine besten Stunden; denn er teilt mir alles mit, was er denkt und schreibt, und weiß mein Herz immer wieder zu heben, wenn ich selbst nicht den rechten Weg zu finden weiß" ... Das behagliche Stillleben sah man gern durch Freundesbesuch, besonders abends zu Tische, unterbrochen; durchreisende Fremde von wissenschaftlichem oder künstlerischem Ruf gingen selten an dem durch seine Gastfreundschaft allbekannten Voßischen Hause vorüber. Zu den treuesten Heidelberger Freunden gehörten der Theologe Paulus, der Voß schon durch seine theologische Richtung nahe stand, und der Professor der Medizin Friedrich Tiedemann, mehr noch dessen schöne und hochgebildete Gattin Jenny, die den alten Leuten wie eine Tochter lieb und wert war, wie denn auch Vater Voß sie seine „Herzenstochter" nannte. Eine hohe Freude war es, wenn in Ferienzeiten die Söhne mit ihren Familien auf Besuch kamen und helles Kinderlachen durch die stillen Räume scholl.

Ein schöneres Glück aber konnte den beiden Alten nicht erblühen, als daß es ihnen vergönnt war, noch 16 Jahre mit ihrem Lieblingssohne Heinrich vereint zu leben. Dieser, unstreitig der begabteste unter seinen Brüdern, wurde schon bald nach der Übersiedelung seiner

Eltern, 1806, als außerordentlicher Professor der Geschichte und Philosophie an die Universität Heidelberg berufen, wo er bis zu seinem Tode wirkte. Als ständiger Hausgenoß — er blieb unvermählt — freute er sich von Herzen des elterlichen Glückes und erhöhte es durch sein treues — wenn auch von mancher Seite angefochtenes — Wirken unter ihren Augen, durch lebhafte Teilnahme an des Vaters Arbeiten, vor allem aber durch eine seltene, fast ehrfürchtige Pietät, die er, gleich seinen Brüdern, den Eltern bis an sein Ende bewahrte. Sein früher Tod (1822) schuf ihnen das bitterste Herzeleid. Doch auch hier bewährte sich das feste Gottvertrauen, das Voß in solchen traurigen Zeiten aufrecht erhielt und ihm Kraft verlieh, den Seinen Trost zu spenden. Bald nach Heinrichs Hinscheiden trat der tief Erschütterte, die Heilige Schrift in den Händen, zu der bekümmerten Gattin und las mit fester Stimme aus dem 2. Buche Samuelis die Stelle, die mit den Worten endigt: „Um das Kind fastete ich und weinte, da es noch lebte; denn ich dachte: wer weiß, ob mir der Herr gnädig wird, daß das Kind lebendig bleibe. Nun es aber tot ist, was soll ich fasten? Kann ich es auch wiederum holen? Ich werde wohl zu ihm fahren; es kommt aber nicht wieder zu mir.“ — Es ist rührend, zu lesen,*) wie pietätvoll Ernestine das Gedächtnis des Lieblings pflegte, wie sie Aufzeichnungen aus seinem Leben niederschrieb, Auszüge aus seinen Briefen machte und unablässig seinen treuen Jugendfreund Abeken anfeuerte, die Biographie des Verstorbenen abzufassen.

*) Briefe von Ernestine Voß an Rudolf Abeken, mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Friedrich Polle. In zwei Programmen des Vitzthumschen Gymnasiums. Dresden 1882/83.

Es war ein eigentümliches Verhängnis, daß Vater Voß, der konsequente Vertreter der Aufklärung, dem der Bruch mit Stolberg das Leben in Eutin so grenzenlos verleidet hatte, jene mystisch-katholische Richtung, die er in dem alten Freunde bekämpft, nun gesteigert und von glänzenderen Persönlichkeiten getragen, in Heidelberg wiederfand. Mußte er doch zu seinem Schmerz erleben, daß die Universität selbst dem neuen Geiste Thür und Thor öffnete. So war denn die letzte Periode seines Lebens eine fast ununterbrochene Kette von Kämpfen, unter denen die gegen Stolberg, Creuzer, Daub und Schwarz die bedeutendsten sind — Kämpfen, in denen Voß die ganze starre Rechthaberei und knorrige Rücksichtslosigkeit seines Wesens entfaltete. Mochte auch die Mutter diesem leidenschaftlichen Treiben zuweilen mit Angst und Sorge zusehen, so hielt sie doch mit nimmer wankender Treue bei dem Gatten aus; ja, sie bezeichnete wohl selbst diesen Kampf als seine Lebensaufgabe, wenn sie beispielsweise schrieb (an Abeken): „Das Gefühl, noch manchem entgegenwirken zu können, was uns in die alte Dunkelheit zurückziehn und den Geist in Fesseln zwingen will, hebt ihn oft zur Begeisterung.“ Offenbar erhielt gerade das streitbare Element, in welchem er sich stetig tummelte, seine Seele wunderbar frisch und elastisch, und Ernestine hatte wohl recht, wenn sie noch kurz vor seinem Tode das Wort Greis für ihn nicht gelten lassen wollte.

Gesund waren die beiden Alten in das Jahr 1826 hineingeschritten. Mit gewohnter Heiterkeit feierte Voß am 20. Februar seinen 75. Geburtstag; am Morgen des Tages schloß er seine Ernestine in die Arme mit den Worten: „Du bist mir noch heute eine Braut! Zum Geschenk bringe ich dir mich selbst; denn ich fühle mich

kräftig an Seele und Leib, noch manches auszuführen, wenn du nur bei mir bleibst.“ — Sechs Tage später fand man ihn bewußtlos am Boden des Zimmers liegen. Noch erholte er sich für kurze Zeit; dann aber mußte er das Krankenlager aufsuchen, von dem er nicht wieder erstand. Rührend waren die Äußerungen des Dankes für die liebevolle Pflege der Gattin und der Hausgenossen. Am 29. März 1826, unter heiteren, sinnigen Freundesgesprächen, entschlief er sanft.

Als Tiedemann die Witwe von dem entseelten Körper fortführte, sprach sie: „Nun ist mir die Welt öde und leer; doch danke ich Gott, daß ich meinen Voß überlebte; denn ihm würde mein Verlust noch viel herber gewesen sein. Ein Trost bleibt mir: ich bin 70 Jahre alt, und lange werde ich also von ihm nicht getrennt sein.“ — Hier findet sich die sie beherrschende Seelenstimmung während des achtjährigen Witwenstandes, der ihr beschieden war, ausgesprochen. Zunächst freilich fühlte sie sich grenzenlos vereinsamt. Hatte sich doch ihre Seele in die des Gatten bis zu wunderbarer Übereinstimmung hineingelebt; war doch, was sie dachte und empfand, zuletzt nur noch ein Echo seiner Gedanken, Grundsätze und Empfindungen gewesen. Nun fehlte ihr bei jedem Schritte seine leitende Hand. Doch thätig und tapfer, ganz das Weib ihres Mannes, harrte sie aus; die Liebe der Kinder und Enkel, die treue Teilnahme der Freunde linderte ihren Schmerz. Sich selbst zum Trost und zur Erhebung schrieb sie nun die schlichten „Mitteilungen“ aus ihrem und Voßens gemeinsamen Leben nieder, aus denen in dieser Skizze manches mitgeteilt wurde. Man hat den Wert dieser Erzählungen lange erkannt und sie wohl schönere Idyllen genannt, als die von Voß selber gedichteten. —

Am 10. März 1834 folgte Erneſtine ihrem Voß nach. An ſeiner und des vorangegangenen Sohnes Seite iſt ſie auf dem alten Heidelberger Kirchhofe beſtattet worden; in ſpäterer Zeit wurden die Gebeine auf den neuen Friedhof übergeführt.

Die ſchönſte Grabſchrift hat ſie ſich ſelbſt geſetzt in einem Wort an Abeken: „Es giebt doch auf Erden nichts Treueres als ein Weib, die nur in ihrem Manne lebt.“

Lotte Schiller.

Nach Originalphotographie des im Besitze des Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm befindlichen Oelgemäldes von Ludovike Simanowiz.

Lotte Schiller.

Eine eigentümliche Erſcheinung jener ſentimentalen, nach Natur ſchmachtenden Periode zu Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts iſt die Mißachtung der Heiligkeit der Ehe. Man denke an die laxen moraliſchen Anſchauungen der Weimarer und Berliner „geiſtreichen“ Kreiſe. Eine Ehe zu dreien, wie ſie Rouſſeau in ſeiner „Neuen Heloiſe“ dargeſtellt hatte, galt für möglich, ja für ſchön: die Natur, für die man ſchwärmte, ſchien den „ſchönen Seelen“ das Recht zu geben, in einen geſchloſſenen Ehebund hinein oder aus demſelben heraus mit einer verwandten, „fühlenden“ Seele einen neuen Sonderbund zu ſchließen. Goethe und Frau von Stein, Schiller und Charlotte von Kalb, Friedrich Schlegel und Dorothea Veit, Moſes Mendelsſohns Tochter, ſind berühmte Beiſpiele dieſer Art. Ein zerſtörtes Familienleben, Kummer und Herzeleid, in vielen Fällen Eheſcheidung oder gewaltſame Entführung: das waren die unausbleiblichen Folgen ſolcher ſittlichen Verirrung. Schillern ward das Glück, durch ein edles Weib, dem er ſich mit ganzem Herzen anſchloß, von den krankhaften Anſchauungen der Zeit geheilt und zu natürlich-ſittlicheren mit feinem Sinn und ſanfter Hand hinübergeleitet zu werden; ſo daß er ſpäter,

nach neunjährigem glücklichen Gemeinschaftsleben mit Charlotte v. Lengefeld, in seinem „Lied von der Glocke“ die Ehe in der tiefen Auffassung zeichnen konnte, wie sie vor andern Völkern dem Deutschen eigen ist. „Das alte, aus dem heilsamen Zwang der Dinge und aus der inneren Anlage des Menschen zugleich entspringende Verhältnis der Geschlechter,“ sagt J. Wychgram in seiner ausgezeichneten Schillerbiographie*), „seine einfache Größe und Schönheit hat nie ein Dichter so innig und wahr dargestellt, wie Friedrich Schiller. Sein Volk fühlt aus diesen herrlichen Versen heraus, daß der Dichter durch alle diese Stimmungen selbst hindurchgegangen ist, daß der warme Puls des Selbsterlebten und Selbstgefühlten in den Worten schlägt.“ Doch das ist bei weitem nicht alles, was er seiner Lotte verdankte. Sie gab seinem bis dahin von Stürmen umgetriebenen Leben den ersehnten Mittelpunkt; ihr tägliches stilles Walten, ihre verständnisvolle Teilnahme schufen ihm die Atmosphäre, in der seine großen Werke reifen konnten; sie hegte und pflegte ihn in den bangen Tagen der Krankheit, die schwer und nie völlig weichend auf ihm lastete; sie ist es, der wir die Erhaltung dieses Lebens bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit verdanken. Darum darf Lottens Bild neben dem ihres großen Gemahls im Gedächtnis der Nachlebenden nicht verbleichen.

Schillers Lotte entstammte dem alten tüchtigen Geschlechte derer von Lengefeld, die von alters her den rudolstädtischen Fürsten treu gedient hatten. Ihr Vater, Karl Christoph von Lengefeld, stand als Oberforstmeister an der Spitze des ausgedehnten Forstwesens des

*) Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1895.

Fürſtentums und war trotz körperlicher Gebrechen ſo hervorragend in ſeinem Fache, daß Friedrich der Große ihn — freilich vergeblich — in ſeine Dienſte zu ziehen ſuchte. Seiner Ehe mit Luiſe Juliane Eleonore von Wurmb, die 28 Jahre jünger als ihr Gatte war, entſproßten zwei Töchter: Karoline i. J. 1763 und Luiſe Charlotte Antoinette am 22. November 1766.

In Rudolſtadt geboren, wuchſen die Mädchen in zwar nicht glänzenden, aber doch gediegenen Verhältniſſen auf. Ihr Vater, ein Ehrenmann von ſtrengen, frommen Sitten, ließ ihnen eine vortreffliche Erziehung angedeihen, in der körperliche Ausbildung und Schulung des Geiſtes einander das Gleichgewicht hielten. Karoline rühmt, daß er „ein Gefühl des wahren Wertes des Menſchen, der männlichen Würde insbeſondere," ihnen eingepflanzt habe; „denn die verehrte Geſtalt des Vaters, welche Feſtigkeit in Grundſätzen der Ehre und ſchönen Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild." — Die Mutter teilte mit ihrem Manne eine ernſte Auffaſſung des Lebens. Nach ſeinem Tode i. J. 1775 — Charlotte war, als ſie den Vater verlor, eben in ihr 9. Lebensjahr getreten — leitete die erſt 32jährige Witwe gewiſſenhaft und würdig die Erziehung ihrer Töchter.

Reich und ſchön, doch nach verſchiedenen Richtungen entwickelte ſich deren Gemüts- und Geiſtesleben. Karoline, die ältere, war ſelbſtändigen Charakters, mit hervorragenden Talenten begabt, von hellem Verſtande und reichſter Phantaſie. Wir verdanken ihr eine treffliche Biographie*) Schillers, und ihren Roman „Agnes von Lilien" hielten

*) Schillers Leben. Verfaßt aus Erinnerungen der Familie, ſeinen eigenen Briefen und den Nachrichten ſeines Freundes Körner. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta. 1851.

bei seinem ersten Erscheinen selbst hervorragende Kritiker, wie die Brüder Schlegel, für eine Arbeit Goethes. Leider spukten auch in ihr jene schöngeistigen und phantastischen Vorstellungen von Wahlverwandtschaft und Seelenfreundschaft; ein gewisser Geisteshochmut und der Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, ließen die großangelegte Frau nie recht zur Ruhe gelangen und haben ihr im späteren Leben viel Leid verursacht.

Zwar war auch Lottens Wesen auf den Ernst gestimmt, doch zum Glück frei von jener dämonischen Beimischung, wie sie in der Natur ihrer Schwester zuweilen hervortritt. Ihr eignete eine ruhige, stille Seele, die, wie sie für sich selbst nach schöner Harmonie strebte, so auch Behagen und Glück um sich verbreiten wollte. Es liegt schon auf ihren Zügen (in dem dieser Studie beigegebenen Bilde von Ludovike Simanowiz), wie Wychgram bemerkt, „die warme, freundliche Ruhe derer, die da lieben und geliebt werden". Innige Bande verknüpften sie mit ihrer Familie. Den lauten Freuden der Geselligkeit war sie nicht zugethan. „Ich tauge im Grunde wenig für die großen Gesellschaften," bekennt sie; „denn sie machen mich so leer und arm." Reichen Genuß bot ihr die Natur, mit der sie von frühester Jugend an verwachsen war. „Ich lebe ordentlich nur mit Pflanzen und Blumen," heißt es in ihren Briefen; „denn sobald ich anfing zu leben, war ich unter ihnen; wir wohnten an einem Berg, wo ich fast mehr als im Hause war, in meiner Jugend. Ich sah letzt einmal meine alte Wohnung und die Gegend umher wieder, und ich kann mir nun in vielem die Richtung meines Geistes erklären, durch die Eindrücke, die mir zuerst in die Seele gelegt wurden, durch die äußern Dinge, die ich sah." — Es ist wunderbar, wie sich

ihre feine, ſenſitive Seele ſo ganz abhängig fühlte von den Einflüſſen der Natur! „Wie eine Blume, vom Reif getroffen," kommt ſie ſich in den düſtern Wintermonaten vor. Stürmt aber im Frühling die Saale vom Eiſe befreit dahin, wie wird ihr da das Herz ſo groß und weit, wie ſpricht ſich in einfachen, tief empfundenen Worten und Bildern ihr heimlicher Jubel aus! Dieſes Leben und Weben in der Natur weckte früh poetiſches Empfinden. Innig und ſchlicht muten ihre eigenen kleinen Gedichte an; ihre Überſetzungen aus Oſſian hat Schiller mit freundlichen Worten gelobt.

Unter den Perſonen, die Lotte tiefer beeinflußten ſteht Frau von Stein obenan. Auf ihrem Gute Kochberg, in der Nähe von Rudolſtadt, weilte ſie oft wochenlang, von Frau von Stein mütterlich geliebt und geleitet. Die geiſtvolle, feingebildete Frau erſchloß dem jungen Mädchen das reiche, heitere Geiſtesleben, in dem ſie ſelbſt, die Freundin Goethes, mitten inne ſtand. Auf Kochberg lernte Lotte Goethe auch perſönlich kennen, der ſpäter verſicherte, er habe an ihr und ihren Schickſalen „von Kindheit auf" innigen Anteil genommen. Hier möge, als Probe ihres poetiſchen Könnens, ein Gedicht ſtehen, in dem Lotte ihrer Verehrung für den großen Dichter Ausdruck gegeben hat:

An Goethe.

Auch mir ergriffen von des Zaubers Tönen
Fühl ich das Herz. Mein Lied, es möchte zeigen
Nur Dir allein, wie ich dem hohen Schönen
Zu huldigen, vor Dir mich möchte neigen.
Doch Dich, von allen hochgeliebt, zu krönen,
Bedürft' es mehr als ſtumme, tote Zeichen;
Es mag der Wille ſich nach Bildern ſehnen,
Doch keins vermag Dich würdig zu erreichen.

Der Geist, der schaffend alles kann vollenden,
Dem tausend Welten sich im Busen regen,
Der könnt' allein von sich ein Bild uns geben.
Sollt' auch Apollo keine Stimme senden,
Die's ihm verkünde, was uns mag bewegen —
Er wird in allem Schönen ewig leben.

Frau von Stein führte Lotte auch in den glänzenden Kreis von Künstlern und Gelehrten ein, den der weimarische Fürstenhof damals um sich versammelte. Auch hier gewann man das anmutige und natürliche Mädchen lieb, und auf die Fürsprache der Frau von Stein wurde Lotte für die Stelle einer Hofdame bei der regierenden Herzogin Luise in Aussicht genommen. Erste Vorbedingung der künftigen Stellung aber war die sichere Beherrschung der französischen Sprache. Darum entschloß sich Frau von Lengefeld, mit ihrer Familie einige Zeit in der französischen Schweiz zu leben.

Lotte zählte etwa 17 Jahre, als im April 1783 die Reise angetreten wurde. In der Gesellschaft der drei Damen befand sich der Hof- und Legationsrat von Beulwitz, der mit Karoline versprochen war. Auf der Durchreise durch Stuttgart knüpften sich leise die ersten Fäden zwischen den Familien von Lengefeld und Schiller an: die Damen fanden Gelegenheit, das herzogliche Lustschloß Solitude mit seinen umfangreichen Gartenanlagen, die der sorgsamen Oberaufsicht von Schillers Vater unterstellt waren, zu besehen. Noch im hohen Alter pflegte Schillers Schwester Christophine zu erzählen, wie lieblich Lotte damals ausgesehen habe „im himmelblauen Jäckelchen". Lotte erinnerte sich von diesem Besuche her später noch recht wohl des rüstigen und würdigen Vater Schillers; das Bild der Mutter hingegen war ihr verblichen. „Dazu-

mal ahndete ich noch nicht," schrieb sie sechs Jahre später an Schiller, „daß ein guter Genius Sie uns so nahe bringen würde."

Nach einjährigem Aufenthalt in Vevey trat die Familie im Mai 1784 die Rückreise an. In Mannheim fand auf der Durchreise die erste persönliche Begegnung mit Schiller statt, die aber, kurz und flüchtig wie sie war, zu keiner Annäherung führte. Höchstens wunderten sich die jungen Damen, „daß ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Äußere haben könne". Auch sie machten auf Schiller gar keinen Eindruck, und noch oft wurde später über die Kälte dieses ersten Zusammentreffens gescherzt.

Bald nach der Heimkehr reichte Karoline ihrem Verlobten die Hand zum Ehebunde. Beulwitz war ein gebildeter, ehrenwerter Mann, besaß aber zu viel Pedanterie, um seine nach freier Geistesentwickelung verlangende Frau ganz zu verstehen. Die Familien Lengefeld und Beulwitz bewohnten Nachbarhäuser in Rudolstadt. In ununterbrochenem freundschaftlichen Verkehr, in gemeinsamen Litteratur- und Zeichenstudien, im feingeistigen Kultus alles Schönen suchten und fanden die Schwestern Entschädigung für den Zwang der steifen, altmodischen und pedantischen Geselligkeit, den die Nähe des Hofes ihnen auferlegte.

Kürzere Reisen nach Weimar unterbrachen angenehm die Einförmigkeit des Rudolstädter Lebens. Es ist nicht verwunderlich, daß die feine, anmutige Erscheinung der etwa zwanzigjährigen Lotte bald Gegenstand der Aufmerksamkeit wurde. Der nicht mehr ganz jugendliche Herr von Knebel, des Herzogs Günstling und Goethes „Urfreund", näherte sich ihr mit zarter Verehrung. Wie sehr Lotte ihn achtete und schätzte, seine Gefühle konnte

sie nicht erwidern. Tieferen Eindruck hinterließ der junge englische Kapitän Heron, der seit 1786 ein gern gesehener Gast bei Hofe war. Die jungen Leute gefielen einander; die Neigung blieb kein Geheimnis und wurde von Karl August, der Lotten wohlwollte, protegiert. Die Abreise Herons nach England, wohin Ehre und Vaterland ihn zurückriefen, zerriß die kaum geknüpften Bande. Der Schmerz darüber zitterte lange in dem jungen Mädchen nach; wir vernehmen ihn noch aus den im Juni 1788 geschriebenen Worten: „O warum ist doch unser Geist in so enge Schranken gebannt, warum können wir nicht die Winde durchschneiden, die Meere in einem Augenblick überfliegen, daß das Herz die Nähe einer freundschaftlichen Seele deutlich fühlen könnte. So wallen wir immer in einer ängstigenden Ungewißheit. Wenn wir vergessen könnten!“ —

Das war die Stimmung, in der Charlotte v. Lengefeld im Dezember 1787 Schiller wiedersah, der im Sommer desselben Jahres von Dresden nach Weimar übergesiedelt war: der Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens hatte auch ihn „mit magnetischer Gewalt“ in seinen Bann gezogen. — Am 6. Dezbr. wurde er gelegentlich eines Abstechers nach Rudolstadt von seinem Jugendfreunde Wilhelm v. Wolzogen, einem Vetter Lottens, in das Lengefeldsche Haus eingeführt und verlebte dort einen Abend. Über die Eindrücke dieses Abends berichtet Karoline: „Schiller fühlte sich wohl und frei in unserem Familienkreise. Entfernt vom flachen Weltleben, galt uns das Geistige mehr als alles; wir umfaßten es mit Herzenswärme, nicht befangen von kritischen Urteilen und Vorurteilen, nur der eigenen Richtung unserer Natur folgend. Dies war es, was er bedurfte, um sich selbst im Umgang aufzuschließen. Wir

kannten seinen Don Carlos noch nicht. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit schien es ihm am Herzen zu liegen, daß wir ihn kennen lernten. Ich erinnere mich nicht, daß unsere Gespräche noch etwas anderes aus der Welt seiner Dichtung berührten, die Briefe des Julius an Raphael und die auf diese sich beziehenden Gedichte der Anthologie ausgenommen. Der Gedanke, sich unserer Familie anzuschließen, schien schon an jenem Abend in ihm aufzudämmern, und zu unserer Freude sprach er beim Abschied den Plan aus, den nächsten Sommer in unserm schönen Thale zu verleben." — Diese Begegnung weckte tieferes gegenseitiges Interesse. Lotte fand Schillers Geist sehr interessant, und der Dichter schrieb seinem Freunde Körner: „Beide Geschöpfe sind (ohne schön zu sein) anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Litteratur, Freiheit, Empfindung und Geist."

Karoline hatte richtig in Schillers Seele gelesen. Seit Jahren hatte er in trüben, bedrückenden, ja unwürdigen Lagen und Verhältnissen gelebt; der Einblick in den Lengefeldschen Familienkreis ließ ihn das tiefer als alles andere empfinden. „Ich bin bis jetzt ein isolierter, fremder Mensch, in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigentum besessen," schrieb er bald nach jenem Besuch an Körner. „Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz . . . Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens giebt."

Und doch war noch etwas in seiner Seele, das einem vertrauensvollen Sichanschließen an die Rudolstädter Freun-

binnen den Weg verlegte. Noch immer stand er unter dem Zauber jener verhängnisvollen Leidenschaft für Charlotte von Kalb, deren Fesseln zu brechen, er drei Jahre früher Mannheim verlassen hatte. Seit seiner Übersiedelung nach Weimar, wo er sie wiedergefunden, brannte das alte Feuer lichterloh. Täglich besuchte er sie; das Verhältnis war in Weimar allgemein bekannt und fand auch am Hofe zarte Berücksichtigung. In einen seltsamen Konflikt sah er sich nun versetzt, als zu Anfang des Jahres 1788 Lotte, um die Winterfreuden zu genießen, nach Weimar kam. Ein Verkehr bahnte sich ganz ungezwungen an, wäre kaum zu umgehen gewesen. Denn im Hause der Frau von Imhof, bei der Lotte logierte, verkehrte auch der Dichter; ja, er traf die junge Freundin sogar in der Wohnung der Frau von Kalb, an die sie sich nichtsahnend zutraulich angeschlossen hatte. Da stritten denn, wie W. Fielitz sagt, „zwei Charlotten täglich in seiner Brust"; aber die junge Liebe trug über die alte gar bald den Sieg davon.

Es ist ungemein reizvoll, das Keimen und Wachsen dieser Neigung zu beobachten. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte*), ein Buch, dessen Besitz jedem gebildeten Hause eben so selbstverständlich sein sollte, wie Schillers Werke, unterrichtet anschaulich über jede Entwickelungsphase. Nicht im Sturm der Leidenschaft fanden sich hier die Herzen: auf dem Boden gegenseitiger Wertschätzung, freundschaftlicher Teilnahme, gemeinsamer geistiger Interessen erblühte allmählich eine stille, tiefe

*) Er ist unter dem Titel: „Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte. 1788—1805" in einer von Wilhelm Fielitz besorgten, durchaus gründlichen und zuverlässigen Ausgabe bei J. G. Cotta in Stuttgart 1896 erschienen.

und echte Liebe. Lektüre und Theater boten willkommene Anknüpfungspunkte. Schon in den ersten flüchtigen Billets, die noch in Weimar von Haus zu Haus flogen, schimmert durch die Förmlichkeit des Tones zuweilen ein wärmeres Empfinden. Als Lotte Anfang April nach Hause zurückkehren mußte, gestand sie dem Freunde, daß sie es nur mit schwerem Herzen könne, und daß nur die Hoffnung, ihn bald in Rudolstadt zu sehen, ihr den Abschied erleichtere.

Nach Lottens Rückkehr nach Rudolstadt am 6. April 1788 entwickelte sich bald ein reger Briefwechsel. In seinem ersten Briefe aus Weimar bekannte Schiller ihr, daß nach ihrer Abreise die Erinnerung an sie seine beste Gesellschaft sei. „Könnte ich hoffen," schrieb er (11. April), „daß von der Glückseligkeit Ihres Lebens ein kleiner Anteil auf meine Rechnung käme, wie gern entsagte ich manchen Entwürfen für die Zukunft um des Vergnügens willen, Ihnen näher zu sein!" Führen auch Lottens Briefe in der ersten Zeit nicht eine so deutliche Sprache, so versicherte doch auch sie ihm, daß sie sich herzlich freue, ihn bald zu sehen, manchen schönen Tag mit ihm zu verleben. Ein wichtiges Geschäft war es ihr, ihm in der Umgebung von Rudolstadt ein Quartier zu besorgen, wo er die Sommermonate ungestört der Ruhe und Arbeit sich hingeben könnte. Sie fand es nach vielem Suchen im Hause des Kantors Unbehaun in dem Dörfchen Volkstädt, eine halbe Stunde von Rudolstadt an der Saale gelegen. Mitte Mai siedelte Schiller dorthin über.

Mit diesem Zeitpunkt beginnt eins der reizendsten Liebesidylle, welche die Litteraturgeschichte bewahrt hat. Nach kaum einer Woche war Schiller täglicher Gast des Beulwitzschen oder Lengefeldschen Hauses. Folgendermaßen

berichtet Karoline über den Verlauf dieses Sommers: „In unserm Hause begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien, freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mitteilen, was uns frommen könnte; und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde, harmonische Gemütsstimmung ... Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmutige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüts waren in Schillers Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen ... Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmutiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter."

Etwa hundert längere und kürzere Briefe und Billets, die aus diesem Sommer erhalten sind, gewähren einen genauen Einblick in das Leben und Treiben des kleinen Kreises. Wir belauschen die drei geistverwandten Menschen, denen sich häufig die „chère mère", wie Frau

v. Lengefeld im Familienkreise genannt wurde, und Herr v. Beulwitz anschlossen, in heiteren und ernsten, erhebenden Gesprächen; hören Schiller innerlich bewegt aus seinem Carlos, seinem Geisterseher und seinen Gedichten vorlesen, unter denen die „Götter Griechenlands" Lotte besonders ergriffen. Höchstes Entzücken erregten die Vorlesungen aus Homer (in der Vossischen Übersetzung). Eine neue, in Schönheit strahlende Welt erstand hier vor den erfreuten Sinnen; selbst in den kurzen Briefchen tauchen als launiger Niederschlag dieser Lektüre homerische Floskeln auf. Mit verständnisvoller Teilnahme ratend und ermunternd, verfolgten die Schwestern des Dichters Schaffen und befruchteten sein ganzes Gedankenleben. — Der geselligen Zerstreuung, obwohl man sie nicht suchte, ging man nicht eigensinnig aus dem Wege. Doch lieber unternahm man gemeinsame Ausflüge in die romantische Umgebung von Rudolstadt. Wenn Schiller dann nach schön verlebten Stunden nachts, über die Berge streifend, in sein stilles Volkstädt zurückkehrte, da sang und klang es wohl in seiner Seele, und er wußte, daß er Lotten die „glücklichen dichterischen Augenblicke" verdankte; „denn", so schrieb er ihr, „sie waren gewiß nur ein Nachhall des Vergnügens, das mir Ihr Umgang gegeben hat."

Das wichtigste Ereignis des Sommers war Schillers erste Begegnung mit Goethe im Beulwitzschen Hause am 7. September 1788, die von Frau von Stein herbeigeführt wurde. Eine geistige Annäherung jedoch, wie sie die Freundinnen und vielleicht auch Schiller erhofften, hatte die Begegnung nicht im Gefolge. Goethe, der, als der Ältere, den ersten entgegenkommenden Schritt hätte thun müssen, hielt sich spröde zurück, und so war es Schiller verwehrt, sich zu erschließen. Gekränkt und sicht-

lich erkaltet schrieb er bald darauf an Körner: „Ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt, er ist mir so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden." Wir werden sehen, daß Lotte die Hoffnung einer schließlichen Vereinigung der beiden großen Dichter niemals aufgab.

Im August siedelte Schiller ganz nach Rudolstadt über, und nun traten sich die Liebenden von Tag zu Tag näher. Als der nahende Herbst an die bevorstehende Trennung mahnte, schrieb Lotte traurig dem Freunde: „Wir werden Ihre Abwesenheit sehr fühlen, lieber Freund, je mehr ich mir's denke, desto weniger kann ich mich leicht unter die Notwendigkeit fügen . . ." In ähnlicher Weise sprach er seine Empfindungen aus: „Ich kann mich gar nicht mit der Idee versöhnen, daß ich Sie einmal wieder verlassen soll, und jeden Morgen und jeden Abend projektiere ich mit mir selbst, wie ich dieser Notwendigkeit entfliehen kann. Längst schon haßte ich meine isolierte Existenz, es ist eine notwendige Bedingung meiner Glückseligkeit, mich als den Teil eines Ganzen zu fühlen . . . ." Mehr als einmal brannte ihm das Geständnis seiner Liebe auf den Lippen. Doch durfte er bei der Unsicherheit seiner Lage um die Hand der Geliebten anhalten? — Noch hatte er keine bürgerliche Stellung; seine Einnahmen waren ganz von seinem Fleiß und der Aufnahme seiner Arbeiten abhängig. Erwägungen ähnlicher Art mochten es sein, die Frau von Lengefeld, indem sie die wachsende Neigung der jungen Leute beobachtete, ernstliche Besorgnis einflößten. Begann sich doch in der Gesellschaft bereits der Klatsch zu regen! — Mehr als einmal hatte die chère

mère Lotte unter Vorwänden schon auf längere oder kürzere Zeit von Rudolstadt entfernt. Schiller aber, durch sein liebend Herz gefesselt, konnte sich nicht zum Abschied entschließen. Endlich, am 12. November, mußte es sein: an diesem Tage reisten die Schwestern zum Besuche ihrer Freundin Karoline von Dacheröden, der späteren Gemahlin W. von Humboldts, nach Erfurt ab; auch hier hatte wohl die vorsorgliche Mutter ihre Hand im Spiele. Jetzt, in der Trennungsstunde, fand auch Lotte herzliche Töne: „Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist, und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Lassen Sie, so oft wie Sie können und Lust haben, von sich hören, daß der Gang ihres Geistes mir nicht fremd wird, und ich ihm folgen kann. Es würde die Trennung leichter machen und mir so manchen freundlichen Augenblick geben." — Schiller aber schrieb zuversichtlich: „Die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht hell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen."

„Einsam und thätig": das war die Devise, nach welcher Schiller in der nun folgenden Zeit in Weimar lebte. Nach langen Tagen strengster Arbeit waren die Briefe, die er nach Rudolstadt schrieb und von dort empfing, seine einzige Erholung. Lotte billigte sein einsames Leben. Auch ihr Geist nahm beständig eine ernstere Richtung. „Zu der Ruhe und Heiterkeit meiner Seele," schrieb sie im Dezember dem Freunde, „ist mir Einsamkeit nötig und Beschäftigung, das fühle ich immer mehr; ich verliere immer an meinem Wesen, wenn ich mich so tagelang nur herumtreiben muß." — Große Freude erregte in Rudolstadt Schillers Nachricht von seiner Berufung zum Professor der Geschichte an die

Universität zu Jena. Seine nachträglichen Bedenken — ob er dem Amte gewachsen sei, ob nicht das unvermeidliche trockene Berufsstudium ihn schließlich ermüden und seine Kräfte lahm legen würde? — suchte Lotte verständig zu widerlegen und bemühte sich, ihm die Zukunft in günstigem Lichte zu zeigen. Man vernimmt aus ihrem Briefe den Ton der Freude und Genugthuung darüber, den Mann ihres Herzens, der bisher ein vogelfreier Litterat war, einem ehrenvollen bürgerlichen Berufe eingegliedert zu sehen. Freilich dürfe die poetische Produktion unter der wissenschaftlichen Arbeit nicht leiden, und mit Freuden erklärte sie sich bereit, ihm „einige Folianten abzunehmen, daß Sie Zeit hätten, an das Schauspiel zu denken."

Im Mai 1789 siedelte Schiller nach Jena über und lebte sich in seinen neuen Beruf bald gut ein. Seine Vorlesungen wurden mit begeistertem Beifall aufgenommen. Befriedigt indessen fühlte er sich nicht. Er kam sich vor wie einer, „der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht". Äußerungen ungestümer Sehnsucht und bitterer Ungeduld unterbrachen häufig den ruhigen Fluß freundschaftlichen Gedankenaustausches. Im Hochsommer stieg diese leidenschaftliche Spannung, die sich auch den Frauen mitteilte, aufs höchste. Schiller entschloß sich kurzer Hand, nach Lauchstädt zu fahren, wo seit Mitte Juli die Lengefeldschen Schwestern im Bade weilten; und hier — es mag am 1. oder 2. August gewesen sein — fand er in einem Zwiegespräch mit Karoline endlich das entscheidende Wort. Da ihm die Versicherung wurde, daß Lotte seine Empfindungen teile, reiste er, ohne sich der Geliebten zu erklären, sofort ab und bat sie in einem Briefe, den die ganze

Unruhe seines Herzens durchzittert, die Seine zu werden. „Säumen Sie nicht," schloß der Brief, „meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner anderen Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde." — Und Lotte, tief ergriffen, kann nichts antworten, als die folgenden einfachen und doch so innigen Worte: „Schon zweimal habe ich angefangen, Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich zuviel fühle, um es ausdrücken zu können. Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen .... Adieu! ewig Ihre treue Lotte."

So war denn Lottchen Braut, und eine sehr glückliche Braut. Wohl mochte es ihr schmerzlich sein, der lieben Mutter die Verlobung zunächst verheimlichen zu müssen; doch fügte sie sich dem Wunsche ihres Freundes und Karolinens, die, um der chère mère unnötige Sorge zu ersparen, sie erst einweihen wollten, nachdem es Schiller gelungen wäre, seiner Zukunft die sichere wirtschaftliche Basis zu geben; denn vorläufig bezog er als Professor keine Besoldung. Als er bald nach der Verlobung die Herbstferien in Rudolstadt zubrachte, wurden in heiterer Laune allerlei Zukunftspläne ersonnen und wieder verworfen. Bei nüchterner Betrachtung der Dinge jedoch erschien es immer als das zweckmäßigste, an der Jenaischen Professur festzuhalten und eine günstigere Gestaltung der Lage in Geduld abzuwarten. — Nachdem Schiller zum Beginn des Wintersemesters wieder nach Jena zurückgekehrt

war, schrieb ihm Lotte einen Brief, der ein rührendes Bekenntnis ihrer Liebe enthält. „Fehlen thust Du mir immer," heißt es darin; „und es ist mir, als wäre ich von dem bessern Teil meines Wesens geschieden. Es ist alles leer und tot außer mir, da ich Deine Gestalt nicht mehr sehe, aber in meiner Seele stehst Du immer vor mir, und ich wähne Dich überall zu finden, und möchte das liebe Bild festhalten. Was uns Dein Besuch war, fühlst Du. Dank dem guten Schicksal, das uns vereinigte! Es war ein Vorbild unseres künftigen Lebens, jeder Tag wird uns schöner durch unsere Liebe werden. Fühlst Du nun, wie ich Dich liebe? Ich kenne kein Dasein mehr als in dem Gefühl, daß Du mein bist, daß ich Dir gehöre. Deine Liebe ist der lichte Punkt in meinem Leben, alles andere verliert sich darin, nur durch sie wird mir alles erhellt; ich hatte keinen Begriff von dieser Existenz, ich suchte umsonst, meinem Leben das Interesse zu geben, das nur allein der Zauber der Liebe geben kann. Eine neue, schönere Welt hat sich mir geöffnet, seit meine Seele nur in Dir lebt." — Nun strebt sie, sich zu vervollkommnen; jede Beschäftigung ihres Geistes wird ihr lieber, „weil ich denke, daß, je mehr ich an mir arbeiten kann, je mehr ich einst auch vielleicht zu Deinen Freuden beitrage". Schiller aber fühlte mit tiefer Gewißheit, welch einen Segen Lotte über sein Leben breiten würde. „O, erhalte mir Deine Zufriedenheit," bat er sie, „die stille sanfte Gleichheit Deiner Seele, die mir so wohlthätig werden soll, die meinen unruhigen Geist liebevoll zurückrufen wird. Laß mich immer — immer in den tiefsten Grund Deiner Gedanken blicken — und wenn alles trüb und umwölkt ist um uns her, so laß Deine Seele mir helle sein!"

Leider war dieser schöne, beide Teile überaus be-

glückende Herzensbund in den ersten Stadien seines Werdens, während des Brautstandes und in den ersten Zeiten der Ehe, allerlei Trübungen und Störungen ausgesetzt, die Lotten manchen geheimen Kummer verursachten. Es wurde schon im Eingange dieser Arbeit erwähnt, daß Schiller der Idee einer Ehe zu dreien, wie sie damals als möglich und erlaubt erschien, völlig zugethan war; hatte er doch vor nicht allzu langer Zeit mit dem Kalbschen Ehepaare einen solchen Bund zu schließen beabsichtigt. Als er sich dem Lengefeldschen Schwesternpaar näherte, war es Lottchen, die ihn am lieblichsten und innigsten fesselte, und sie stand ihm vor der Seele, wenn sich die Sehnsucht nach einer Lebensgefährtin in ihm regte. Daneben aber übte die starkgeistige, leidenschaftlicher empfindende Karoline unzweifelhaft eine große Anziehungskraft auf den reizbaren Mann aus, zumal sie aus ihrem lebhaften Interesse an ihm kein Hehl machte. Hatte sie, unbefriedigt in ihrer Ehe, doch in Schiller den Mann gefunden, der ihrer Idee eines großen, nach geistiger Freiheit ringenden Menschen entsprach, der ihre einsame, nach warmem Verständnis lechzende Seele begriff und würdigte, und sie trug kein Bedenken, sich mit voller Hingebung ihm anzuschließen. Manche ihrer brieflichen Ergüsse sahen Liebeserklärungen sehr ähnlich; so wenn sie (Herbst 1788) ihm schrieb: „Ach, ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben! so frei und lebendig existierte mein Geist vor Ihnen! So wie Sie hat es noch niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren — bis zu Thränen hat es mich oft bewegt, mit welcher Zartheit Sie meine Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen haben . . ."

Solche Geständnisse machen es begreiflich, daß in

Schiller der Wunsch erwachte und immer festere Gestalt gewann, Karoline — nicht nur nach der geistigen, sondern auch nach der seelisch-gemütlichen Seite hin — in die beabsichtigte Verbindung hineinzuziehen. Daß Karoline eine verheiratete Frau war, kam für beide um so weniger in Betracht, als sie schon damals stark an ihre Scheidung von Beulwitz dachte. Je näher er seinem Ziele kam, desto mehr schwelgte er in der Vorstellung des zukünftigen Freundschaftslebens. Er vereinigte allmählich die so schön sich ergänzenden Schwesterseelen in seiner Vorstellung zu einem Wesen, und als er sich verlobte, betrachtete er Karoline als untrennbar von sich und Lotte. Was mußte Lotte empfinden, wenn sie in den Briefen des Bräutigams an die Schwester etwa las: „.... Vor meiner Seele steht es verklärt und helle, welcher Himmel in der Deinigen mir bereitet liegt. O was für himmlisch-schöne Tage öffnen sich uns!... Wir haben einander gefunden, wie wir für einander nur geschaffen gewesen sind .... Alle meine Gedanken umschlingen Dich."

Es wird bei dem Umschlingen der Gedanken nicht geblieben sein. Vermutlich hat Schiller, wenn er mit den Schwestern vereinigt war, in Küssen und Umarmungen die doppelte Brautschaft ganz naiv offen bethätigt. Lotte hätte nicht das sittlich-gesunde und natürliche Mädchen sein müssen, das sie war, um diesen intimen Verkehr des Verlobten mit ihrer Schwester zu billigen. Wohl hatte sie sich den Wünschen des Mannes, den sie über alles liebte, bisher gefügt und, tapfer ihre Bedenken unterdrückend, den Dreiseelenbund in ihren Briefen anerkannt. Doch wenn sie nun sah, wie viel lebhafter Karolinens Geist Schiller beschäftigte und fesselte, wenn sie Zeugin war, wie er seine Liebkosungen zwischen ihr und ihrer

Schwester teilte, mußte es ihr doch schwer ums Herz werden! — Durch ihre Briefe, die sie nach den gemeinsam in Rudolstadt verlebten Herbstferien 1789 an Schiller schrieb, zittert zuweilen eine Unruhe, die ihrem harmonischen Gemüte sonst fremd gewesen war. „Wenn zuweilen meine Gefühle zu hoch gestimmt sind, und ich dann alles mit mehr Innigkeit umfasse, kommt mir auch ein Gedanke mit, der mir weh thut. Ob Du mich auch immer so finden wirst, wie mein Wesen in Deiner Seele steht? Könntest Du Dir nicht zu hohe Begriffe von mir machen? Kann ich Dir auch wirklich so, wie meine warme Liebe zu Dir es möchte, Dein Leben verschönern, Lieber? . . . ." In ihrer Herzensnot vertraute sie sich Karoline von Dacheröden an, ohne von ihr, die gleichfalls starkgeistigen Anschauungen huldigte, den rechten Trost zu empfangen. Ja, sie faßte sogar den Entschluß — den ihr glücklicherweise die Freundin ausredete —, zu Gunsten der Schwester dem Geliebten zu entsagen. Schiller, gerührt durch ihre demütige Bescheidenheit, suchte sie in einem langen Schreiben zu beruhigen; allein seine, von einer immerhin etwas raffinierten geistigen Genußliebe diktierten Gedankengänge vermochten schwerlich ihr bekümmertes Gemüt zu heilen. Die Furcht, durch Karolinens Glanz in der Seele ihres Schiller verdunkelt zu werden, verfolgte Lotte bis an die Schwelle ihrer Ehe; und selbst in den ersten Zeiten ihrer Vereinigung, als die Schwester Wochen und Monate lang mit ihnen zusammen lebte, mag dieses Gespenst noch vor ihr aufgetaucht sein. Wenn Karoline sich allmählich zurückzog, so war die Ursache sicherlich nicht Respekt vor der Heiligkeit der Ehe, sondern teils die Rücksicht auf die Ruhe und das Glück ihrer Schwester, teils die schnelle Wandelbarkeit der eigenen Gefühle. —

Noch von einer anderen Seite drohten dem Liebesbunde Stürme. Nach seiner heimlichen Verlobung mit Lotte dachte Schiller nur mit Unbehagen an die alte Freundin Charlotte v. Kalb, deren eifersüchtige Leidenschaft er kannte. Jeden Tag konnte es geschehen, daß das Gerücht von der beabsichtigten Verbindung zu ihr drang; ihm bangte vor dem ersten Zusammentreffen der Frauen, das, da Lengefelds Anfang Dezember nach Weimar auf Besuch kamen, unvermeidlich war. Zwar verlief diese Zusammenkunft ohne Mißklang, doch Schiller traute dem Frieden nicht. „Gewisse Dinge verzeihen sich niemals," schrieb er warnend seiner Braut. „Die K— ist in ihren Neigungen hartnäckig; ihr Betragen gegen Dich bringt mich fast auf den Gedanken, daß sie mein Verhältnis zu ihr noch nicht ganz aufgegeben hat." — Er beurteilte sie richtig. Denn nach der Veröffentlichung der Verlobung suchte die Kalb, von brennender Eifersucht gestachelt, durch allerlei Klatschereien und Kabalen das Glück der Verlobten zu trüben. Sie trieb es so weit, daß Lotte sich von ihr zurückziehen mußte und Schiller den Briefwechsel mit ihr abbrach. Es trat eine Erkaltung ein, die Jahre dauerte. Erst in weit späterer Zeit überwand die Kalb die schmerzliche Kränkung, und wir finden sie dann unter den Freundinnen des Schillerschen Hauses wieder.

Inzwischen drohte die geschäftige Neugier der Jenaischen und Weimarer Gesellschaft das Geheimnis zu lüften, und es erschien geraten, die chère mère einzuweihen, damit sie nicht auf Umwegen erführe, was sie nur von den Nächstbeteiligten erfahren durfte. Am 15. Dez. 1789 bereiteten von Erfurt aus Lotte und Karoline ihre Mutter vor; drei Tage später bat Schiller sie brieflich um die Hand der Geliebten. „Wollen Sie, teuerste Mutter," schrieb

er, „das Teuerſte, was Sie haben, meiner Liebe anvertrauen? meine Wünſche durch Ihre Billigung in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünſche Ihrer Tochter ſind? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben, als ich einem Menſchen danken kann. Sie werden glücklich ſein in der Glückſeligkeit Ihrer Kinder. Unſere Dankbarkeit wird geſchäftig ſein, Ihr Leben zu verſchönern, und Ihnen das Geſchenk der Liebe durch Liebe zu erſtatten . . .“

Frau von Lengefeld entſchied ſich für das Glück ihres Kindes. „Ja, ich will Ihnen das Beſte und Liebſte, was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen geben,“ ſchrieb ſie an Schiller. „Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihre edle Denkungsart bürgen mir für das Glück meines Kindes, und dieſes allein ſuche ich . . .“ Von Neujahr 1790 ab bezog er ein feſtes Gehalt von 200 Thalern; im übrigen durfte er auf die Erträgniſſe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit rechnen. Sein Wunſch, Lottchen einen anſtändigen Rang zu geben, wurde durch die Erteilung des Hofratscharakters von ſeiten des Herzogs von Meiningen erfüllt. Das Verlangen nach möglichſt baldiger Vermählung war natürlich und wurde von der chère mère gebilligt. Doch mußte der Termin mehrmals hinausgeſchoben werden. Endlich, im Febr. 1790, wurde das Paar verbunden; es war eine der ſtillſten Hochzeiten, die je gefeiert wurden. Um allen Feſtlichkeiten und Überraſchungen zu entgehen, war das bevorſtehende Ereignis ſtreng geheim gehalten worden. In ihrer ſchlichten Weiſe berichtete Lotte 16 Jahre ſpäter, da ihr der Tod den Gatten ſchon genommen hatte, über ihren Hochzeitstag: „An einem Montag, den 22. Febr. 1790, wurden wir in Wenigenjena [einem Dorfe unweit Jenas] vom Diakonus Schmidt getraut. Schiller kam einige Tage

vorher nach Erfurt, wo ich und Karoline war, uns abzuholen. Wir kamen Sonntag abends nach Jena, wo wir bei Fräulein Seegner abstiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter (die von Rudolstadt kam), abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute 1806, wo ich dieses mit Schmerzen niederschreibe! Von Kahla fuhren wir gegen zwei Uhr ab und kamen um fünf Uhr ganz in der Stille in Wenigenjena an; stiegen an der Kirche aus; niemand war bei der Trauung zugegen, als meine Mutter und Karoline. Den Abend brachten wir still und ruhig miteinander in Gesprächen zu beim Thee. So verging der Tag, der so viele Freuden in seinem Gefolge hatte und so viele Schmerzen."

Dieser Hochzeitstag mit seiner wahrhaft strengen Einfachheit ist von symbolischer Bedeutung für den äußeren Zuschnitt des Schillerschen Ehelebens. „Das Heim, in dem sich die ersten Ehejahre abspielten," erzählt Wychgram, „war nach heutigen Begriffen dürftig. Den Hauptteil der Wohnung bildeten die drei Zimmer, die Schiller schon als Junggeselle innegehabt hatte. [Sie lagen in einem großen, fast ganz von Studenten besetzten Hause, das nach seinen Besitzerinnen die ‚Schrammei' genannt wurde.] Dazu mietete er von den Demoiselles Schramm, die mit dem neugierigen Behagen alter Jungfern den ersten Haushalt in ihrer Studentenkaserne erstehen sahen, noch ein viertes Zimmer. Aus dem Plane, auch Karoline bei sich wohnen zu lassen, wurde nichts, da ein fünftes ins Auge gefaßtes Zimmer noch nicht frei war; so nahm die Schwägerin in dem nahegelegenen Hause des Fräuleins von Seegner Wohnung. Eine eigene ‚Menage' führte das junge Ehepaar zunächst nicht; die Schwestern Schramm

besorgten um ein Billiges die Verpflegung. An dem Mittagstisch nahm zeitweilig sogar ein Kreis begabter junger Leute teil, die der Ruf Schillers und die Kantsche Philosophie nach Jena gezogen hatten. In dieser Beziehung war es eine erweiterte Junggesellenwirtschaft. Bis zum Jahre 1793 hat Schiller es hier ausgehalten; dann bezog er eine andere Wohnung vor dem Thor, und nun wurde auch die eigene Menage eingerichtet, und man lebte, wie Schiller selbst sich ausdrückt, ‚mehr en famille'."

Schiller war erstaunt und erfreut über den „ruhigen Übergang in das häusliche Leben". Ohne Geräusch und Unruhe hatte sich der Wechsel vollzogen. „Es wird so bleiben," schrieb er seiner Schwiegermutter, „und bei unseren mäßigen Wünschen wird es uns nie an der schönsten Lebensfreude fehlen, die man doch nur in seinem eigenen Herzen finden kann". Diese weise Erkenntnis, welche Schiller und Lotte mit in ihre Ehe brachten, bewahrte sie vor überreizten Erwartungen vom Eheglück, die notwendig Enttäuschungen herbeiführen, und zeitigte das ruhige, tiefe, harmonische Glück, das beide ersehnt hatten. Volle Befriedigung atmen die Briefe der Neuvermählten. „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt!" ruft Schiller aus. „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer geliebten Frau, als so verlassen und allein. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Alles kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Alles sehe ich mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir

diese Tage dahin.“ – Lotte machte bald nach der Vermählung ihrem Vetter und späteren Schwager Wilhelm v. Wolzogen folgendes Geständnis: „Du mußt nun wissen, daß ich seit vierzehn Tagen Schillers Frau bin. Da uns die herzlichste, innigste Liebe verbindet, kannst Du denken, daß wir glücklich sind und es immer bleiben werden. Ich ahnte nie so viel Glück in der Welt, als ich nun gefunden. Das Herz findet sich bei der Liebe zu Schiller mit tausend starken Banden an ihn geknüpft; ich hätte in keiner andern Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden; und auch ihm werde ich durch meine Liebe das Leben freundlich erhellen, er ist glücklich, sagt mir mein Herz . . .“ Und an Schillers Mutter schrieb sie nach einjähriger Ehe: „Nun ist es ein Jahr, daß ich Sie, liebe Mutter, um Ihre Liebe, um Ihren Segen bat. Schön und glücklich ist diese Zeit verflossen, und Schillers Herz, meine treue, innige Liebe, alles verkündet mir, daß jedes Jahr unseres Lebens so schön und reich sein wird, und immer stärker und fester wird sich das Band unserer Liebe knüpfen.“

Diese Zeugnisse für Schillers und Lottens Glück seien vorausgeschickt; denn sie verdeutlichen uns die Stimmung der häuslichen Sphäre, in der Lotte lebte. Es fehlt nicht an hübschen Scenen aus dem jungen Eheleben; so, wenn Lolo zwei Stunden im Kabinett neben dem Grießbachschen Auditorium ausharrt, um ihren Mann lesen zu hören und ihm in der Pause eine Tasse Thee zur Erholung zu bereiten. „Sie hat sich vor den Studenten sehr gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz,“ fügt Schiller dem Berichte launig hinzu. Ein reizender Scherzton würzte ihren Umgang. „Seitdem Schillern ein sicheres, ruhiges Hausleben beglückte,“ berichtet Karoline über die erste

Ehezeit, „war er mit Menschen und Verhältnissen, die sonst so oft Unzufriedenheit in ihm erregten, ausgesöhnt. Seiner Frau suchte er eine angenehme Geselligkeit zu bereiten. Das Griesbachsche und Paulussche Haus [Grießbach war Kirchenrat, Paulus Professor in Jena] gewährten eine anmutige Unterhaltung, die durch das musikalische Talent und die schöne Stimme der Frau Paulus einen besonderen Reiz gewann. Schiller liebte sehr die Musik und hatte sie gern in einem Nebenzimmer, wenn er in seiner Arbeitsstube auf und ab ging und sich einer dichterischen Stimmung überließ. Dies bewog meine Schwester, noch weiteren Unterricht im Klavierspielen zu nehmen. Wanderungen in die so mannigfaltige freundliche Gegend, Reisen nach Rudolstadt zu meiner Mutter und mir gaben dem Leben Abwechslung und Heiterkeit."

Leider sollte gar zu bald der bittere Ernst des Lebens das junge Eheglück Lottens verkümmern. In den ersten Tagen des Jahres 1791 weilte Schiller mit seiner Frau bei den Erfurter Freunden. Während eines Konzertes wurde er von heftigem Fieber ergriffen und mußte in einer Sänfte nach Hause getragen werden. Eine Lungenentzündung fesselte ihn einige Tage an Bett und Zimmer. Notdürftig genesen, wagte er schon am 11. Januar die winterliche Reise nach Jena, um seine Vorlesungen wieder aufzunehmen. Schon vier Tage später stellte sich ein neuer Anfall, verbunden mit Blutspeien, ein. Unter der sorgsamen und geschickten Pflege seiner Frau hatte er sich eben so weit erholt, daß er wieder leichte Arbeiten vornehmen konnte, als am 7. Mai ein dritter Anfall ihn hart an den Rand des Grabes brachte. Es war in Rudolstadt, wohin er zu seiner Erholung gegangen war. „Jeden Augenblick fürchtete ich der schrecklichen Mühe des Atemholens zu unterliegen,"

erzählt Schiller selbst aus diesen furchtbaren Leidenstagen; „die Stimme hatte mich schon verlassen, und zitternd konnte ich bloß schreiben, was ich gern noch sagen wollte.“ Angesichts des Todes schrieb er damals auf ein Blättchen Papier die Mahnung an seine Lieben: „Sorgt für Eure Gesundheit; ohne diese kann man nie gut sein.“ Was Lotte in den düsteren Tagen gelitten hat, läßt eine Scene ahnen, die der Livländer Karl Graß, einer von Schillers jungen Freunden, der zur Pflege des Kranken von Jena herübergeeilt war, aufgezeichnet und nach Schillers Tode dessen Witwe mitgeteilt hat: „Erinnern Sie sich eines Augenblicks, der mir unvergeßlich ist, als Schiller in Rudolstadt so krank war: Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden tief eingeprägt. Er hatte, soviel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thüre, sich nach Schillern umzusehen. Sie sahen ihn also da liegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen, und ebenso leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor seinem Bette hin. Ihr loses dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich's wagte, Ihnen eine Scene zu schildern, die so heilig und himmlisch war, daß nur Unsterbliche sie belauschen sollten.“

Der treuen Pflege Lottens, der Verwandten und Freunde, sowie den vereinten Bemühungen zweier Ärzte gelang es, Schiller zu retten. Indessen der Keim des Todes war in seine Brust gesenkt. Was er nicht seiner Gattin, was er keinem der näheren Verwandten zu sagen wagte, das hat er ein Jahr später seinem treuen Körner anvertraut: daß ihn diese schreckliche Krankheit nie mehr verlassen werde, daß er ihr unrettbar verfallen sei, daß ihr Gang wohl verlangsamt, aber nicht zum Stillstand gebracht werden könne. Mit einem Heroismus sondergleichen hat der herrliche Mann noch vierzehn Jahre sein Martyrium getragen. In beständigem Ringen mit dem tückischen Leiden, das mit furchtbaren Stößen seinen Körper zerrüttete, stets von neuem Mut und Thatkraft zusammenraffend, hat er aus seinem Geiste die herrlichen Werke geboren, die noch heute eins der teuersten Allgemeingüter der Nation sind.

Eine kurze Kur in Karlsbad, eine Nachkur in Erfurt hoben kaum merklich seine Kräfte. Dennoch mußte er, nach Jena zurückgekehrt, sich sofort in die Arbeit stürzen. Das Krankheitsjahr mit seinen großen Kosten und seinem Ausfall an schriftstellerischen Einnahmen hatte seine Finanzen sehr zerrüttet. Karl August war nicht in der Lage, eine erbetene Gehaltserhöhung zu bewilligen. Da lernte Lotte die gemeine Sorge um das tägliche Brot kennen, die auch in der Folgezeit Schillers hochstrebenden Geist immer wieder in den niederen Dienst des Tages zu zwingen drohte. Doch ein gütiges Geschick sorgte dafür, daß das Jahr 1791, das so dunkel und trübe begonnen hatte, hell und sonnig endete. Der Prinz Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg und Graf Ernst Heinrich von Schimmelmann boten, von herzlicher Verehrung für den Dichter erfüllt, ihm auf drei Jahre ein jährliches

Geschenk von 1000 Thalern an. Die hochherzige Gabe, mit so vornehmer Denkweise und so edlem Takt geboten, durfte Schiller, an Größe der Gesinnung den edlen Wohlthätern verwandt, ohne Erröten annehmen. So waren denn auf Jahre hinaus die schwerlastenden Sorgen verscheucht.

Jetzt durften sich Schillers einen langgehegten Herzenswunsch erfüllen: eine Reise nach Schwaben, Schillers Heimat. Anfang August 1793 wurde die Reise angetreten, zunächst nach Ludwigsburg, dann, nach dem Tode Karl Augusts von Württemberg, nach Stuttgart, wo Schiller in einem Gartenhause den sehr schönen Frühling des Jahres 1794 genoß und im Umgang mit alten und neuen Freunden, im innigen Verkehr mit seinen geliebten Eltern körperliche und geistige Erholung fand. Während dieses Aufenthaltes modellierte sein alter Akademiefreund Dannecker die berühmte Schillerbüste, welche den geistigen Ausdruck seiner Züge am besten wiedergiebt. — Es wurden ihm jetzt und in der Folge verschiedene Anträge gemacht, seinen Wohnsitz dauernd nach Schwaben zu verlegen, Anträge, denen er für seine Person vielleicht gern gefolgt wäre. Allein die Rücksicht auf Lotte, deren große Anhänglichkeit an ihre Familie und deren Vorliebe für die weimarischen Verhältnisse er kannte, ließ ihn davon abstehen.

Im Mai 1794 kehrte das Paar nach Jena zurück. Zu zweien waren sie ausgezogen; zu dreien kamen sie heim: in Ludwigsburg hatte Lotte ihrem Gatten den ersten Sohn geschenkt, seinen „Goldsohn", sein „Karlgen", den beide Großeltern aus der Taufe heben durften. Nun erst war das Familienglück vollkommen. 1796 folgte der zweite Sohn Ernst, später wurden noch zwei Töchter, Karo-

line und Emilie, geboren. Die Kinder ſtanden fortan im Mittelpunkte des elterlichen Intereſſes. Man muß in den Briefen an ihren Mann oder die chère mère Lotte über ihre Kinder plaudern hören, ſchlicht und herzlich, wie eben eine echte Mutter von ihren Kindern ſpricht; man muß Schillers Freude über das Gedeihen ſeiner kleinen Schar beobachten, um zu wiſſen, welche Quelle reiner, reichſter Lebensfreude das Familienleben den Eltern war. Heinrich Voß der Jüngere, der Sohn des bekannten Dichters, der in ſpäteren Jahren, da er Gymnaſiallehrer in Weimar war, wie ein lieber Sohn im Schillerſchen Hauſe verkehrte, hat mehrere Bilder aus der Schillerſchen Kinderſtube mitgeteilt.*) „Die Grießbach hat mir oft erzählt," berichtet er, „wie Schiller, als er noch in Jena im Grießbachſchen Hauſe wohnte, mit ſeinem Knaben geſpielt habe. Eins ſeiner Lieblingsſpiele ſei Löwe und Hund geweſen, und bald habe Schiller, bald ſein Karl den Löwen agiert, und alle beide ſeien dann auf vier Füßen im Zimmer herumgekrochen. So habe auch ich ihn mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem ſeiner Kinder ſpielte; und dann kam er mir größer vor als jener König, der ſo von einem ſpaniſchen Ambaſſadeur überraſcht wurde. Am heiterſten war Schiller bei Tiſche, wenn er ſein Häufchen beiſammen hatte. Dann ſaß er beſtändig zwiſchen zweien ſeiner Kinder und liebkoſte und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Die Kinder hatten ihn auch unbeſchreiblich lieb. Wenn eines zu ihm ins Zimmer kam, ſo kletterte es an ihn hinan, um ihn zu küſſen, und manchmal koſtete es Mühe, zum Zweck zu

*) In: Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß dem Jüngeren. Herausgegeben von Dr. Hans Gerhard Gräf. Leipzig, Phil. Reclam jun.

kommen, denn Schiller war sehr lang und that im geringsten nichts, um es den Kindern zu erleichtern, bis zu seinem Munde sich emporzuarbeiten."

Ein freundschaftlicher, lebhafter Verkehr knüpfte sich zwischen dem Schillerschen Hause und Wilhelm v. Humboldt, der nach seiner Vermählung mit Karoline v. Dacheröden sich in Jena niedergelassen hatte. Wie zwischen den beiden Frauen innige Vertrautheit, so waltete zwischen den Männern eine großherzige Offenheit, die nur auf dem Boden des feinsten Einverständnisses in philosophischen und ästhetischen Fragen erwachsen konnte. Seine höchste Weihe aber erhielt Schillers Leben durch seine Freundschaft mit Goethe. Es ist bekannt, wie Goethe durch eine geradezu eisige Kälte Schiller jahrelang zurückstieß und fast zur Verzweiflung brachte! In seinen vertrauten Briefen an Körner und Lotte spricht sich, sobald sie auf Goethe kommen, unendliche Bitterkeit aus. Es ist bewundernswert und hat etwas Großartiges, wie Lotte trotzdem ihren Glauben an Goethe niemals aufgab, wie sie, die sich sonst überall widerspruchslos Schillers Wünschen fügte, in diesem Punkte unerschütterlich an ihrer Überzeugung fest hielt und immer von neuem den Freund und Gatten zu Gunsten des großen Nebenbuhlers umzustimmen suchte. „Ohne Zweifel," urteilt Hermann Grimm,*) „ist Lotte es gewesen, die, als endlich die Möglichkeit sich bot, beide Männer zusammenzubringen, ihr Bestes dazu gethan hat ... Die Frauen sind es zuletzt meistens, die Männer trennen oder zusammenhalten. Wir sehen bald, in welcher Weise zwischen den beiden Männern als still

*) Goethe. Vorlesungen, gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin von Hermann Grimm. 3. Aufl. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1882.

waltendes Element Schillers Frau die Dritte im Bunde ist. Goethe nimmt Lotte und die Kinder mit in sein Herz auf. Es ist ein schöner Anblick, wie Goethe, nachdem der erste Schritt hinein geschehen war, in Schillers Hause sich heimisch fühlt ..."

Im Frühling 1797 kaufte sich Schiller das schön gelegene Haus und den großen Garten des verstorbenen Professors Schmidt vor dem Jenaer Thore. In einer Ecke des Gartens ließ er sich das Jahr darauf noch ein besonderes Häuschen bauen, in dessen oberem Raum er seinen Arbeitstisch aufstellte. Das war sein und Lottens Lieblingsaufenthalt, der geweihte Ort, wo ein großer Teil seiner damaligen Schöpfungen entstand. Die Besorgung des Gartens war Lottens Aufgabe. „Die Bäume sollen diesen Herbst noch verbessert werden," schrieb sie ihrer Schwester. „Wir haben doch etwas Zwetschen bekommen. Schiller hat geschüttelt und unser kleiner Karl hat aufgelesen, das war ein großes Fest für Karl. Schiller hat sich doch an die Luft gewöhnt und geht alle Tage in den Garten; darüber bin ich sehr froh, und es wird einen guten Einfluß auf seine Gesundheit haben. Was Du mir von Deinen ökonomischen Einrichtungen schreibst, freut mich. Ich richte auch gern mein Hauswesen so ein, daß alles in einem gewissen Maße bleibt. Ich halte dafür, man muß nie daran erinnert werden, und man muß sich und anderen nie merken lassen, was man sich versagt, weil man das Leben sonst weniger rein genießt, wenn man sich immer von Entbehrungen vorspricht. Ich selbst könnte viel entbehren und habe wenig Bedürfnisse."

In jener Zeit, von 1796—99, arbeitete Schiller an seiner Wallenstein-Trilogie; die Aufführung im April 1799 und die Wiederholung im Juni in Gegenwart der

preußischen Königsfamilie brachten dem Verfasser außerordentliche Ehren. Bewegten Herzens war Lotte Zeugin dieser Triumphe. An Fritz von Stein schrieb sie nach der Aufführung mit berechtigtem Stolz: „Unparteiisch gesprochen, glaube ich, daß keine, auch die schlechteste Aufführung den Geist unterdrücken kann, der darin herrscht, man wird immer lebhaft bewegt und fortgerissen und erhoben; da man dies Gefühl von dem ersten Teil hat, so kann man sich noch mehr von dem zweiten versprechen, wo die eigentlich tragischen und rührenden Scenen erst kommen . . ." Sie lebte und webte in den Arbeiten ihres Gatten, die sie entstehen sah und zuerst kennen lernte. „Daß Sie die Glocke erfreut und gerührt hat," heißt es in demselben Briefe, „fühle ich tief und lebhaft. Auch mir hat es einen Eindruck gemacht, als mir zu allererst Schiller das Gedicht vorlas, der mir unvergeßlich ist. Ich war vor meiner Niederkunft schon lange sehr krank und zumal sehr traurig verstimmt. Ich konnte nicht an die Zukunft denken, ein schwarzer Flor lag vor mir ausgebreitet, und ich konnte nicht durchschauen. In einer solchen Stimmung und mit dem Gefühl meiner Traurigkeit las mir Schiller, dem ich gern jede trübe Idee verbergen wollte, das Gedicht vor — die Stelle, wo die Mutter hinausgetragen wird, wo die Kinder liebeleerer fremder Pflege anvertraut werden, rührte mich so tief, daß ich lange nicht an die Glocke denken durfte."

Nach der Geburt Karolinens im Oktober 1799 verfiel die Mutter in ein heftiges Nervenfieber, das, nachdem es gewichen war, eine schwere Affektion des Gehirns zurückließ. Lottens Mutter stand in diesen bangen Wochen dem besorgten Gatten treu und besonnen zur Seite. Manche schlaflose Nacht brachte Schiller, selbst geschwächt und lei-

bend, am Bette seiner Frau zu. Seiner zarten und sorgsamen Pflege, der Wartung der unermüdlichen Mutter und der Geschicklichkeit des Hofrats Starcke, des erprobten Hausarztes, gelang es, Lotte zu retten. In dieser Zeit der Prüfung hatte chère mère Schillers Charakter von neuem schätzen gelernt; davon legen die Worte, die sie ihm nach ihrer Abreise schrieb, Zeugnis ab: „Noch habe ich nicht Mut genug, die unglückliche Zeit zu Jena mir ganz zurückzurufen, aber als eine wohlthätige Erscheinung leuchtet mir aus solcher Ihre treue, unermüdete Sorgfalt für meine gute Lollo entgegen, und erteilt mir die frohe Zuversicht, meine liebe Tochter unter allen Schicksalen des Lebens an Ihrer sanften und teilnehmenden Hand glücklich und versorgt zu wissen. — Was wir einander in dieser Zeit wurden, vermehrt meine treue Mutterliebe und Achtung für Sie, die Vorsehung weise mir nur oft bei glücklichen Tagen Wege, auf welchen ich Ihnen zeigen kann, wie teuer und wert Sie mir sind." — Ein schöneres Zeugnis konnte dem Gatten Schiller nicht ausgestellt werden.

Bald nach Lottens Genesung, im Dezember 1799, siedelten Schillers nach Weimar über; Goethes Umgang und der Verkehr mit dem Theater zogen sie wohl in erster Linie dorthin. 1802 bezogen sie ein eigenes Haus an der Esplanade. Nur fünf und ein halbes Jahr noch hat Lotte sich hier des vollen Lebensglückes freuen dürfen. Es waren die Jahre, in denen Schillers Geist sich immer herrlicher und fruchtbarer entfaltete, die Kinder lieblich gediehen, und auch nach außen hin ein gewisser Wohlstand als die Frucht unermüdlicher Arbeit erblühte. Die letzte größere Unternehmung war eine Reise nach Berlin im Frühjahre 1804, die Schiller mit seiner Frau und

den Knaben unternahm. Dort mag er mit Staunen erkannt haben, welchen Zauber sein Name ausübte, wie alles ihm mit Verehrung und Liebe begegnete. Im Hoftheater, wo Iffland die Braut von Messina, die Jungfrau von Orleans und Wallensteins Tod aufführen ließ, gewahrte er die gewaltige Wirkung seiner Werke. Der Plan, Schiller ganz nach Berlin zu ziehen, zerschlug sich, zur stillen Freude Lottens, die sich schwer von Weimar getrennt haben würde.

Weimar sollte ihr bleiben; aber den, der ihr lieber war als Heimat und sonst etwas auf Erden, mußte sie kaum ein Jahr später hergeben! Schillers Gesundheit war lange zerrüttet, sein Leben seit Jahren ein Bekämpfen der körperlichen Hinfälligkeit durch die gewaltige Energie seines Geistes. Wir erblicken in seiner fieberhaften Thätigkeit den unbeugsamen Willen, vor dem bevorstehenden Zusammenbruch der Kräfte zu retten, was noch zu retten war. — So mußte der Tag kommen, wo „das letzte Goldstück ausgegeben" war. Schon im Februar 1805 war Schiller von schweren Fieberanfällen heimgesucht worden. Nach kurzem Aufflackern der Gesundheit wurde er Ende April von neuem auf das Krankenlager geworfen, das er nicht wieder verlassen sollte. Sein Zustand wurde von Tag zu Tag gefährlicher und erschien schon vier Tage vor dem Tode rettungslos. Am 9. Mai 1805 schlief er, umgeben von seinen Lieben, sanft ein. Er hatte noch nicht das 46. Jahr erreicht.

Was Lotte in ihrem Gatten verlor, sollen nur einige der tiefschmerzlichen Äußerungen verraten, die in ihren damaligen Briefen enthalten sind. „Ich weiß nicht, wie ich leben kann, wie ich leben werde," schrieb sie an Fritz v. Stein, „die Blume ist hinweg aus meinem Leben,

und öd und farblos ſehe ich es vor mir liegen.“ Schillers Schweſter Luiſe ſchüttete ſie ihr ganzes Herz aus. „Unter uns allen verlor niemand ſo viel als ich, weil ich ihn liebte, weil ich in ihm die ganze Welt fand! Wie öde mir das Leben vorkommt, kann ich nur fühlen; dieſen treuen Anteil an meinem Weſen, wie die höhere geiſtige Exiſtenz, deren ich durch ſeinen Umgang teilhaftig wurde, kann mir nichts, nichts mehr auf der Erde erſetzen und ſollte es auch nicht, wenn es möglich wäre; denn dieſes Weſen, das vielleicht in Jahrtauſenden nicht wieder ſo erſcheint, muß auch einzig geliebt ſein ... Mein Troſt, meine Kinder ſeiner würdig zu bilden, iſt noch der einzige, den ich haben kann auf dieſer Welt; ſie allein halten mich noch am Leben, ich kann ſonſt nur im Grabe wieder Ruhe finden. Sein Geiſt iſt um mich und giebt mir Mut in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen! Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben ſoll; denn er, mit dem unendlichen Leiden ſeines Körpers, vergaß in der Nähe ſeiner Geliebten ſich ſelbſt und war heiter, liebend, teilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedener mit ſeiner Lage, ſeiner Umgebung, ſah das Leben immer mehr aus einem höheren Geſichtspunkte an ...“

Dieſe Briefſtelle, wie ſie Lottens tiefem Schmerze wahren Ausdruck verleiht, zeigt zugleich den Stab, an dem ſie ſich in ihrer Trübſal aufrichtete. Das Gelübde, ihren Kindern zu leben, ſie ihres Vaters würdig zu erziehen, hat ſie treulich gehalten. Tapfer und vorurteilsfrei griff ſie ihre Aufgabe an. Welch trefflicher Erziehungsgrundſatz liegt beiſpielsweiſe in folgendem Wort ausgeſprochen: „Das Vermögen des Geiſtes zu wecken und ihm eine Richtung zu geben, das iſt das Geheimnis, eine glückliche Exiſtenz zu begründen. Es iſt nur zuweilen die Liebe, die zu viel

selbst leisten möchte, die zu viel voraussehen möchte, die uns beunruhigt. Ein frommes Vertrauen auf das Geschick müssen wir alle zu erringen streben . . ." Eine solche, auf edles Vertrauen gegründete, auf Geistesfreiheit und Selbständigkeit des Charakters zielende Methode mußte gute Früchte tragen. „Ich habe nur noch die Freude über meine Kinder zum Leitstern meines Lebens," heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1816. „Sie zeigen mir Gesinnungen, die sie vielleicht auch nicht zum Glück des Lebens führen werden, aber sie sind der Ausdruck eines bessern Wesens, und ihre Liebe für das Rechte, Ehrenvolle ist immer der Grund eines inneren Glücks, das doch nicht zerstört werden kann." — Ihre beiden Söhne entwickelten sich zu braven, tüchtigen Männern. Karl, der Ältere, der, obwohl sich der geniale Zug des Vaters nicht auf ihn vererbt hatte, seiner Mutter große Freude machte, widmete sich dem Forstfach; er ist als Oberförster a. D. und Kammerherr in Stuttgart 1857 gestorben. Ernst, der in seiner äußeren Erscheinung eine sprechende Ähnlichkeit mit seinem Vater zeigte und an Geist seinen Bruder überragte, wurde Jurist, trat in preußischen Staatsdienst und starb 1841 als Appellationsgerichtsrat in Bonn. — Bei den Töchtern trat der mütterliche Einfluß in einem anspruchslosen und gediegenen Wesen hervor. Eine Freude war es Lotte, die heranreifenden Mädchen in die hohe Welt der Dichtung einzuführen. „Ich lasse mir von Emilien ältere gute Sachen vorlesen," schrieb sie dem alten Freunde Knebel. „Wir haben uns neulich an ‚Pandorens Wiederkunft' [von Goethe] sehr gestärkt. Emilie fühlt die großen, schönen Ideen so lebendig, daß man sie doppelt genießt durch den Wiederschein ihres reinen Wesens . . . Ich habe auch diesen Herbst den

Töchtern den ‚Faust‘ vorgelesen; natürlich that ich es selbst, denn ich möchte nicht, daß sie alles läsen. Aber ich habe ihn recht wieder genossen und durch das lebendige Auffassen der jungen reinen Gemüter mitgenossen.“ — Leider vermählten sich die beiden Mädchen erst nach der Mutter Tode: Karoline mit dem Bergrat Junot, Emilie mit dem Freiherrn Heinrich Adalbert von Gleichen-Rußwurm. Sie hat sich durch verschiedene Veröffentlichungen von hervorragender Bedeutung um die Schiller-Litteratur verdient gemacht; beispielsweise hat sie 1856 den Briefwechsel ihrer Eltern zum erstenmal herausgegeben. 1872 ist sie gestorben.

Wäre es nach Lottens Herzen gegangen, so hätte sie sich nach des Gatten Tode vermutlich ganz in die Einsamkeit — etwa nach Rudolstadt zur alten Mutter — zurückgezogen. Die Rücksicht auf ihre Kinder und auf die großherzogliche Familie, von der sie viel Güte und echte Teilnahme erfuhr, gebot ihr, in Weimar zu bleiben. Doch große Überwindung kostete es sie, an der Geselligkeit und den Zerstreuungen des Hofes teilzunehmen; sie konnte sich nie heimisch fühlen an einem Orte, wo, nach ihren Worten, „es nur auf Formen und Darstellung ankommt, wo jedes seine Stelle hat und immer Augen und Füße auf einen Wink lauern müssen“. — Was ihr aber trotz der mit dem Alter sich steigernden Sehnsucht nach Ruhe und Stille lebenslang Bedürfnis blieb, war ein feiner, auf wenige Erprobte beschränkter Umgang, wie Schiller ihn geliebt hatte. „Man fühlt immer mehr,“ äußerte sie sich, „daß man nicht für die Welt etwas aufopfern soll, und daß der gesellige kleine Kreis weniger Freunde eigentlich der Platz ist, wo man das Leben angenehm fühlt; das übrige sind nur vorübergehende Er-

ſcheinungen, die, ohne Kraft und bleibenden Eindruck, vergehen. Ich habe auch nicht mehr die Kraft, für viele zu ſtehen; wenn ich einige Menſchen um mich habe, ſo kann ich ihnen etwas ſein.“ Um Lotte als Freundin kennen zu lernen, muß man ihre Briefe an Fiſchenich, Knebel*), Fritz v. Stein und andere Vertraute leſen, die den Liebreiz und die Anmut ihres Weſens ebenſo glücklich zum Ausdruck bringen, wie das ſchöne, freundſchaftliche Vertrauen und den kühnen Freimut des Geiſtes.

Unter den Männern ihres Freundeskreiſes ſtand ihr die ehrwürdige Geſtalt Goethes innerlich am nächſten. Immerdar verehrte ſie in ihm den Hort jener hohen klaſſiſchen Kunſt, den berufenen Pfleger und Verkündiger der Ideenwelt, an der auch ſie beglückt einſt teilnehmen durfte. Leider wurde ihr nur ſelten der Genuß, ihn von Angeſicht zu ſehen; denn es war ihm längſt Gewohnheit geworden, inmitten der Welt in freiwilliger Abgeſchiedenheit ſeiner Arbeit zu leben. Selten erſchien er in Geſellſchaft; ſelten wagten die Freunde, ſeine Ruhe zu ſtören. Deſto liebevoller und eifriger verfolgte Lotte aus der Ferne ſein Ergehen und ſein Schaffen. Und welches Glück, welche Erhebung bedeutete es ihr, durfte ſie ihm einmal nahe ſein. „Ich habe mich ſehr gefreut,“ ſchrieb ſie 1818 an Knebel, „eine ungeſtörte Stunde mit unſerm Freund Goethe zu ſprechen. Wir haben vieles in kurzer Zeit verhandelt, und es that mir ſehr wohl, einmal große, ſchöne Anſichten der Kunſt wie der Wiſſenſchaft zu vernehmen. Ich habe einen ſo ſchönen Teil meines Lebens in erhöhtern Anſichten verlebt, daß ich immer wie nach

*) Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856.

der wahren Heimat mich versetzt fühle, wo man weiß, daß das Höchste der Weltansicht mit dem reinen poetischen Sinn über allen Irrtum und Niedrigkeit der Gegenwart uns zu erheben vermag ... Solange ich noch lebe, möchte ich mir von dem Himmel erbitten, die Kraft zu bewahren in mir, mich durch die Welt und ihren erkältenden Hauch nicht unempfänglich zu machen für das Hohe einer poetischen Vorstellung."

Es ist, als hörten wir Schiller sprechen. Wie rege sie an dem Leben der Gegenwart teilnahm, das Bild der glücklichen Vergangenheit an des Gatten Seite überstrahlte alle neuen Eindrücke. „Ich möchte nur erst über die bürgerliche Existenz meiner geliebten Kinder im klaren sein können," schrieb sie an Knebel; „dann möchte ich mich von der Welt zurückziehen und still fortleben. Denn die neuere Generation, mit der ich späterhin als Zeitgenossin leben müßte, wenn ich alt werden sollte, hat noch nicht die Gabe, mein Herz an sich zu ziehen, und es sprechen wenig Stimmen für sie in mir. Das Beste und Schönste hat für mich gelebt, und ich kann nicht mehr in andre Töne einstimmen ..." Das Weh, so früh den Geliebten verloren zu haben, lebte unauslöschlich in ihr fort. „Ach, was uns fehlt," seufzt sie, „vermissen wir, so lange wir leben. Jeder neue Eindruck erinnert nur an diesen tiefen, schmerzlichen Verlust!" Unerträglich und zerstörend würde der Schmerz gewirkt haben, wäre er nicht gemildert worden durch das Bewußtsein unvergänglichen Segens, den sie empfangen. „Je mehr ich lebe und beobachte, je mehr fühle ich, daß man viel sagen kann, wenn man das Gefühl in sich trägt: Ich habe gelebt und geliebet. Ich möchte sagen, daß ein Charakter sich erst recht entwickelt, wenn ein wahres, inniges

Verhältnis und ein Bezug des Lebens gefunden. Zum wenigsten sehe ich die Naturen, die nicht lieben konnten, als Wesen an, die nur halb den Zweck ihres Daseins erfüllten." Wie ganz sie in dem Verstorbenen, in der Welt seines Geistes lebte, beweisen mancherlei Reflexionen in ihren Briefen, die Schillers Weltanschauung so klar wiederspiegeln, daß sie seiner Feder entflossen sein könnten; z. B.: „Wie wir die Welt ansehen und nicht, was wir in ihr finden, ist's doch eigentlich, was uns Zufriedenheit oder Unzufriedenheit giebt." Oder: „Man muß die Kraft des Gemüts aufsuchen, die uns über die Welt erhebt, sonst ist nicht Trost zu finden . . ."

Bis an das Lebensende blieb ihr die unerschöpfliche Freude an der Natur treu; die Jägermeisterstochter, der Blumen, Vögel und des Himmels Gestirne vertraute Freunde waren, hat sich nie in ihr verleugnet. Die Anschauung der strengen Gesetzmäßigkeit in der Natur förderte sie in dem Bestreben, Freiheit und Ruhe des Geistes, Fassung, Resignation zu gewinnen. Demselben Zwecke suchte sie ihre Lektüre, die sie mit Geschmack auswählte, dienstbar zu machen: „Ich bleibe dem Einfachen und Großen treu in meinen Gefühlen und empfinde, wie man es bedarf, aus den Ideen der großen Geister, die vor uns hinweggegangen, sich geistig zu stärken, wie man körperlich kräftige Nahrung auch bedarf, und keine, die gegen die Natur ist. Das Bild des Antäus, der sich an der Mutter Brust Lebenskraft holt, ist ein schönes Symbol für das geistige Streben, und wo die Kraft nicht aus den Ansichten der Natur sich Nahrung holt, aus den Empfindungen der Wahrheit und Liebe, da ist es nur falsches Streben und falsche Resultate, die zur Sprache kommen." Demgemäß bevorzugte sie die Schriften der großen klas-

sischen Epoche, in deren Überlieferung sie erwachsen war; doch griff sie auch gern auf die Alten, Homer, Virgil, Plato, die Schiller ihr erschlossen, zurück, und selbst in so entlegenen Provinzen, wie in der indischen Litteratur, fand sie sich zurecht. Dagegen mochte sie von der neueren Litteratur des „Pseudoparnasses", von den Romantikern, die in immer feindlicheren Gegensatz zur Schillerschen Poesie traten, und der platten Kotzebueschen Richtung nichts wissen. Erstand aber unter den jüngern Schriftstellern eine geniale Größe wie Byron, so finden wir Lotte stets aufrichtig bestrebt, deren Bedeutung zu erfassen. Temperamentvoll trat sie in solchen Fällen dem trägen Vorurteil entgegen: „Es ist immer mein Schicksal, die Genialität zu verteidigen gegen die Philisterwelt." —

Die einzige größere Reise, die Lotte Schiller in den letzten Jahren ihres Lebens unternahm, war nach Altshausen im südlichen Württemberg zum Besuch ihres Sohnes Karl i. J. 1819. Neun Wochen lebte sie dort, glücklich in der Einsamkeit und „großen Ruhe" des Landes, entzückt und ergriffen von der majestätischen Schönheit der Schweizer Berge, die zu ihr herübergrüßten. Auf der Rückreise weilte sie einige Wochen in Stuttgart, wo ihr ein traurig-freudiges Erlebnis begegnete. So gern Lotte das Weimarer Theater besuchte, nie hatte sie sich nach ihres Mannes Tode entschließen können, eins seiner Stücke zu sehen. In Stuttgart fand sie den Mut dazu: „Da die Intendanz so artig war, und mir Billets sendete zu der Aufführung der Braut von Messina, so mußte ich hin und sah nach langer, schmerzlicher Entsagung ein Stück von Schiller wieder. An einem fremden Ort, dachte ich immer, könnte ich es leichter, doch hat es mich viel gekostet."

In schönen, beglückenden Verhältnissen flossen ihre letzten Lebensjahre sanft und ruhig dahin. Nach dem Tode ihrer Mutter (1823) ließ sie sich in Bonn bei ihrem Sohne Ernst nieder. Hier unterwarf sie sich, da eine schon in früheren Jahren aufgetretene Schwäche des Gesichts in völlige Blindheit überzugehen drohte, einer Augenoperation, die unter kunstgewandter Hand glücklich gelang und ihr den vollen Wiedergewinn der Sehkraft versprach; da setzte ein Nervenschlag am 9. Juli 1826 unerwartet ihrem Leben ein Ziel. Als ein „sanftes Einschlafen" bezeichnete Emilie ihr Ende. „Ich stand dabei, wie der letzte Atemzug geschah. Unsere herrliche Mutter, wie herrlich war auch ihr Tod! Ein solcher Tod ist soviel wert, wie ein glückliches Leben. Wie dankbar müssen wir dem Ewigen für diesen sanften Übergang zu jenem Leben sein, wo sie nicht allein sein wird; dort ist ja das Teuerste für sie ihr schon vorangegangen . . ."

„Ich war ihm so nötig zu seiner Existenz, als er mir" — schrieb Lotte nach dem unersetzlichen Verluste ihres Gatten. Das Wort, so stolz es klingt, enthält die Wahrheit. Sie war ihm nötig als die teilnehmende, geistig mit ihm fortschreitende Gefährtin seines Schaffens, als das liebende, verstehende Weib, das Glück und Sonnenschein um ihn verbreitete, als seine treue Pflegerin in Krankheitsnot. Und sie hätte ihn geliebt mit der gleichen Innigkeit, auch wenn niemand seine Bedeutung erkannt hätte; sie würde jedes Schicksal mit ihm geteilt, jedes Opfer ihm gebracht haben. Darin liegt der eigentliche Wert ihres Lebens.

Susanna von Klettenberg.

Krank an Leib und Seele, kehrte im Herbst 1768 der neunzehnjährige Student Wolfgang Goethe von Leipzig nach Frankfurt in das Elternhaus zurück. Seit 1765 hatte er dort studiert; das „verfluchte Leipzig", wie er es nennt, war keine gute Schule für sein Gemüt gewesen. Zwar hatte er, vornehmlich durch private Studien, seine litterarische Bildung nach mancher Richtung erweitert und vertieft; sein eigentliches Brotstudium aber, dem er sich nach seines Vaters Willen widmen sollte, die Rechte, hatte er höchst lässig betrieben. Den galanten, lockeren Leipziger Sitten hatte der leidenschaftliche Jüngling nicht genügenden moralischen Widerstand entgegensetzen können. Das rücksichtslose Einstürmen auf seinen Körper mußte sich schließlich rächen: ein heftiger Blutsturz warf ihn auf das Krankenlager und brachte ihn hart an den Rand des Grabes.

Notdürftig genesen, wandte er Leipzig den Rücken. In welcher desperaten Stimmung er heimkehrte, besagen folgende Sätze seiner Selbstbiographie (Dichtung und Wahrheit, achtes Buch): „Je mehr ich mich nun meiner Vaterstadt näherte, desto mehr rief ich mir bedenklicherweise zurück, in welchen Zuständen, Aussichten, Hoffnungen

ich von Hause weggegangen, und es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da ich mir jedoch nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte, so wußte ich mich ziemlich zu beruhigen; indessen war der Willkommen nicht ohne Bewegung. Die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verursachte eine leidenschaftliche Scene. Ich mochte übler aussehen, als ich selbst wußte; denn ich hatte lange keinen Spiegel zu Rat gezogen; und wer wird sich denn nicht selbst gewohnt! Genug, man kam stillschweigend überein, mancherlei Mitteilungen erst nach und nach zu bewirken und vor allen Dingen sowohl körperlich als geistig einige Beruhigung eintreten zu lassen." —

Goethes Vater war im höchsten Grade unzufrieden und verhehlte nicht seinen Verdruß, an Stelle eines rüstigen, thätigen Sohnes, der nun promovieren und die ihm vorgeschriebene Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele, als am Körper zu leiden schien. „Er verbarg nicht seinen Wunsch," so berichtet Goethe, „daß man sich mit der Kur expedieren möge; besonders aber mußte man sich mit hypochondrischen Äußerungen in seiner Gegenwart in acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte."

In solcher Lage war es eine Wohlthat, ja ein Glück für den jungen Dichter, daß gute Engel an seinem Krankenlager standen und ihm Teilnahme und Trost spendeten: es waren seine Mutter, seine Schwester Cornelia und eine entfernte Verwandte und langjährige Freundin des Hauses, das damals fünfundvierzigjährige Fräulein Susanna von Klettenberg. Namentlich der Umgang mit dieser letzteren ist für Goethe bedeutungsvoll

geworden. Fräulein von Klettenberg war es, die in des Dichters unruhvoller, sturmbewegter Seele die Ahnung einer Welt des Friedens und der ewigen Liebe weckte. Ihr ist es zu danken, daß er sich von dem kahlen Rationalismus und von freigeistiger Verneinung, denen er in den letzten Jahren bedenklich gehuldigt hatte, lossagte und sich einem „positiveren Erfassen von Gott und Welt" zuwandte.

Wie hoch Goethe ihr Gedächtnis in Ehren hielt, und wie wichtig ihm selbst jene Periode seines Jugendlebens erschien, geht daraus hervor, daß er 27 Jahre später in seinem Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre" der Jugendfreundin ein pietätvolles Denkmal setzte; es ist das sechste Buch, das den Titel führt: „Bekenntnisse einer schönen Seele". Daß ihm für die Gestalt der „schönen Seele" das Fräulein von Klettenberg Vorbild gewesen sei, hat er selbst in „Dichtung und Wahrheit" verraten, indem er sagt, daß die „Bekenntnisse" aus seiner Unterhaltung mit der Freundin und aus deren Briefen entstanden seien. Wie weit aber der Dichter dieses Material verwertet, in welchen Punkten er sich Abweichungen und Änderungen erlaubt hat, war lange zweifelhaft. Schon früh bildete sich die Meinung, daß Goethe außer Briefen auch biographische Aufzeichnungen Susannens vor sich gehabt haben müsse; bereits Zeitgenossen gaben der Vermutung Ausdruck, daß die „Bekenntnisse" von einer verstorbenen Dame herrührten und von Goethe nur nach seiner Art zugeschnitten seien. Man wollte dies aus der Fremdartigkeit schließen, die aus jedem Worte hervorblicke; vielleicht auch aus dem Umstande, daß das Lebensbild der „schönen Seele" sich, wie jeder Kenner des „Wilhelm Meister" zugeben wird, gar nicht organisch in

den Roman einfügt, sondern als eine religiös gehaltene Episode innerhalb des im übrigen sehr freien Tendenzen huldigenden Werkes erscheint. Diese Ansicht gewann immer mehr an Boden; Lappenberg, der erste Biograph des Fräuleins von Klettenberg*), Goedeke und Düntzer haben sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen. Jetzt endlich hat Hermann Dechent in einer auf wichtige Quellenstudien sich stützenden Arbeit**) den unumstößlichen Nachweis geführt, daß die „schöne Seele" des Romans nicht eine bloße Figur ist, deren der Dichter sich bedient, um gewisse Wahrheiten vorzutragen, sondern daß in ihr eine historische Persönlichkeit uns entgegentritt, die ihre eigenen Anschauungen darbietet. Zwar ist die Quelle, aus der Goethe schöpfte, bisher nicht entdeckt worden. Doch geht aus anderen urkundlichen Dokumenten hervor, daß die „Bekenntnisse einer schönen Seele" im wesentlichen eine von der Klettenberg kurz vor ihrem Tode verfaßte Selbstbiographie sind, an der Goethe nur soviel geändert hat, als — mit Rücksicht auf beim Erscheinen des Romans noch lebende Verwandte und Bekannte seiner Freundin — nötig war, um der Erzählung den Schein des Erdichteten zu geben. Im besondern erscheint es sicher, daß der Dichter sich in Bezug auf die in den „Bekenntnissen" berührten religiösen Fragen

*) J. M. Lappenberg: Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele. Hamburg, Rauhes Haus, 1849.

**) Dr. phil. Pfarrer Hermann Dechent: Goethes Schöne Seele Susanna Katharina v. Klettenberg. Ein Lebensbild im Anschlusse an eine Sonderausgabe der Bekenntnisse einer schönen Seele. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1896.

Änderungen wesentlicher Natur nicht erlaubt hat; die Darstellung der religiösen Entwickelung der schönen Seele ist in der Hauptsache zweifelsohne das geistige Eigentum des Fräuleins von Klettenberg. Die „Bekenntnisse" haben also den Wert und die Bedeutung des innerlich Erlebten.

Im folgenden sei versucht, auf Grund der „Bekenntnisse einer schönen Seele" und des von Dechent und andern beigebrachten Thatsachenmaterials ein Lebensbild dieser merkwürdigen Frau in kurzen Zügen zu entwerfen.

Susanna Katharina von Klettenberg wurde als die älteste Tochter eines angesehenen Arztes am 19. Dezember 1723 in Frankfurt a. M. geboren. Sie legte Gewicht darauf, daß ihre Mutter von einer reformierten Familie abstammte; in ihrem Testament rühmte sie, daß ihre Voreltern mütterlicherseits um der Wahrheit willen und aus Liebe zu derselben ihrem Vaterlande und ansehnlichen Gütern den Rücken gekehrt hätten: diese Überlieferungen scheinen frühzeitig tiefen Eindruck auf ihr Gemüt gemacht zu haben. Mit ihren beiden jüngeren Schwestern verlebte sie die Kinderjahre in einem großen, wohlgelegenen Hause, zu dem ein schöner Garten gehörte. Das bedeutendste, tief in ihr Leben eingreifende Ereignis ihrer Jugend war ein Blutsturz, der sie am Anfange des achten Jahres befiel. Diese Begebenheit scheint sie mit einem Schlage aus dem glücklichen Dämmerleben der Jugend geweckt zu haben. „In dem Augenblick", erzählt sie, „war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtnis ... Während des neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld aushielt, ward, so wie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiste die ersten Hilfsmittel gereicht wurden, sich nach seiner eigenen Art zu entwickeln." Diese Hilfs-

mittel waren sehr verschiedener und merkwürdiger Art. Der vielseitig gebildete Vater erteilte der kleinen Kranken durch Vorzeigen und Erklären von Gegenständen aus seinem Naturalienkabinett, getrockneten Pflanzen, Insekten, Knochen, anatomischen Präparaten, einen gewiß seltsamen Anschauungsunterricht. Eine Tante, die Schwester des Vaters, erregte durch Erzählung von Märchen und jenen in christlichen Kreisen damals modernen Liebesgeschichten vom christlichen Deutschen Herkules und der römischen Octavia Susannens leichtbewegliche Phantasie. So wurde ein durch die Krankheit in das Kind gelegter träumerischer, schwärmerischer Zug verstärkt.

Nach seiner Genesung mochte es sich mit den üblichen Kinderspielen nicht mehr befassen; fortwährend suchte seine Einbildungskraft nach Nahrung. Mit Besorgnis bemerkte die Mutter an ihrer Tochter einen Lesehunger, der sich mit wahrer Leidenschaft auf alles warf, was der Zufall darbot. Da dieser mächtige Trieb, wie er wohl zu allen Zeiten begabte Kinder ergriffen hat, nicht einzudämmen war, wollte Frau von Klettenberg ihn wenigstens in die rechten Bahnen lenken und drang nun darauf, daß auch die Bibel fleißig gelesen wurde. Sie meinte es gewiß gut; aber auch diese Lektüre war dem frühreifen Kinde nicht von Segen. Susanna hat später in ihren Bekenntnissen gestanden, daß sie als kleines Mädchen von der „natürlichen Geschichte des menschlichen Geschlechts" mehr gewußt habe, als sie habe merken lassen, und sie fügt hinzu: „Ich hatte es meistens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen, die mir vor Augen kamen, zusammen und brachte bei meiner Wißbegierde und Kombinationsgabe die Wahrheit glücklich heraus." —

Auch in vielen andern Stücken gewährt das Jugendleben des Fräuleins von Klettenberg das Bild einer falschen Erziehung. Der der Konfirmation voraufgehende Religionsunterricht scheint keine andere Frucht getragen zu haben, als daß er Susanna in den Stand setzte, „von Religion zu schwatzen", also zu heucheln, und hochmütig auf diejenigen herabzusehen, die es in dieser Kunst nicht so weit brachten, wie sie. „Mir fiel es nie ein, zu denken, wie es denn mit mir stehe, ob meine Seele auch so gestaltet sei, ob sie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne niederglänzen könnte; das hatte ich ein für allemal schon vorausgesetzt." Außerdem lernte sie nun Französisch, Tanzen und Zeichnen. Die Tanzstunden gaben Anlaß zur Anbändelung einer regelrechten Liebelei mit Briefwechsel und Rendezvous auf Promenaden und sogar in der Kirche. Das war die rechte Vorschule für das leere, zerstreuende Leben, das ihrer als Jungfrau harrte. Sie war nun ganz gesund und fing an, wie sie schreibt, „die Welt zu sehen". Und diese „Welt" that sich ihr auf mit jener Fülle von geräuschvollen Freuden und sinnbestrickenden Genüssen, die auf die Dauer auch die reinste Phantasie vergiften, das Herz veröden und den Sinn für edlere Freuden langsam ertöten. Frankfurt war gerade damals die Bühne eines prunkvollen höfischen Lebens. Kaiser Karl VII. verlegte nach seiner Krönung im Januar 1742 den Reichshofrat und den Reichstag nach Frankfurt; er selbst residierte dort bis 1743. Das kaiserliche Hoflager zog natürlich eine Schar von angesehenen Fremden aller Nationen, von Geschäftsleuten und Bittstellern heran; es entfaltete sich eine großartige, in rauschenden Festen schwelgende Geselligkeit, an der die geachtetsten einheimischen Familien lebhaften

Anteil nahmen. Auch das Klettenbergsche Haus, das infolge der Wahl des Familienhauptes zum Ratsherrn zu den ersten der Stadt zählte, wurde in den Strudel hineingezogen. Susanna schildert den Inhalt dieser vier „wilden Jahre“ — so nennt sie selbst die Periode von ihrem 18. bis zum 22. Lebensjahre — folgendermaßen: „Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerstreute mich und riß mich wie ein starker Strom mit fort. Es waren die leersten Jahre meines Lebens. Tagelang von nichts zu reden, keinen gesunden Gedanken zu haben und nur zu schwärmen, das war meine Sache. Nicht einmal der geliebten Bücher wurde gedacht. Die Leute, mit denen ich umgeben war, hatten keine Ahnung von Wissenschaften; es waren deutsche Hofleute, und diese Klasse hatte damals nicht die mindeste Kultur. Ein solcher Umgang, sollte man denken, hätte mich an den Rand des Verderbens führen müssen. Ich lebte in sinnlicher Munterkeit nur so hin, ich sammelte mich nicht, ich betete nicht, ich dachte nicht an mich, noch an Gott; aber ich seh' es als eine Führung an, daß mir keiner von den vielen schönen, reichen und wohlgekleideten Männern gefiel. Sie waren liederlich und versteckten es nicht, das schreckte mich zurück.“ — Vielleicht wäre sie dennoch — eine geistige und vielleicht auch körperliche Disposition dafür war entschieden vorhanden — den Verlockungen zum Opfer gefallen, wenn nicht in der Person eines alten französischen Sprachmeisters ein Mentor ihr zur Seite gestanden hätte, der nicht nachließ, die Unerfahrene zu warnen.

In dieser Zeit machte Susanna die Bekanntschaft eines Mannes, den sie in den „Bekenntnissen“ Narciß nennt. Es war der nachmals berühmte Rechtsgelehrte Dr. Johann Daniel Olenschläger, der damals

etwa dreißig Jahre zählte. Goethe schildert ihn („Dichtung und Wahrheit", viertes Buch) als einen schönen, behaglichen, sanguinischen Mann, der viel Anmut im Umgang hatte und einer geistreichen Unterhaltung sehr geneigt war. Frankfurter von Geburt, hatte er durch Studien und auf Reisen einen reichen Bildungsschatz gesammelt; er war ein großer Freund der französischen Litteratur und hat sich auch durch historisch-politische Schriften einen Namen gemacht. Der Spitzname „Narciß", den er in der Frankfurter Gesellschaft trug, deutet auf eine außergewöhnliche Selbstgefälligkeit seines Wesens hin. Sein Verkehr mit Fräulein von Klettenberg trug längere Zeit den Charakter einer harmlosen Freundschaft. Dann trat, im Herbst 1742, ein Vorfall ein, der plötzlich die Gesinnungen der beiden jungen Leute klärte. Im Vaterhause von Goethes Mutter, beim Stadtschultheißen Textor, fand eine Gesellschaft statt, an der Susanna und Olenschläger teilnahmen. Bei einem der damals beliebten Scherzspiele wurde Olenschläger von einem Offizier in einem Anfalle rasender Eifersucht hinterrücks mit dem Degen heftig verwundet. Durch die Verhältnisse genötigt, ließ Susanna dem Freunde die erste Pflege angedeihen. In der Angst, in dem Schrecken dieser Stunde, angesichts des strömenden Blutes, erwachte im Herzen des jungen Mädchens die Neigung. „Der Affekt," schreibt sie, „der im tiefsten Grunde des Herzens ruhte, war auf einmal losgebrochen, wie eine Flamme, welche Luft bekommt. Und wenn Lust und Freude sehr geschickt sind, die Liebe zuerst zu erzeugen und im stillen zu nähren, so wird sie, die von Natur herzhaft ist, durch den Schrecken am leichtesten angetrieben, sich zu entscheiden und zu erklären." — Bei Olenschläger scheint das Ereignis eine ähnliche Wirkung gethan zu

haben: nach seiner Genesung hielt er um Susannens Hand an, und im Frühling des nächsten Jahres erfolgte die Verlobung.

„Ich war glücklich, wahrhaft glücklich," berichtet sie „wie man es in der Welt sein kann . . . Ein Sommer ging unter diesen stillen Freuden hin. Narciß gab mir nicht die mindeste Gelegenheit zu Beschwerden; er ward mir immer lieber, meine ganze Seele hing an ihm, das wußte er wohl und wußte es zu schätzen. Inzwischen entspann sich aus anscheinenden Kleinigkeiten etwas, das unserem Verhältnisse nach und nach schädlich wurde."

Auf dieses „etwas" haben wir nun unsere Aufmerksamkeit zu richten.

In den Stunden des Bangens um den erkrankten Geliebten, in der Sorge und Unruhe ihrer Seele begann Susanna, sich wieder auf sich selbst zu besinnen. Die bunten Seifenblasen ihres bisherigen Lebens waren auf einmal zerplatzt. Sie suchte jemand, dem sie ihre neuen Empfindungen anvertrauen könne, und da sie unter den Menschen niemand fand, kehrte sie tastend und unsicher, gleichsam mit zögernden Schritten zu Gott zurück, den sie während der vergangenen Periode fast vergessen hatte. Zunächst gelang es ihr noch nicht, das rechte Vertrauen zu ihm zu fassen. Es waren gewissermaßen „Zeremonienvisiten", die sie ihm abstattete: sie nahte sich ihm im hochmütigen Schmucke ihrer Tugend und Ehrbarkeit, die sie vor andern voraus zu haben glaubte, und Gott schien sie in ihrem angemaßten Ehrenkleide gar nicht zu bemerken. Allein das beirrte sie nicht: wollte Gott nichts von ihr wissen, so glaubte sie doch ihre Schuldigkeit gethan zu haben, wenn sie dann und wann an ihn dachte.

Allmählich wurde sie mit Gott „ein wenig bekannter", wie sie es ausdrückt. Sie lernte nach und nach, sich mit den Angelegenheiten ihres Lebens betend an den Schöpfer zu wenden. Er stieß sie nicht hinweg; jede neue Begegnung hinterließ einen „sanften Eindruck" in ihrer Seele, und dieser Eindruck trieb sie, ihn immer wieder aufzusuchen. Häufig fand sie Trost bei Gott in ihrem Kummer; aber es fiel ihr auf, daß er ihr zuweilen versagt wurde. Es war ihr dann „wie einem, der sich an der Sonne wärmen will, und dem etwas im Wege steht, das Schatten macht". Bei einigem Nachdenken fand sie, daß alles von der Beschaffenheit ihrer Seele abhing: wenn diese nicht in der geradesten Richtung zu Gott gekehrt war, so blieb sie kalt; sie fühlte Gottes Rückwirkung nicht und konnte seine Antwort nicht vernehmen.

Was war es, das ihre Seele immer aufs neue von der Richtung auf Gott abzog? — Lange grübelte sie dieser Frage nach.

Endlich erkannte sie, daß die thörichten geselligen Zerstreuungen und Genüsse, in denen sie auch nach ihrer Verlobung mit Dr. Olenschläger noch gewohnheitsmäßig dahinlebte, einem innigen Verkehr mit Gott in den Weg traten. Ernst und gründlich erwog sie die Frage, ja studierte sie förmlich aus Schriften, ob vom religiösen Standpunkte Tanzen, Spiele und ähnliche gesellige Vergnügungen erlaubt seien. Sie konnte sich nicht entschließen, diese Dinge, an denen junge Leute sich unschuldig ergötzen können, schlechthin zu verwerfen. Das aber wußte sie aus inneren Erfahrungen, die sie ungesucht erlangt hatte, daß *ihr* diese Genüsse *nicht* unschuldig waren; denn sie zogen ihr Herz von den höheren, edleren Freuden ab, die sie nicht mehr entbehren mochte. Wollte sie Ruhe,

wollte sie Frieden finden, so mußte sie sich ganz aus dem geselligen Leben zurückziehen. Das stand ihr fest.

Aber wie war das zu beginnen? — Wie löste sie die zahlreichen Verbindungen, in die sie von Jugend auf hineingewachsen war? — Ihr nächster Impuls war, sich vertrauensvoll ihrem Bräutigam zu erschließen. Und doch scheute sie vor diesem Schritte zurück. Sie wußte aus Gesprächen, aus Schriften, die er ihr gegeben hatte, daß er Freigeist war; sie mußte fürchten, daß er ihren Seelenkampf gar nicht verstehen würde. Sie wußte ferner, daß sein Sinn sehr an den Freuden und Genüssen hing, die man in der großen Welt liebt, und daß er vor dem Schein des Lächerlichen, den eine durch Gewissensbedenken verursachte plötzliche Abkehr von der Gesellschaft hervorrufen konnte, zurückschrecken würde.

Doch blieb ihr schließlich nichts übrig, als sich dem Geliebten zu entdecken. Sie forderte durchaus nicht, daß er sich auf ihren Standpunkt stelle; sie dachte nicht daran, seine Freiheit im Denken und Handeln anzutasten; sie verlangte einzig und allein, daß er ihre Ueberzeugung nicht störe. Sie setzte ihm das alles in Liebe, doch auch mit Festigkeit auseinander. Was sie befürchtet hatte, trat leider ein: Olenschläger wußte ihre Gründe nicht zu würdigen, hatte kein Verständnis für den sittlichen Ernst seiner Braut. Er erkaltete und zog sich allmählich zurück, ohne das Verhältnis förmlich zu lösen. Das war 1745, etwa zwei Jahre nach der Verlobung.

Dieser Ausgang bereitete dem jungen Mädchen sicher Schmerz. Denn sie liebte ihren Bräutigam nach wie vor zärtlich, „gleichsam auf das neue und viel gesetzter als vorher". Aber ihre Überzeugung konnte dadurch nicht erschüttert werden, obgleich auch ihre Familie eine Sinnes-

änderung herbeizuführen suchte. Mit welcher Festigkeit sie sich den Einwendungen der Verwandten gegenüber behauptete, beweist folgende Stelle aus den „Bekenntnissen“: „Ich zeigte, wie sehr ich Narcissen liebte, und welchen Zwang ich mir seit zwei Jahren angethan hatte, wie gewiß ich sei, daß ich recht handle; daß ich bereit sei, diese Gewißheit mit dem Verlust des geliebten Bräutigams und anscheinenden Glücks, ja, wenn es nötig wäre, mit Hab und Gut zu versiegeln; daß ich lieber mein Vaterland, Eltern und Freunde verlassen und mein Brot in der Fremde verdienen, als gegen meine Einsichten handeln wolle.“

Einige Jahre später, 1748, bot Olenschläger, nachdem er durch seine Wahl in den Senat das Ziel ehrgeiziger Wünsche erreicht hatte, dem Fräulein von Klettenberg noch einmal förmlich seine Hand an, jedoch unter der Bedingung, daß sie als Gattin eines Mannes, der ein Haus machen müsse, ihre Gesinnung zu ändern habe. „Ich dankte höflich und eilte mit Herz und Sinn von dieser Geschichte weg,“ erzählt Susanna, „wie man sich aus dem Schauspielhause heraus sehnt, wenn der Vorhang gefallen ist. Und da er kurze Zeit darauf, wie es ihm nun sehr leicht war, eine reiche und ansehnliche Partie gefunden hatte [Olenschläger, inzwischen in den Adelsstand erhoben, vermählte sich schon im folgenden Jahre mit einer Tochter des Frankfurter Rechtsgelehrten Dr. Orth] und ich ihn nach seiner Art glücklich wußte, so war meine Beruhigung ganz vollkommen.“

Übrigens wurden ihr inzwischen und später ansehnliche Heiratsanträge gestellt, die sie jedoch sämtlich ohne Bedenken ausschlug. —

Von 1747 bis 1757 währt die Periode, die Su-

sanna ihren „zehnjährigen Christenstand“ nennt. Sie stand während dieser Zeit unter dem Einflusse des sogenannten Hallischen Pietismus. Diese Richtung, die von Philipp Jakob Spener ausgegangen und von August Hermann Francke, dem Stifter des Waisenhauses in Halle, und seinen Schülern weiter ausgebildet worden war, besaß in Frankfurt einen kleinen Kreis von Anhängern. Der Pietismus stellt sich dar als eine gesunde Reaktion gegen die starre, tote Rechtgläubigkeit; er drang auf Bethätigung des christlichen Glaubens im Leben, auf eingehende Beschäftigung mit der heiligen Schrift, auf ernste Einkehr und Prüfung des Gewissens. — Susannens Geschichte, ihre Entsagung aus Gewissensbedenken, war ruchbar geworden; ihre mutige Handlung erregte vor allem das Interesse jener kleinen pietistischen Gemeinde, die sich ihr näherte und sie bald zu sich heranzog. Der Freundeskreis stand nicht außerhalb der Kirche. Der Senior der lutherischen Geistlichkeit in Frankfurt, Pfarrer Dr. Fresenius, dem Goethe das Zeugnis eines „exemplarischen Geistlichen und guten Kanzelredners“ ausstellt, war einem gemäßigten Pietismus nicht abhold; ja, er hatte wohl manche Glieder des Kreises selbst „erweckt“; auch Susanna scheint in ihrer Sinnesrichtung durch ihn bestärkt worden zu sein. So genoß Fresenius das volle Vertrauen der Frankfurter Pietisten. Man besuchte mit Eifer seine Predigten und hielt nebenher Privaterbauungen ab.

Wie lebhaft Susanna an dem frommen Treiben teilnahm: im Grunde ihrer Seele wußte sie mit manchen Stücken der pietistischen Lehre nichts Rechtes anzufangen. Sie schreibt darüber: „Bescheiden vertraute ich fremdem Ansehen; ich ergab mich völlig dem Hallischen Bekehrungs-

ſyſtem, und mein ganzes Weſen wollte auf keine Wege hineinpaſſen. Nach dieſem Lehrplan muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieſer Not bald mehr, bald weniger die verſchuldete Strafe erkennen und den Vorſchmack der Hölle koſten, der die Luſt der Sünde verbittert. Endlich muß man eine ſehr merkliche Verſicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange ſich oft verſteckt und mit Ernſt wieder geſucht werden muß. — Das alles traf bei mir weder nahe noch ferne zu. Wenn ich Gott aufrichtig ſuchte, ſo ließ er ſich finden und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich ſah hintennach wohl ein, wie ich unwürdig geweſen, und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntnis meiner Gebrechen war ohne alle Angſt."

Dieſe Stimmung einer kindlichen, ruhigen Hingabe an Gott ſpiegelt folgendes kleine, von ihr gedichtete Lied wieder:

An Ihn.

Wie kindlich darf ich mit Ihm ſprechen!
Er gönnt mir ſtets ein offnes Ohr.
Ich trag' Ihm alle mein' Gebrechen
Und alle meine Klagen vor.
Wie leicht wird dann es meinem Herzen,
Denn Er, Er nimmt an meinen Schmerzen
Den zärtlichſten und treuſten Teil.
Umſchließt Er mich mit Seinen Armen,
Und tröſtet mich durch Sein Erbarmen,
So werden meine Wunden heil!

In Suſannens „zehnjährigen Chriſtenſtand" fällt ihre Freundſchaft mit dem Hof- und Legationsrat Friedrich Karl von Moſer, den ſie in den „Bekenntniſſen" Philo genannt hat. Er war um einen Tag älter als Suſanna

und, als er sich 1751 dauernd in Frankfurt niederließ, bereits vermählt. Er hatte nach Goethes Urteil einen tiefsittlichen Charakter, war beseelt von glühender Vaterlandsliebe und tiefer religiöser Gesinnung. Nach erfolgreicher diplomatischer Thätigkeit wurde er vom Landgrafen von Hessen-Cassel zum Gesandten beim oberrheinischen Kreise, sowie an verschiedenen kleinen Höfen ernannt; später nahm Kaiser Joseph II. ihn in seine Dienste. Mit diesem innerlich geklärten, vornehm gesinnten Manne also trat Fräulein von Klettenberg in eine vertraute und innige geistige Verbindung. Eine Frucht dieser Freundschaft ist das von den beiden Beteiligten und Susannens jüngerer Schwester Maria Magdalena gemeinsam verfaßte, im Jahre 1754 anonym erschienene Buch „Der Christ in der Freundschaft". Es ist eine Sammlung von zwölf Abhandlungen moralisch-religiösen Charakters; die fünf, Susannen zugeschriebenen Aufsätze sind in dem Buche von Lappenberg wieder abgedruckt worden. „Gegenwärtige Blätter enthalten den Plan unserer dem Herrn geheiligten und auf den Sinn der Nachfolge sich gründenden Freundschaft," heißt es in der Vorrede. In steter Parallele mit der „natürlichen Neigung", welche der Verfasserin nur als eine Vorstufe erscheint, werden das Wesen und die Pflichten der christlichen Freundschaft dargelegt. Die Aufsätze Susannens halten sich zumeist frei von der Überspanntheit, die derartigen Schriften nur zu leicht anhaftet. Der Stil ist klar und edel. Interessant und belebend sind die vielen Beispiele aus der eigenen Erfahrung, die überall herangezogen werden; sie legen von der scharfen Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis der Verfasserin Zeugnis ab. Die Winke, welche sie für den feinen, veredelten Verkehr unter Freunden giebt, sind

für alle Zeiten beherzigenswert. Über die Freundschaft zwischen Personen verschiedenen Geschlechts hat sie sich mehrfach ausgelassen; eine dieser Stellen, die auf ihr Verhältnis zu Moser ein helles Licht werfen, sei hier mitgeteilt: „Auch bei beiderlei Geschlecht hat diese aus dem Grunde einer innern Ähnlichkeit herstammende Neigung statt, und ist, wenn sie unter dem Regimente der Gnade bleibt, recht und gut: unsere Seelen sind weder Mann noch Weib. Man muß sich aber wohl vorsehen, daß man diese Art der natürlichen Neigung nicht mit der ehelichen Neigung verwechselt; diese ist ganz was anderes; jene kann ohne diese und diese ohne jene bestehen. Giebt es nicht viele tausend Eheleute, die vergnügt und glücklich leben, aber Freunde sind sie nicht (wer dies nicht verstehet, weiß nicht, was Freundschaft ist), werden es auch nicht werden, weil dieser innere Grund der Ähnlichkeit fehlt. So giebt es im Gegenteil solche durch eine natürliche Übereinstimmung gebundene und durch die Gnade geheiligte Freunde beiderlei Geschlechts, die sich nicht zu ehelichen gedenken." — Dann fährt sie fort — und ihre Worte beweisen, daß sie sehr gut die Gefahren kannte, die aus einer solchen Freundschaft erwachsen können: „Ist die Kraft der Gnade überhaupt nötig, die natürliche Neigung in den Schranken zu halten, so ist sie es vornehmlich in diesem letztern Fall. Wahre Christen aber, die die Verheißung haben, daß ihnen nichts unmöglich sein soll, halten durch die von oben mitgeteilten Kräfte sich in dem Umgang mit einer Person andern Geschlechts, auch bei der aufrichtigsten Herzensfreundschaft, in weit genaueren Schranken und gebrauchen viel größere Behutsamkeit als Unbekehrte nicht thun können, und so haben sie, wenn sie nur in der geistlichen Waffenrüstung bleiben,

da Sicherheit, wo natürliche Menschen in der Gefahr umkommen." — Moser aber schrieb, diesen Charakter ihres Bundes bestätigend, einem Freunde: „Es ist eine besondere Gnadengabe von Gott, die Bekannt- und Freundschaft dieser auserwählten Personen erlangt zu haben; und unsere Freundschaft ist wirklich so, wie Sie es gedruckt lesen."

Dem Umgang mit Moser sollte Fräulein von Klettenberg eine neue Stufe ihrer religiösen Entwickelung verdanken. Sie hat den Prozeß, den sie dabei durchlaufen mußte, in den „Bekenntnissen" eingehend und höchst anziehend dargestellt. Hier können diese inneren Erfahrungen nur in aller Kürze angedeutet werden.

Wie ernst es Susanna seit langen Jahren mit ihrem Christentum genommen hatte, es ging ihr doch eine tiefere Erkenntnis der Sünde ab. War es eine natürliche Anlage ihrer Seele, oder steckte ihr noch der alte Hochmut im Blute — genug, das „noch nie erklärte böse Ding", das man Sünde nennt, kannte sie noch gar nicht. Erst der Blick in ein fremdes Herz sollte sie zur eigenen Erfahrung auf diesem Gebiet führen. Die offenen Geständnisse Mosers über seine Seelenkämpfe machten sie tief betroffen; sie beschäftigte sich eingehend mit seiner Gemütsverfassung, stellte Vergleiche an, und endlich reifte ihr die Erkenntnis: „Du bist nicht besser als er". Dieser Gedanke ließ sie nicht mehr los. Sie überzeugte sich bald, daß weder Tugendübungen ihr helfen könnten, noch die Sittenlehre ihr Trost spenden würde. Sie empfand, daß sie eines stärkeren Haltes bedurfte, und sie fühlte instinktiv, daß er im Glauben an Christum liegen müsse. Wie aber zu diesem Glauben hindurchdringen? — Nach langem Ringen schlug ihr die Entscheidungs-

stunde. Sie schildert das innere Erlebnis, das in das Jahr 1757 fällt, folgendermaßen:

„‚Nun, Allmächtiger! so schenke mir Glauben‘, flehte ich einst in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und verbarg mein bethräntes Gesicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man sein muß, wenn Gott auf unser Gebet achten soll, und in der man selten ist.

„Ja, wer nur schildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird ... So nahte meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuz Gestorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glaube war.“

Unbeschreibliche Freude erfüllte ihre Brust; ihr war, als habe sie Flügel bekommen, die sie hoch emportrugen über die Schwäche und Niedrigkeit des Erdenlebens. Sie hatte eine Vision gehabt: sie war — das geht aus ihren Liedern, sowie aus ihrer späteren Korrespondenz mit Lavater hervor — felsenfest überzeugt, eine wirkliche Erscheinung des Heilandes erlebt zu haben. Sie glaubte, mit ihm in persönlicher lebendiger Verbindung zu stehen, und hat zeitlebens unerschütterlich an diesem Glauben festgehalten.

Nach dieser außerordentlichen Erfahrung fand sie keine Befriedigung mehr in der Kirchengemeinschaft. Sie ging wie bisher voll Verlangen in die Predigten; aber sie sah sich enttäuscht: „Diese Prediger“, schrieb sie, „stumpften sich die Zähne an den Schalen ab, indessen ich den Kern genoß.“ Damals lernte sie die Lieder Zinzendorfs

im Ebersdorfer Gesangbuch kennen und fühlte sich wunderbar angezogen. Jetzt verstand sie die Anschauungen und Empfindungen, die sie früher als die „unseligen Ausschweifungen einer gewissen Brüdergemeinde, da man die höchsten und heiligsten Dinge zu einem bloß sinnlichen Spielwerk macht", so herb getadelt hatte. Nachdem sie sich drei Monate im stillen des neuen Lebens ihrer Seele gefreut hatte, entdeckte sie sich ihrem Freunde Moser; er verschaffte ihr die Schriften Zinzendorfs, die sie bald unbeschreiblich lieb gewann. Ja, sie faßte den Entschluß, zu ihm zu ziehen, der damals bis zu seinem im Jahre 1760 erfolgten Tode in Herrnhut lebte; doch ihre schwächliche Gesundheit und die Pflichten, welche die Sorge für ihren alten und kränklichen Vater ihr auferlegten, erlaubten ihr nicht, den Entschluß auszuführen. Sie wurde also eine herrnhutische Schwester auf eigene Hand.

Durch Zufall entdeckte Susanna, daß sie nicht die einzige Herrnhuterin in ihrer Vaterstadt war. Allmählich war der ganze pietistische Kreis zur Brüdergemeinde übergetreten. Der Pfarrer Johann Andreas Claus, der damals in Frankfurt amtierte, erzählt in seiner Selbstbiographie: „Zu eben dieser Zeit [1757—60] blühte eine besondere Verbindung einiger guten Christen aus den höheren Ständen, zu welcher die Frau Pfarrerin Griesbach, Fräulein von Klettenberg und andere Frauenzimmer [unter denen auch Goethes Mutter] nebst dem Herrn von Bülow, Herrn Hofrat Moritz und Herrn von Moser gehörten. Wir alle neigten uns auf die Seite der Brüdergemeinde, sangen ihre Lieder, lasen ihre Schriften und überlegten oft, was wir von ihr zu denken, wie wir uns gegen sie zu benehmen und ihretwegen zu verteidigen hätten. Wer die Lage der Sachen in den

damaligen Jahren kennt, wird mich am besten verstehen. Wir wollten den Namen Herrnhuter nicht auf uns kommen lassen; insofern wir aber Freunde von ihnen waren, so that man uns eben nicht großes Unrecht, wenn man uns diesen Namen gab."

Der Mann aber, vor dem die Mitglieder des Konventikels auf der Hut sein mußten — wie er denn durch sein maßloses Eifern gegen die Herrnhuter in Wort und Schrift den Abfall vielleicht mitverschuldet hatte —, war der gestrenge Senior der Frankfurter Geistlichkeit, Dr. Frese nius. Als schließlich die Sache offenbar wurde, verlor er alle Selbstbeherrschung; es entbrannte ein heftiger Streit, dem jedoch sein Tod (1761) bald ein Ziel setzte.

Erst 1766, nach ihres Vaters Tode, kam Susanna dazu, eine der Herrnhutischen Anstalten zu besuchen; es war Marienborn in Oberhessen. Sie scheint aber nicht die erhebenden Eindrücke dort empfangen zu haben, die sie erhofft hatte. Weder die Einrichtungen noch die Personen, die, zum Teil aus niederen Ständen hervorgegangen, einen unreifen Schwarmsinn und ungeduldigen Bekehrungseifer an den Tag legten, konnten ihr sonderlich gefallen. Sie hat denn auch später alle Einladungen, ihren Besuch zu wiederholen oder ganz zur Gemeinde überzusiedeln, abgelehnt. Der Herr habe ihr, antwortete sie dem sie drängenden Bischof Wenzel Neißer, auf ihre Frage, ob sie unter die Verfassung der Gemeinde gehöre, keine entscheidende Antwort gegeben; darum würde sie, wenn alle Thüren offen stünden, keinen Fuß bewegen. Ein andermal schrieb sie ihm: „Viele Umstände in meinem Gang scheinen mich zu überzeugen, daß die Stille und der einzelne Gang bei dem Genuß Seiner Liebe mir das ist, was eine Diät bei einer Arznei ist" (1769). So

erkaltete allmählich ihre Begeisterung für die Sekte. Doch behielt sie zeitlebens eine Vorliebe für das Bild des Grafen Zinzendorf, „in dem sie sich mit einiger Selbstgefälligkeit abzuspiegeln schien, dessen Gesinnungen und Wirkungen Zeugnis einer höheren Geburt und eines vornehmeren Standes ablegten“ (Goethe).

Wie sehr sie sich während dieses Zeitraumes in die Anschauungen der Herrnhuter eingelebt hatte, bezeugen ihre damals entstandenen Neuen Lieder, von denen sich einige erhalten haben. Sie ahmen deutlich die Ausdrucksweise Zinzendorfs und seiner Anhänger nach und enthalten manches Schwülstige. Doch finden sich einzelne Stücke, in denen die Dichterin ihrer Liebe zum Heiland innigen Ausdruck verleiht. Eins der besten ist das folgende, wenngleich auch dieses sich von dem für die Herrnhuter so charakteristischen Schwelgen in dem Gedanken an Jesu Wunden nicht frei hält:

Herzens Heiland, deine Liebe,
Die dich bis ans Kreuz gebracht,
Wirkt in mir so zarte Triebe,
Wenn ich die Gestalt betracht',
Wie du ganz mit Blut beflossen,
Wie dein heil'ger Leib verwund't;
Da hast du mich eingeschlossen
In den ew'gen Liebesbund!

Mein Heil liegt in deinen Wunden,
Hier läßt sich's gar sanfte ruh'n:
Seit ich diesen Ort gefunden,
Laß ich dich alleine thun;
Will mir nicht mehr selber raten,
Bin ein Kind auf deinem Schoß:
Du bist gut für allen Schaden
Und bewahrest mir mein Los.

Liebes Lamm, du kennst dies Herze,
Das vor deinem Kreuze liegt,
Wie es sich auch bei dem Schmerze
Nur zu deinen Füßen schmiegt:
Ich weiß nichts als von Erbarmen,
Gnade ist mein Element:
Alsdann kann mein Herz erwarmen,
Wenn dein Blut es überschwemmt.

Drum schließ ich mich in die Ritzen
Deiner off'nen Seit' hinein;
Kann ich nur hier ruhig sitzen,
Als dein liebes Täubelein,
So bin ich recht wohl geborgen,
Ich bin dein, so wie ich bin,
Und leg' alle meine Sorgen
Auf dein eignes Herze hin.

Manche häusliche Trübsal hatten diese letzten Zeiten ihr gebracht. Kurz nacheinander, binnen vier Jahren, starben ihre Schwester Marianne Franziska, ihr Vater und ihre seit 1763 mit dem Regierungsrat v. Trümbach vermählte jüngste Schwester Maria Magdalena (1768). Liebevoll und gütig suchte Susanna trotz beständiger Körperschwäche den hinterlassenen beiden Kindern die Mutter zu ersetzen; daneben lag ihr noch die Pflege zweier sehr alten Tanten ob. In demselben Jahre, das ihr die Lieblingsschwester raubte und sie selbst durch schwere Krankheit an den Rand des Grabes brachte, trat der junge Goethe zu ihr in nähere Beziehung.

Er hatte sie gewiß schon als Knabe gekannt: wir wissen, ihre Bekanntschaft mit den Familien Goethe und Textor reichte bis in ihr Jugendalter zurück. Bedeutungsvoll aber ist ihr Umgang ihm erst jetzt geworden, als er im Herbst 1768 von Leipzig heimkehrte. In „Dichtung

und Wahrheit“ hat er folgende Schilderung der nun fünfundvierzigjährigen Dame entworfen: „Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches, natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung herrnhutischer Frauen. Heiterkeit und Gemütsruhe verließen sie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen notwendigen Bestandteil ihres vorübergehenden, irdischen Seins; sie litt mit der größten Geduld, und in schmerzlosen Intervallen war sie lebhaft und gesprächig. Ihre liebste, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selbst machen kann, woran sich denn die religiösen Gesinnungen anschlossen, die auf eine sehr anmutige, ja geniale Weise bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen.“ — Über seinen Verkehr mit ihr äußert er sich folgendermaßen: „Nun fand sie an mir, was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand, und weder an Leib noch Seele ganz gesund war ... Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus und verhehlte mir ihre Überzeugung nicht, sondern versicherte mir unbewunden, das alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug, zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten

Willen, dem er, wie mir ſchien, beſſer hätte zu Hilfe kommen ſollen. Es läßt ſich denken, wie oft ich und meine Freundin hierüber in Streit gerieten, der ſich doch immer auf die freundlichſte Weiſe und manchmal wie meine Unterhaltung mit dem alten Rektor damit endigte, daß ich ein närriſcher Burſche ſei, dem man manches nachſehen müſſe."

Der Umgang zwiſchen dieſer abgeklärten, mit Gott und ſich ſelbſt verſöhnten Seele und dem genialen Jüngling bildet eine der anziehendſten Epiſoden in Goethes Jugendleben. Er ſtand ſchon damals auf dem Boden einer andern Weltanſchauung. Die Einwände, die er ſeiner Freundin entgegenhielt, werden ungefähr dieſelben geweſen ſein, die er in den „Bekenntniſſen einer ſchönen Seele" der von ihm erfundenen Figur des Oheims in den Mund legt. Er wird, gleich jenem, mit hoher Bewunderung anerkannt haben, wie ſchön es ihr gelungen ſei, ihr ſittliches Weſen, ihre tiefe, liebevolle Natur mit ſich ſelbſt und dem höchſten Weſen in Einklang zu bringen; aber er wird auch nicht unterlaſſen haben, eine gewiſſe Einſeitigkeit an ihr zu tadeln, und darauf hinzuweiſen, „daß derjenige, deſſen Geiſt nach einer moraliſchen Kultur ſtrebt, alle Urſache hat, ſeine feinere Sinnlichkeit zugleich auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von ſeiner moraliſchen Höhe herabzugleiten, indem er ſich den Lockungen einer regelloſen Phantaſie übergiebt." — Dieſe Gefahr beſtand in der That für Suſanna. Myſtiſchen Träumen nachhängend, hat ſie ſich zuweilen in einen äußerſt bedenklichen Seelenzuſtand verloren, ſo daß ihr Hausarzt, Dr. Metz, ſie warnte, ſolchen Empfindungen ſich hinzugeben, die, wenn wir ſie groß werden laſſen, uns gewiſſermaßen aushöhlen und den Grund unſeres Daſeins untergraben. — Was Goethe als das chriſtliche Ideal vorſchwebte, drückt

Filtſch*) folgendermaßen aus: „Jenes Chriſtentum iſt ihm das reinſte und edelſte, das über das ſtille Innenleben des Individuums, über die beſchauliche Selbſtbeſpiegelung, über den verfeinerten Egoismus eines in ſich ſelbſt verſunkenen Gemütes hinauswächſt zum rüſtigen Schaffen und Wirken, dem dann der Segen von oben von ſelbſt zufallen muß!“

War hier alſo eine völlige Verſtändigung ausgeſchloſſen, ſo läßt ſich doch Suſannens wohlthätiger Einfluß auf den jungen Dichter verſchiedentlich nachweiſen. Wir erkennen ihn in Wolfgangs Reiſe nach Marienborn, um die dortigen Einrichtungen der Brüdergemeinde perſönlich kennen zu lernen, in ſeinem Anſchluß an den tiefſinnigen, frommen Jung-Stilling in Straßburg; wir finden Spuren dieſes Einfluſſes in Briefen und Aufſätzen. Sein Intereſſe für Religion war geweckt worden und iſt immer lebendig geblieben; er hat immer Achtung gehabt vor jeder aufrichtigen religiöſen Überzeugung, wenn ſie ihm nur, wie bei Suſanna, ohne Überhebung und Intoleranz entgegentrat. Ein überzeugter Chriſt, ein Anhänger der überlieferten Verſöhnungslehre iſt er freilich nie geworden.

Was er an Fräulein von Klettenberg beſaß, hat Goethe in einem anmutigen Vergleich zwiſchen ihr und ſeiner Mutter ausgeſprochen: „An ihr und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte ſie nur immer Rat und That. Denn wenn jene einen heiteren, ja ſeligen Blick über die irdiſchen Dinge warf, ſo entwirrte ſich vor ihr gar leicht, was uns andere Erden-

*) Goethes religiöſe Entwickelung. Von Dr. Eugen Filtſch. Gotha, F. A. Perthes, 1894.

kinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie ins Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hilfe, und weil sie in allen Dingen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hilfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen."

Endlich sei zur Charakteristik dieses Verkehrs ein reizendes Genrebild mitgeteilt, das er selbst (Dichtung und Wahrheit, Buch 15) entworfen hat: „Von vielfachen Zerstreuungen kehrte ich immer wieder zu meiner edlen Freundin von Klettenberg zurück, deren Gegenwart meine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften wenigstens für einen Augenblick beschwichtigte, und der ich von solchen Vorsätzen nach meiner Schwester am liebsten Rechenschaft gab. Sie pflegte nett und reinlich am Fenster in ihrem Sessel zu sitzen, vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge mit Wohlwollen, sowie dasjenige, was ich ihr vorlas. Manchmal zeichnete ich ihr auch etwas hin, um die Gegenden leichter zu beschreiben, die ich gesehn hatte. Eines Abends, als ich mir eben mancherlei Bilder wieder hervorgerufen, kam bei untergehender Sonne sie und ihre Umgebung mir wie verklärt vor, und ich konnte mich nicht enthalten, so gut es meine Unfähigkeit zuließ, ihre Person und die Gegenstände des Zimmers in ein Bild zu bringen ... Ich sendete es an eine auswärtige Freundin und legte als Kommentar und Supplement ein Lied hinzu:

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut

Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt,
Sieh dein Bild ihr gegenüber,
Und den Gott, der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt. —

In das letzte Lebensjahr Susannens fällt ihre Befreundung mit Joh. Kasp. Lavater (geb. 1741) aus Zürich. Sie hatte seine Predigten, seine „Aussichten in die Ewigkeit" gelesen; ihre Freunde, besonders Goethe, hatten sie nachdrücklich auf den genialen Schwärmer hingewiesen. Ihr Interesse war mächtig geweckt worden, und im Januar 1774 trat sie aus freiem Antrieb, ohne zunächst ihren Namen zu nennen, mit ihm in briefliche Verbindung. Im Mai desselben Jahres schrieb sie ihm gemeinsam mit Goethe, und in diesem Briefe ist eine sehr anmutende Stelle, die zeigt, wie mild an ihrem Lebensabend diese überzeugte Christin über Andersgläubige urteilte: „Er wandelt mit Lavater und mit Goethe — ich kenne Ihn am Gang, noch werden ihre Augen gehalten, daß sie Ihn nicht erkennen. Aber, ein Etwas — ein sanfter Zug — eine Empfindung, die alle Empfindungen übertrifft, so lebhaft diese beiden sonst fühlen können, macht, daß sie sich von dem Unbekannten nicht trennen mögen." Im Juni kam Lavater dann nach Frankfurt und lernte die Freundin persönlich kennen; welchen Eindruck er von ihr gewann, zeigt das Wort: „So frei, so edel, so erhaben, so tief konnt ich kaum einen

Menſchen glauben. Doch war ſie es, ich ſah's und hört's." — Der Hauptgegenſtand ihrer Geſpräche und des folgenden brieflichen Gedankenaustauſches waren religiöſe Fragen, insbeſondere die individuellen Erfahrungen auf dieſem Gebiet. Es iſt ein ſonderbarer Briefwechſel, der ſich entſpinnt: in der lebhaften, faſt feurigen Ausſprache des Gefühlslebens, in der Vertraulichkeit und Innigkeit der Freundſchaftsverſicherungen — Suſanna nannte Lavater ihren „liebſten Bruder", unterzeichnete ſich: „Die Deine", ja: „Bis über den Ausdruck Dein" — kennzeichnet er ſich als echtes Produkt der Sturm- und Drangperiode. Treu ſtand Cordata — ſo nannte ſie ſich — dem Freunde in den tiefen ſeeliſchen Kämpfen und religiöſen Zweifeln, die ihn gerade damals heimſuchten, zur Seite. Ja, ihr Gebet für ſein Heil ſteigert ſich zuweilen zu einem geradezu ſtürmiſchen Ringen um des Freundes Seligkeit, und dann ſpringen ihr Worte von den Lippen, wie ſie kühner die größten Glaubenshelden nicht geſprochen. Am 29. November 1774 ſchrieb ſie ihm: „Mit einer Kühnheit, die Er ſchenkte, durfte ich Ihm geſtern abend ſagen: Meine Seligkeit hängt an Lavaters Seligkeit; geht der verloren, ſo gehe ich auch verloren; errettеſt Du den nicht, wie ſollte ich glauben, daß ich errettet bin und den Tod überwinden werde! Und unbeſchreiblicher Friede und Verſicherungen, die man fühlen muß, um ihren Wert zu kennen, brachten ein lautes, ein frohes, ein ganz zuverſichtliches Amen hervor, ein Amen, das mit Dank verknüpft iſt. Ja Du, mein Lieber! ja ich, ich nicht minder wie Du, wir werden Ihm noch in der Zeit und unaufhörlich in der Ewigkeit für dieſe Angſtſtunden danken."

Wenige Tage, nachdem ſie den Freund ſo zu tröſten

und zu erheben gesucht, am 13. Dezember 1774, unmittelbar vor ihrem 51. Geburtstage, wurde sie nach kurzer Krankheit abgerufen. Goethe hat mitgeteilt, ein frommer Tod habe sich hier an ein seliges Leben angeschlossen und ihre gläubige Heiterkeit sich bis ans Ende ungeteilt erhalten. Er selbst konnte ihr in den letzten Stunden nicht nahe sein; er beklagte das in einem Briefe an Sophie Laroche mit den wenigen, doch bedeutungsvollen Worten: „Meine Klettenberg ist tot. Tot, ehe ich eine Ahndung einer gefährlichen Krankheit hatte. Gestorben, begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb! so viel war."

Bettina von Arnim.

Nach Originalphotographie der im Besitze des Königl. Kupferstich-Kabinetts in Berlin befindlichen Radierung von Ludwig Grimm.

Bettina von Arnim.

Ein Menſchenkind, einſam auf einem Fels, von Stürmen umbrauſt, ſeiner ſelbſt ungewiß, hin und her ſchwankend wie Dornen und Diſteln um es her — ſo war ich, da ich meinen Herrn noch nicht erkannt hatte. Nun wend' ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott, und kann ihm mit dem von ſeinen Strahlen glühenden Angeſicht beweiſen, daß er mich durchdringt. O Gott! darf ich auch? — und bin ich nicht allzu kühn?

*

Durch Dich werd' ich ins unſterbliche Leben eingehen; der Liebende geht ein durch den Geliebten ins Göttliche, in die Seligkeit. Liebe iſt Überſtrömen in die Seligkeit.

Dir alles ſagen, das iſt mein ganzes Sein mit Dir; der Gedanke iſt die Pforte, die den Geiſt entläßt; da rauſcht er hervor und hebt ſich hinüber zur Seele, die er liebt, und läßt ſich da nieder und küßt die Geliebte, und das iſt Wolluſtſchauer: den Gedanken empfinden, den die Liebe empfindet.

*

Geſtern hab' ich mich geſehnt; ich dachte jeden Augenblick, er ſei mir verloren, weil ich Dich nicht hatte.

Dich haben einen Augenblick, wie selig könnte mich das machen.

Wie reich bist Du, da Du so beseligen kannst, Ewigkeiten hindurch mit jedem Augenblick.

*

Du bist der Äther meiner Gedanken; sie schweben durch Dich hin und werden von Dir im Flug getragen wie die Vögel in der Luft.

Meine Gedanken umschwärmen Dich wie die Bienen den blühenden Baum. Sie berühren tausend Blüten und verlassen eine, um die andere zu besuchen, und jede ist ihnen neu; so wiederholt sich auch die Liebe, und jede Wiederholung ist ihr neu.

*

Zum Tempeldienst bin ich geboren; wo mir nicht die Luft des Heiligtums heimatlich entgegenweht, da fühl' ich mich unsicher, als hab' ich mich verirrt.

Du bist mein Tempel; wenn ich mit Dir sein will, reinige ich mich von des Alltäglichen Bedrängnis wie einer, der Feierkleider anlegt; so bist Du der Eingang zu meiner Religion.

*

Hab' ich je Andacht empfunden, so war's an Deiner Brust, Freund! — Tempelduft, den Deine Lippen hauchen, Geist Gottes, den Deine Augen predigen, es strömt von Dir aus eine begeisternde Macht, Deine Gewande, Dein Antlitz, Dein Geist, alles strömt eine Heiligung aus ..."

* * *

Diese Aphorismen entstammen einem Buche, das, als es 1835 erschien, wie ein glänzendes Meteor die Nation freudig überraschte: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" von Bettina von Arnim. Einem immerhin nur kleinen, vorwiegend litterarischen

Kreise war die Verfasserin als eine der geistreichsten Frauen Berlins bekannt. „Für uns andere", erzählt ein Zeitgenosse, der Ästhetiker Moriz Carriere*), „stand plötzlich ein Werk da, in welchem Wirklichkeit geworden, was der Romantiker von einem Poesiewerden des Lebens oder Lebendigwerden der Poesie ahnungsvoll gehofft und erträumt." Damals stand die ganze litterarische oder vielmehr die ganze gebildete Welt noch unter dem bezwingenden Eindruck der mächtigen Persönlichkeit Goethes, der erst drei Jahre vorher gestorben war. „Nun flocht hier die Liebe ihre duftigen Rosen in seinen unverwelklichen Lorbeerkranz, und erklang sein Preis von Mädchenlippen wie sehnsuchtsvoller Nachtigallgesang. Mochte man manchmal mit Goethe selber fragen, ob Bettina mehr wunderbar oder wunderlich sei, mochte der eine seine Ruhe, der andere ihr mänadenhaftes Gebaren tadeln, die einen mehr auf tiefsinnige Gedanken, die andern mehr auf anmutige Gefühlsergüsse hinweisen, dem Zauber des einzigen Buches konnte vor allem die Jugend sich nicht entziehen, und auch das Alter sagte mit Meusebach: es werde Mühe haben, sich der Unsterblichkeit zu entziehen."

Den begeisterten Verehrern des Buches, welche die Verfasserin nicht persönlich kannten, würde es schwerlich in den Sinn gekommen sein, sich das „Kind" als eine fünfzigjährige Frau, Witwe und Mutter von sieben Kindern vorzustellen. —

Bettinens und ihres Bruders Clemens' schriftstellerische Begabung war vielleicht ein Erbteil von ihrer Großmutter Sophie von Laroche, Gattin des Geheim-

*) Bettina von Arnim. Von Moriz Carriere. Breslau. Verlag von S. Schottländer. S. 5.

rats von Laroche in Ehrenbreitſtein, die durch ihre „Geſchichte des Fräuleins von Sternheim“ und eine lange Reihe anderer Familienromane zur Ahnfrau unſerer weiblichen Erzählungslitteratur wurde, und in deren litterariſchen Salon anerkannte Größen des geiſtigen Lebens gern ihre Schritte lenkten. In das gaſtfreundliche Larocheſche Haus wurde 1772 der junge Goethe, noch leidend unter der Trennung von Charlotte Buff in Wetzlar, eingeführt. Sobald er mit der lieblichen Maximiliane, der Tochter des Hauſes, bekannt wurde, erfuhr er, „welch' angenehme Empfindung wach werde, wenn ſich eine neue Leidenſchaft in uns zu regen beginnt, ehe die alte noch ganz verklungen iſt“. Bevor zwiſchen ihm und der „lieben Max“ intimere Beziehungen entſtanden, trat das Leben trennend zwiſchen ſie; und als er ſie wiederſah, war ſie das Weib eines andern, und zwar eines ungeliebten Mannes. Kaum achtzehn Jahre alt, war das liebliche Mädchen von ihrer Mutter genötigt worden, ſich mit dem Kaufmanne Peter Anton Brentano, einem geborenen Italiener, der in Frankfurt a. M. ein angeſehenes Handelshaus, der „goldne Kopf“ genannt, beſaß, Witwer und Vater von vier Kindern war, zu vermählen. Sehr bald zeigte ſich, daß zwei ſo grundverſchiedene Naturen — der vierzigjährige ernſte, praktiſch gerichtete Kaufherr und das achtzehnjährige, in ſchöngeiſtigen Kreiſen aufgewachſene Mädchen — nicht für einander geſchaffen waren. Goethe ſuchte der jungen Frau in ſeiner Vaterſtadt, ſo gut er konnte, zur Seite zu ſtehen; aber die Eiferſucht des Gatten verſchloß ihm oft genug das Haus. Der Dichter hat ſelbſt berichtet, wie ſeine innige Teilnahme an Maximiliane, deren Unglück er vor Augen ſah, ſeinem Roman „Werthers Leiden“

so reiche Nahrung gegeben habe, daß er in wenig Wochen vollendet wurde.

So groß war die Entfremdung der Gatten, daß sie zeitweilig getrennt lebten und nur schriftlich miteinander verkehrten. Die junge Frau weilte viel im elterlichen Hause in Ehrenbreitstein, wo sie auch ihrem nachmals berühmten und — man kann wohl sagen — ebenso berüchtigten Sohne Clemens 1778 das Leben gab. Sieben Jahre später kam in dem düster gelegenen Handelshause zu Frankfurt am 4. April 1785*) Anna Elisabeth Brentano (unsere Bettina) als sechstes Kind der kinderreichen Ehe zur Welt.

Bettina verleugnete ihre Herkunft von einem an Alter und Wesen so verschieden gearteten Elternpaare nicht. Goethe, der in der Brentanoschen Familiengeschichte wohl Bescheid wußte, hat Varnhagen gegenüber einmal geäußert: Bettina sei das wunderlichste Wesen von der Welt; unglücklich schwebe sie zwischen dem Italienischen und Deutschen hin und her, ohne Boden fassen zu können;

*) Reinhold Steig stellt in seinem Werke „Achim von Arnim und Clemens Brentano" (Stuttgart, J. G. Cotta, 1894) 1788 als Geburtsjahr hin. Es scheinen mir mancherlei Gründe gegen diese Annahme zu sprechen. Es ist beispielsweise kaum denkbar, daß der 23jährige Clemens seine 13jährige Schwester (1801) zur Vertrauten seiner Seele gemacht, ihr den zweiten Teil des „Godwi" gewidmet habe. Von einem 13- bis 14jährigen Kinde schreibt man nicht in den Ausdrücken begeisterter Verehrung wie Clemens an Arnim: „Sie wird täglich tiefer, freudiger und himmlischer ... Wie gütig ist Gott, der Dir meinen Reichtum, seinen Reichtum, dieses Ebenbild seiner selbst zeigen will ..." Endlich: die von Bettina selbst geschilderten Scenen ihres ersten Verkehrs mit Arnim haben sich schwerlich zwischen ihm und einer, wenn auch noch so reifen, Vierzehnjährigen abgespielt!

sie habe eine eiserne Beharrlichkeit in dem, was sie einmal ergriffen, aber mitten drin wieder die unsichersten Launenblitze, von denen sie selbst nicht wisse, wo sie hinfahren.

Vielleicht hätte eine sorgsame, liebevolle Erziehung diese Widersprüche in ihrem Wesen ausgeglichen. Eine solche aber ist Bettinen nicht zu teil geworden. Früh starben ihr die Eltern; als die noch jugendliche Mutter die Augen schloß, zählte das junge Mädchen acht Jahre. Einen Teil ihres Kindes- und frühen Jungfrauenalters verlebte sie im Kloster Fritzlar. Dieser Aufenthalt scheint, anstatt eine klärende, beruhigende Wirkung auszuüben, ihren Hang zum Romantischen nur verstärkt zu haben. Der heitere, sinnenfreudige Glanz des katholischen Kultus erregte mächtig ihre Phantasie. Wenn sie abends das Angelus einläutete, wenn sie bei feierlichen Handlungen den Engel des himmlischen Friedens darstellte, so war das für sie nichts als ein ernst-heiteres Spiel, dem sie sich naiv mit geschäftiger Anmut hingab. Ihr eigentliches Leben aber lebte sie einsam in der Natur. In dem ihrem Briefwechsel Goethes angehängten „Tagebuch" hat sie reizende, von poetischem Hauch umflossene Schilderungen dieses geheimnisvollen Treibens entworfen. Abends, wenn alles zur Ruhe gegangen war, schlich sie sich keck hinaus in den dunkeln Garten. „Diese tausendfältigen Liebesseufzer, die die Sommernacht durchstöhnen, und inmitten dieser ein einsames Kind, einsam bis ins innerste Mark, das da lauscht ihren Seligkeiten, ihrer Inbrunst, das in dem Kelch der Blumen nach ihren Geheimnissen forscht, das ihren Duft in sich saugt wie eine Lehre der Weisheit, das erst über die Traube den Segen spricht, ehe es sie genießt." Selbst nächtliche Gewitter trieben sie nicht ins Haus; da stand sie

allein unter dem Dach der breiten, blühenden Linde, mitten im Gebraus des Sturmes und dem Knattern der Donnerschläge, hörte die Sturmglocken des Klosters wimmern, sah die eilenden Lichter der aufgestörten Nonnen durch die langen Gänge schwanken; „bald tönte ihr ora pro nobis herüber im Wind; so oft es blitzte, zogen sie die geweihte Glocke an, soweit ihr Schall trug, so weit schlug das Gewitter nicht ein.“ Es war ein stiller Naturkultus, dem das Kind sich unbewußt ergab. Mag später die Schellingsche Philosophie Bettinens religiöse Anschauungen beeinflußt haben: in dieser frühen Zeit suchte und fand sie, in den Wundern der Schöpfung schwelgend, die Einheit mit Gott und dem All aus sich selbst. Wie in einem göttlichen Taumel ging sie umher; in jeder aufbrechenden Knospe, im Duft jeder Blüte, im kindlichen Stammeln der eigenen Seele entdeckte sie des Urgeistes Walten. Wunderbar steigerte und verfeinerte dieser poesievolle Pantheismus ihre Kräfte; ihr ist, als schwebe und webe sie im Äther, als tauche sie unter in die Elemente, in den Schoß der Naturgewalten: als eine „Schwebereligion“ hat sie selbst diesen seltsamen Kultus bezeichnet.

1798 scheint sie das Kloster verlassen zu haben. Sie lebte fortan mit ihren Schwestern meist bei ihrer Großmutter Sophie von Laroche in Offenbach. Hier sahen sich Clemens, der inzwischen auf Schulen und Universitäten fern dem Vaterhause gewesen war, und Bettina fast wie Fremde wieder. Nun erst lernten sie sich kennen und verstehen kraft der seltenen Geistesverwandtschaft, die trotz des Altersunterschiedes um sie das Band schlang. Nach dem Tode seiner älteren geliebten Schwester Sophie (1800) machte Clemens

Bettina zu seiner Vertrauten; die Dedikation des „Godwi“ an Bettina ist das erste sichtbare Zeichen des neuen Geschwisterbundes, als dessen schönstes Denkmal der Briefroman „Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten“ (1844) aus Bettinens Feder erscheint. Bis etwa 1805 hat unter allen, die ihr nahe standen, Clemens wohl den tiefsten Einfluß auf sie ausgeübt. Er überwachte ihre Lektüre, trieb sie an, ihre Gedanken aufzuschreiben — „das nenne ich dichten bei poetischen Menschen“, sagte er —, warnte sie fast ängstlich vor Zersplitterung ihrer Kräfte. Er redete von ihr und rühmte sie mit der Zartheit und dem Enthusiasmus eines Liebenden. „O der wunderschöne Brief!“ charakterisierte er einen Brief Bettinens. „Suche die schönsten Stellen Shakespeares und Goethens, und immer doch der wunderschöne Brief! O welche Wahrheit, Unschuld und Tiefe! Du weißt nicht, wie mir bei einem solchen Brief wird! Es sind meine Worte, meine Gefühle in einem klaren See abgespiegelt.“ Das war es: er fand in ihr sich selbst, sein Ebenbild wieder. In einem späteren Briefe an Arnim nannte er sie „geistreicher als je ein Mensch vielleicht gewesen, unergründlich genial, unschuldig“, einen Genius, „der die Flügel öffnet und senkt.“ Das aber, was ihr am nötigsten gewesen wäre: Geistesruhe, Sammlung, Beherrschung, konnte der von einer dämonischen Unrast umgetriebene Mann ihr nicht geben. Leider behielt sein charakteristisches Wort: „Du und ich sind außer aller Ordnung“ für immer Gültigkeit.

Bettina suchte sich nach ihrer Rückkehr aus dem Kloster nach mancher Richtung zu bilden. Ihr Kunsttrieb äußerte sich kräftig und erheischte gebieterisch Be-

friedigung; beispielsweise lernte sie modellieren. Für Musik war sie genial beanlagt. Sie studierte den Generalbaß, und Beethoven soll ihr, wie vielleicht keinem andern Menschen, seine tiefsten Gedanken über Musik anvertraut haben. So ist auch der Grundzug ihrer Werke stets lyrisch-musikalisch. Eine wunderbare Kunst besaß sie im improvisierten Gesange. Da erzählt Clemens, daß sie 1806 in Frankfurt Ludwig Tieck durch ihren extemporierten Gesang, ihren „wilden Seelenschlag", zu Thränen gerührt habe; „er versicherte, daß er durch sie zuerst seine Ideenreihe über Musik ergänzt fühle, daß er nie etwas Ähnliches gehört habe, und daß er jetzt wisse, wie die Musik entstanden sei." — Mehr als durch Bücher wurde sie gefördert durch den Verkehr mit bedeutenden Männern, denen sie sich mit wahrer Leidenschaft anschloß. Sie folgte da einem inneren Zwange: das Große zog sie unwiderstehlich an. Sehr heilsam wirkte in dieser Hinsicht auf sie die Geistesluft in ihrer Großmutter Hause, wo berühmte Leute, z. B. Herder, ein- und ausgingen. Mit Tieck kam sie schnell auf das brüderliche Du, und als sie in München Fr. H. Jacobi kennen gelernt hatte, war sie täglich bei ihm, und „ihre Hände ruhen oft unbewußt freundlich beim Gespräch ineinander", erzählt Clemens.

Zwei feine, absonderliche Gestalten treten während des Zeitraums von 1801 bis 1806 in Bettinens Leben: Achim von Arnim und Karoline von Günderode. Arnim, ihr späterer Gatte, wurde ihr zugeführt durch Clemens, der ihr 1801 mit folgenden Worten des Freundes Ankunft meldete: „Die eigentliche große Freude, die mich hinzieht, ist, daß Du meinen lieben göttlichen Arnim kennen lernen wirst, und ein freundliches Bild mehr

in Dein Leben tritt. Du weißt nicht, wie ich mich freue, daß Du ihn und er Dich sehen soll, er ist gar zu lieb und lustig wie wenige Menschen auf Erden." Arnim war von hohem Wuchs und auffallender männlicher Schönheit, und es ist gar nicht anders denkbar, als daß er auf die immer elektrisch geladene Bettina sofort einen tiefen Eindruck gemacht hat. Indessen gab sie nach der ersten Begegnung eine etwas mokante Schilderung von ihm: „Schlampig in seinem weiten Überrock, die Naht im Ärmel aufgetrennt, mit dem Ziegenhainer, die Mütze mit halb abgerissenem Futter, das neben heraussah." — Bei der zweiten Begegnung aber, die bei Arnims Rückkehr vom Rhein — er hatte mit Clemens eine feuchtfröhliche Rheinfahrt gemacht — in Frankfurt stattfand, war sie nicht mehr im stande, ihr Entzücken zurückzuhalten. Auf einem Spaziergange mit Arnim und ihrer Freundin Karoline von Günderode, einem Frankfurter Stiftsfräulein, wurden sie von einem Gewitter überrascht. Um sie vor dem Regen zu schützen, breitete der „königlich aussehende" Arnim seinen grünen Mantel um die Mädchen. Das war ein Abenteuer nach Bettinens Sinn! „Arnims wunderschöne Jugendnähe elektrisierte mich, ich opponierte dem Gewitter mit allerhand vom Zaun gebrochener Philosophie, die nicht Hand und Füße hatte und nasse Flügel, die ließ sie hängen." Arnim übernachtete im Stifte, nur durch eine dünne Wand von den Freundinnen getrennt, die sich eifrig von ihm unterhielten. Zunächst wollte keine ihre Liebe zu ihm eingestehen, dann jede großmütig der Freundin den Geliebten abtreten, bis Arnim durch Husten und Räuspern auf seine Anwesenheit in Hörweite aufmerksam machte. Am nächsten Morgen schenkte der junge Ritter den beiden Schönen Vergißmeinnichtsträußchen und ließ

Bettina einen zum Ausflicken übergebenen Handschuh als Andenken zurück. Beim Abschied wurde ein Stern gesucht, bei dessen Anblick sie in der Ferne einander gedenken wollten.

Dieser harmlos-heitere Verkehr, der sich auf wenige Tage beschränkte, trägt ganz das Gepräge jugendlicher Schwärmerei. Sicher ist, daß er für Arnim nichts als eine freundliche Episode bedeutete. Dagegen hat es den Anschein, als habe Bettinens empfängliches Herz schon jetzt eine tiefere Neigung gefaßt. Zunächst trat nun Arnim jene Reise an, die man damals als „le grand tour" zur höheren Ausbildung junger Edelleute für nötig hielt. Er entschwand also Bettinens Gesichtskreise auf mehrere Jahre. Daß trotzdem die Beziehungen zwischen ihnen nicht abgebrochen wurden, dafür sorgte Clemens' begeisterte Freundschaft mit seinem „lieben Bruder" Arnim. —

Etwa um dieselbe Zeit, die ihr Arnims Bekanntschaft brachte, lernte Bettina die Günderode kennen. Einer vornehmen badischen Familie entsprossen, hatte sie 1797 im adeligen evangelischen Damenstift zu Frankfurt a. M. Aufnahme gefunden und war dem Brentanoschen Hause nahe getreten. Eine zarte, ätherische Erscheinung, durch körperliche Schwäche auf das Innenleben verwiesen, strebte sie ernsthaft nach geistiger Vertiefung. Auf ihrem Wesen, wie es in ihren Briefen*) sich darstellt, lag gleich einem nie weichenden Schatten krankhafte Melancholie; ihr Empfinden erscheint in vielen entscheidenden Punkten überspannt und phantastisch. Mit der leicht entzündlichen Schwärmerei des jüngeren Mädchens schloß sich Bettina,

*) Karoline von Günderode und ihre Freunde. Von Ludwig Geiger. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 1895.

wahrscheinlich bald nach ihrer Rückkehr aus dem Kloster, der etwa fünf Jahre älteren, hochbegabten Freundin an, überschüttete sie mit Liebesversicherungen und konnte sich nicht genug thun in überschwenglichem Lobe. Die Blütezeit dieser Freundschaft fiel in die Jahre 1805 und 1806. Die Günderode bemühte sich, erziehlich auf Bettina zu wirken, bekämpfte ihre Flüchtigkeit und teilte ihr geschichtliche und philosophische Kenntnisse mit. „In Bettinen gehen, wie mir ein Brief von ihr zeigt, wunderbare Dinge vor," murrte Clemens, der sich damals von seiner Schwester nicht verstanden wähnte. „Ich glaube, sie studiert Philosophie, ich begreife sie nicht" ... Wodurch sich aber Karoline der Freundin unentbehrlich machte, war ihr echt freundschaftliches, liebevolles Verständnis für dieses excentrische, aber reich beanlagte Wesen, dem übrigens ihre eigene Natur in mancher Beziehung verwandt war. „Sie war es," schreibt Bettina, „die wie warme, frühlingbrütende Lüfte mich umgab, die mich schützte, die mich begeisterte, die mir die Höhe meiner eigenen Natur als Ziel vertraute." In einem Briefe spricht sie der Günderode mit folgenden Worten ihren Dank aus: „Mein Gott! ich habe niemand, mit dem ich ernstlich sprechen könnte, ohne daß er mir gerade ins Gesicht sagen würde, Du sprichst Kinderei, Du lügst, Du bist gespannt, Du extravagierst, und meistens in den Augenblicken, wo mir Gott mehr die Gnade verleiht, mich in der Sprache auszudrücken, welches nur selten geschieht; Du allein, wenn Du auch nicht zu meinen Ideen eingingst, hattest doch eine Art von Achtung vor denselben, wie vor aller Phantasie der Dichter hat ... Du warst mir in meiner Einsamkeit oft, was das Echo dem Dichter sein möchte, das heißt, ich sprach bei Dir alles, als wenn ich allein wäre, sprach

nicht um Deinetwillen, sondern um Gottes willen, und in dieser Hinsicht ist mir auch das Echo ein großmütiger Freund, ein lieber Freund, dem ich ewig Dank schuldig bin und den ich zum Teil an Dir abverdienen will durch Treue, Wahrheit und Teilnahme an Deinem Schicksal, wenn Du Dich mir nur nicht entziehen willst, wenn Du nur immer Dein Vertrauen zu mir stärken und erhalten willst." — Leider wurde der schöne Freundschaftsbund durch ein schreckliches Ereignis jäh zerrissen! — Karoline war von einer phantastischen Leidenschaft für den Philologen G. F. Creuzer in Heidelberg ergriffen worden, einer Leidenschaft, die sich dem besonnenen Manne mitteilte und ihn zu dem Versprechen fortriß, sich von seiner Gattin scheiden zu lassen, um die Geliebte zu heiraten. Dann entspann sich in der Brust des rechtlich fühlenden Mannes ein qualvoller Kampf zwischen Pflicht und Neigung. Es entstanden die abenteuerlichsten Pläne, die Verbindung trotz allen Widerstandes durchzusetzen. Eine schwere Erkrankung Creuzers im Sommer 1806 führte die Entscheidung herbei: angesichts des Todes, den er nahe glaubte, entsagte der gepeinigte Mann seinen Wünschen und Hoffnungen und beauftragte einen Freund, der Günderode von seinem Entschluß schonend Mitteilung zu machen. Sie befand sich damals zum Besuch einer Freundin in Langenwinkel im Rheingau. Sobald sie die briefliche Nachricht empfangen hatte — es war am 26. Juli 1806 —, gab sie sich an einsamer Stelle am Ufer des Rheines durch einen Dolchstich den Tod — ein Opfer jener romantischen Weltanschauung, die lieber das Geschenk des Lebens zerbricht, als daß sie einem Trugbilde der Phantasie entsagte.

Dieser Schlag traf Bettina mit grausamer Härte! — Sie fühlte sich verlassen, verwaist; und wie ein verirrtes

Kind eilte sie, Trost suchend, zu Goethes Mutter, die eine alte Freundin des Hauses Brentano war. Und im Verkehr mit dieser edlen, trotz ihres hohen Alters so jugendfrischen und anmutigen Frau fand die Einundzwanzigjährige, was sie suchte: ein Herz voll mütterlicher Zuneigung und ein tiefes Verständnis für die Wunderlichkeiten und Launen ihres Wesens. Täglich besuchte Bettina die alte Frau, um mit ihr zu plaudern, ihren Erinnerungen zu lauschen oder Späße mit ihr zu treiben; denn die Frau Rat war eine schalkhafte, allzeit fröhliche Natur. „Ihr klares, feuriges Auge", erzählt Bettina, „sah mich durch und durch, ich brauchte ihr nichts zu gestehen, sie wußte alles, ihr feines Ohr hörte bei dem leisesten Klang meiner Stimme, wie es um mich stehe." — „Wer lacht, kann keine Todsünde thun," das ist so ein Weisheitsspruch aus dem Munde der Frau Rat. Wie sie Bettina geschätzt hat, beweist ein Brief, dessen Echtheit von Carriere bezeugt wird: „Gutes, liebstes, bestes Kind! Dein Andenken geht über alles und macht mich glücklicher, als es der tote Buchstabe ausdrücken kann. O, erfreue mein Herz, Sinn und Gemüt und komm bald wieder zu mir. Du bist besser, lieber, größer als die Menschen, die um mich herum krabbeln, denn eigentlich Leben kann man ihr Thun und Lassen nicht nennen. Da ist kein Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte — sie sperren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im ABC-Buch steht. Lassen wir das und kommen zu etwas, das uns schadlos hält. Meine Freude war groß, da ich hörte, daß Du in Weimar gewesen wärest: — Du hast viel Vergnügen dort verbreitet — und bedauert man, daß Dein Aufenthalt dort so kurz war. Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend, sagt ein altes Sprichwort. Was

werden wir uns nicht alles zu sagen haben!! Darum komme bald und erfreue die, die, bis der Vorhang fällt, ist und bleibt Deine wahre Freundin

Elisabeth Goethe."

Bettina hat ihren Dank gegen Goethes Mutter in reichem Maße abgetragen. Sie hat durch ihre Schriften die „Mutter Aja" in die Litteratur eingeführt, so treu und lebendig porträtiert, daß die Ähnlichkeit durch spätere Veröffentlichungen, vor allem durch die Briefe der Frau Rat selbst, nur bestätigt werden konnte. Für Goethes Knabenerinnerungen ist sie die Vermittlerin zwischen Mutter und Sohn geworden. Die alte Frau mußte immer jemand haben, dem sie von ihrem Wolfgang erzählte, und Bettina war ihr die liebste dazu, da sie nie genug hören konnte. „Bettina ist jetzt täglich ein paar Stunden bei der alten Goethe", berichtet 1806 Clemens an Arnim, „und läßt sich Anekdoten von dem geliebten Sohne erzählen, die sie für sich ganz mit den Worten der Mutter in ein Buch schreibt, um eine geheime Biographie dieses Göttlichen zu bilden." Es steht fest, daß Goethe bei der Darstellung seines Lebens Bettinens Aufzeichnungen sowohl, wie ihre „mündliche Relation" benutzt hat. Die „persönliche Einwirkung Bettinens auf Goethes Dichtung und Wahrheit geht tiefer, als unserem Auge sichtbar ist", sagt Steig.

Im Jahre 1807 lernte Bettina den verehrten Dichter von Angesicht kennen; es war „das höchste Ereignis ihres Lebens, der reichste, seligste Augenblick". In „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" hat sie in einem an die Frau Rat gerichteten Briefe diesen ersten Besuch bei Goethe geschildert. Im April war sie mit ihrer Schwester und ihrem Schwager Savigny in Weimar

Bettina zu seiner Vertrauten; die Dedikation des „Godwi“ an Bettina ist das erste sichtbare Zeichen des neuen Geschwisterbundes, als dessen schönstes Denkmal der Briefroman „Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten“ (1844) aus Bettinens Feder erscheint. Bis etwa 1805 hat unter allen, die ihr nahe standen, Clemens wohl den tiefsten Einfluß auf sie ausgeübt. Er überwachte ihre Lektüre, trieb sie an, ihre Gedanken aufzuschreiben — „das nenne ich dichten bei poetischen Menschen“, sagte er —, warnte sie fast ängstlich vor Zersplitterung ihrer Kräfte. Er redete von ihr und rühmte sie mit der Zartheit und dem Enthusiasmus eines Liebenden. „O der wunderschöne Brief!“ charakterisierte er einen Brief Bettinens. „Suche die schönsten Stellen Shakespeares und Goethens, und immer doch der wunderschöne Brief! O welche Wahrheit, Unschuld und Tiefe! Du weißt nicht, wie mir bei einem solchen Brief wird! Es sind meine Worte, meine Gefühle in einem klaren See abgespiegelt.“ Das war es: er fand in ihr sich selbst, sein Ebenbild wieder. In einem späteren Briefe an Arnim nannte er sie „geistreicher als je ein Mensch vielleicht gewesen, unergründlich genial, unschuldig“, einen Genius, „der die Flügel öffnet und senkt.“ Das aber, was ihr am nötigsten gewesen wäre: Geistesruhe, Sammlung, Beherrschung, konnte der von einer dämonischen Unrast umgetriebene Mann ihr nicht geben. Leider behielt sein charakteristisches Wort: „Du und ich sind außer aller Ordnung“ für immer Gültigkeit.

Bettina suchte sich nach ihrer Rückkehr aus dem Kloster nach mancher Richtung zu bilden. Ihr Kunsttrieb äußerte sich kräftig und erheischte gebieterisch Be-

friedigung; beispielsweise lernte sie modellieren. Für Musik war sie genial beanlagt. Sie studierte den Generalbaß, und Beethoven soll ihr, wie vielleicht keinem andern Menschen, seine tiefsten Gedanken über Musik anvertraut haben. So ist auch der Grundzug ihrer Werke stets lyrisch-musikalisch. Eine wunderbare Kunst besaß sie im improvisierten Gesange. Da erzählt Clemens, daß sie 1806 in Frankfurt Ludwig Tieck durch ihren extemporierten Gesang, ihren „wilden Seelenschlag", zu Thränen gerührt habe; „er versicherte, daß er durch sie zuerst seine Ideenreihe über Musik ergänzt fühle, daß er nie etwas Ähnliches gehört habe, und daß er jetzt wisse, wie die Musik entstanden sei." — Mehr als durch Bücher wurde sie gefördert durch den Verkehr mit bedeutenden Männern, denen sie sich mit wahrer Leidenschaft anschloß. Sie folgte da einem inneren Zwange: das Große zog sie unwiderstehlich an. Sehr heilsam wirkte in dieser Hinsicht auf sie die Geistesluft in ihrer Großmutter Hause, wo berühmte Leute, z. B. Herder, ein- und ausgingen. Mit Tieck kam sie schnell auf das brüderliche Du, und als sie in München Fr. H. Jacobi kennen gelernt hatte, war sie täglich bei ihm, und „ihre Hände ruhen oft unbewußt freundlich beim Gespräch ineinander", erzählt Clemens.

Zwei feine, absonderliche Gestalten treten während des Zeitraums von 1801 bis 1806 in Bettinens Leben: Achim von Arnim und Karoline von Günderode. Arnim, ihr späterer Gatte, wurde ihr zugeführt durch Clemens, der ihr 1801 mit folgenden Worten des Freundes Ankunft meldete: „Die eigentliche große Freude, die mich hinzieht, ist, daß Du meinen lieben göttlichen Arnim kennen lernen wirst, und ein freundliches Bild mehr

in Dein Leben tritt. Du weißt nicht, wie ich mich freue, daß Du ihn und er Dich sehen soll, er ist gar zu lieb und lustig wie wenige Menschen auf Erden." Arnim war von hohem Wuchs und auffallender männlicher Schönheit, und es ist gar nicht anders denkbar, als daß er auf die immer elektrisch geladene Bettina sofort einen tiefen Eindruck gemacht hat. Indessen gab sie nach der ersten Begegnung eine etwas mokante Schilderung von ihm: „Schlampig in seinem weiten Überrock, die Naht im Ärmel aufgetrennt, mit dem Ziegenhainer, die Mütze mit halb abgerissenem Futter, das neben heraussah." — Bei der zweiten Begegnung aber, die bei Arnims Rückkehr vom Rhein — er hatte mit Clemens eine feuchtfröhliche Rheinfahrt gemacht — in Frankfurt stattfand, war sie nicht mehr im stande, ihr Entzücken zurückzuhalten. Auf einem Spaziergange mit Arnim und ihrer Freundin Karoline von Günderode, einem Frankfurter Stiftsfräulein, wurden sie von einem Gewitter überrascht. Um sie vor dem Regen zu schützen, breitete der „königlich aussehende" Arnim seinen grünen Mantel um die Mädchen. Das war ein Abenteuer nach Bettinens Sinn! „Arnims wunderschöne Jugendnähe elektrisierte mich, ich opponierte dem Gewitter mit allerhand vom Zaun gebrochener Philosophie, die nicht Hand und Füße hatte und nasse Flügel, die ließ sie hängen." Arnim übernachtete im Stifte, nur durch eine dünne Wand von den Freundinnen getrennt, die sich eifrig von ihm unterhielten. Zunächst wollte keine ihre Liebe zu ihm eingestehen, dann jede großmütig der Freundin den Geliebten abtreten, bis Arnim durch Husten und Räuspern auf seine Anwesenheit in Hörweite aufmerksam machte. Am nächsten Morgen schenkte der junge Ritter den beiden Schönen Vergißmeinnichtsträußchen und ließ

Bettina einen zum Ausflicken übergebenen Handschuh als Andenken zurück. Beim Abschied wurde ein Stern gesucht, bei dessen Anblick sie in der Ferne einander gedenken wollten.

Dieser harmlos-heitere Verkehr, der sich auf wenige Tage beschränkte, trägt ganz das Gepräge jugendlicher Schwärmerei. Sicher ist, daß er für Arnim nichts als eine freundliche Episode bedeutete. Dagegen hat es den Anschein, als habe Bettinens empfängliches Herz schon jetzt eine tiefere Neigung gefaßt. Zunächst trat nun Arnim jene Reise an, die man damals als „le grand tour" zur höheren Ausbildung junger Edelleute für nötig hielt. Er entschwand also Bettinens Gesichtskreise auf mehrere Jahre. Daß trotzdem die Beziehungen zwischen ihnen nicht abgebrochen wurden, dafür sorgte Clemens' begeisterte Freundschaft mit seinem „lieben Bruder" Arnim. —

Etwa um dieselbe Zeit, die ihr Arnims Bekanntschaft brachte, lernte Bettina die Günderode kennen. Einer vornehmen badischen Familie entsprossen, hatte sie 1797 im adeligen evangelischen Damenstift zu Frankfurt a. M. Aufnahme gefunden und war dem Brentanoschen Hause nahe getreten. Eine zarte, ätherische Erscheinung, durch körperliche Schwäche auf das Innenleben verwiesen, strebte sie ernsthaft nach geistiger Vertiefung. Auf ihrem Wesen, wie es in ihren Briefen*) sich darstellt, lag gleich einem nie weichenden Schatten krankhafte Melancholie; ihr Empfinden erscheint in vielen entscheidenden Punkten überspannt und phantastisch. Mit der leicht entzündlichen Schwärmerei des jüngeren Mädchens schloß sich Bettina,

*) Karoline von Günderode und ihre Freunde. Von Ludwig Geiger. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 1895.

gerade wie der selige Wahn, den ich habe von Dir zu mir.“ Und noch viel klarer in folgendem Ausspruch: „Das Geliebte besitzen wollen, wie es der gemeine Menschenverstand nimmt, ist nicht der ewigen Liebe würdig, und scheitert jeden Augenblick am kleinsten Ereignis. — Das ist meine erste Aufgabe, daß ich mich Dir aneigne, nicht aber Dich besitzen wolle.“

Und Goethe, der sittlich gereifte, klar blickende und warm teilnehmende ältere Mann, der das Wort der Entsagung sprechen gelernt hatte, verstand das Idealische, die Wirklichkeit Überfliegende solcher Liebe wohl zu schätzen und zu verwerten. Lag es schon in seinem Charakter, eine überraschend neue Natur eher zur Entfaltung zu reizen, als zurückzuhalten, so kam hier Bettinens naiv-treuherzige Hingabe und die Empfehlung durch seine verehrte Mutter hinzu, um ihm dieses Mädchen besonders wert zu machen. Mit väterlicher Freundlichkeit kam er ihr entgegen und ermunterte sie zum Schreiben. „Deine Briefe sind mir stets erfreulich, sie erinnern mich an die Zeit, da ich vielleicht so närrisch war wie Du, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt.“ Dergleichen kurze Zettelchen bilden die Antworten auf Bettinens lange glühende Episteln. „Nimm in diesen wenigen Worten meinen Dank für Deine nie versiegende Liebe, Dein immer lebendiges Andenken an das Gegenwärtige, Deine Treue an das Vergangene.“ Und im Mai 1810 schrieb er ihr vor seiner Abreise nach Karlsbad: „Deine Briefe wandern mit mir, sie sollen mir dort Dein freundliches, liebevolles Bild vergegenwärtigen. Mehr sage ich nicht, denn eigentlich kann man Dir nichts geben, weil Du Dir alles entweder schafft oder nimmst. Lebe wohl und gedenke mein.“ — „Wieviel fast väterlich zu nennende Liebe liegt in Goethes

Worten und wieviel Gleichstellendes!“ fügt Herman Grimm, der Gatte von Bettinens jüngster Tochter, diesem Briefe hinzu. „Goethe erkannte den inneren Reichtum Bettinens an und verlieh ihr das Recht, sich ihm aufs innigste verwandt zu fühlen.“ — Wohl aber mochten auch Stunden kommen, wo die allzu stürmischen Kundgebungen ihrer Neigung, ihre Extravaganzen und Launen ihn verdrossen, die „elektrischen Schläge ihrer Begeisterung“ ihm unbequem wurden. Dann mahnte er wohl leise zur Klarheit, Ruhe und Ordnung der Gedanken.

Im Jahre 1811 erhielt die Freundschaft durch Bettinens Schuld leider einen Riß, der unheilbar war. Kurz nach ihrer Vermählung mit Arnim verweilte sie mit dem Gatten auf der Durchreise einige Tage in Weimar; natürlich wurde auch Goethe besucht. Eines Tages ging Bettina mit dessen Frau in die Kunstausstellung, für die Goethe sich sehr interessierte. Hier zog sie sich durch ihre vorschnelle, scharfe Art der Kritik von der älteren Frau Verweise zu; ein Wortwechsel folgte, und schließlich beleidigte Bettina die Gattin ihres Freundes in übertreibender Derbheit; Julian Schmidt erzählt, sie habe Frau von Goethe eine „tollgewordene Blutwurst“ (!) gescholten. Natürlich nahm Goethe Partei für seine Frau, verbot Bettinen für immer das Haus und blieb auch in Zukunft allen Annäherungsversuchen gegenüber unerbittlich fest. Das wurde von Arnims schmerzlich empfunden; aber auf ihre Wertschätzung des Dichterfürsten blieb es ohne Einfluß. Als 1820 der Plan auftauchte, ihm ein Denkmal zu setzen, zeichnete und modellierte Bettina eine Skizze, die ihn in halber Nische auf dem Thron sitzend darstellt, vor ihm eine junge Psyche, die ihre eigenen Züge trug, in die Saiten seiner Leier

greifend. Sie durfte dem Freunde 1826 das Modell vorzeigen. „Du haſt gelernt, Menſchen zu ſchonen," ſagte er damals zu ihr, „denn früher haſt Du das nie gekannt." Doch knüpfte ſich kein Briefwechſel wieder an. — Durch ihre etwas rückſichtsloſe Verwegenheit hat Bettina in ſpäteren Jahren, nach Goethes Tode, wirklich durchgeſetzt, daß ihr Entwurf ausgeführt wurde; der Bildhauer Steinhäuſer hat die Statue in Marmor gemeißelt, und die Großherzogin von Weimar hat das Werk gekauft. —

Doch kehren wir zu Bettinens äußeren Lebensverhältniſſen zurück. Es iſt gewiß zu viel behauptet, daß Achim von Arnim, ihr Gatte, wie Fr. Guſtav Kühne*) ſagt, „gar nicht zum Roman ihres Herzens gehört" habe. Zur Blütezeit ihrer Goetheliebe jedoch war er gewiß nicht der Menſch, der ihre Seele am tiefſten beſchäftigte; wie denn ihr Verhältnis in ſeinen erſten Stadien von einer gewiſſen Künſtlichkeit nicht freizuſprechen iſt. Man kann ſich des Eindruckes nicht erwehren, daß ohne Clemens' unausgeſetztes Bemühen, Arnim für ſeine Schweſter zu erwärmen, ſein Intereſſe für ſie beſtändig zu nähren, die beiden niemals ein Paar geworden wären. Einer ſeiner Brüder ſchrieb ihm denn auch ſpäter, nach vollzogener Verbindung: er dürfe Troſt finden in dem Gefühl, daß Bettina und „Gundel" — Kunigunde, Savignys Gattin — durch „ſeine Veranlaſſung brave Männer hätten". — Arnim verhielt ſich anfangs ſpröde. Während Clemens ihm die Schweſter als das herrlichſte, feinſte, genialſte Geſchöpf anpries, ihm ſchilderte, wie ſie die Blumen, die der Freund ihr gepflückt, getrocknet habe, nur von ihm

*) Weibliche und männliche Charaktere. Von Fr. Guſtav Kühne. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1838. Erſter Teil.

spreche, nicht müde werde, ihn zu zeichnen — „Bettina verzehrt sich innerlich; Arnim, wenn Du sie recht begreifen könntest, lieber Arnim, wir sind solcher Engel nicht wert!“ heißt es in einem seiner Briefe —, antwortete Arnim stets maßvoll, fast einsilbig. Auch im seltenen persönlichen Umgange scheint er die Grenzen achtungsvoller Freundschaft nicht überschritten zu haben. Ich glaube nicht, daß Bettina ihm von Anbeginn sehr sympathisch gewesen ist. Er war trotz seines dichterischen Temperaments ein klarer, innerlich geordneter und ordnungsliebender Mensch, der an Bettinens ewiger Unruhe, an ihren Wunderlichkeiten und excentrischen Launen schwerlich Gefallen gefunden hat; er spricht einmal mißbilligend von ihrer „Geniefabrik.“ Noch 1807 scheint eine junge Königsbergerin seinem Herzen ziemlich gefährlich geworden zu sein. Inzwischen war sein Verkehr mit Bettina lebhafter geworden und hatte eine wärmere Färbung angenommen. Von 1807 ab fanden häufigere Begegnungen statt, der persönliche Umgang gestaltete sich freundlicher, inniger; wir sehen Bettina an der gemeinsamen Freundesarbeit, der Sammlung alter Volkslieder, treulich teilnehmen. Arnims 1809 erschienene Novellensammlung „Der Wintergarten“, die zum Teil unter Bettinens Augen entstanden war, wurde ihr, der „Ungenannten“, gewidmet. Im Dezember 1810 endlich erfolgte in Berlin die Verlobung und am 11. März 1811 schloß Arnim mit der Schwester seines Busenfreundes den Bund fürs Leben. Die Aufgebote und Förmlichkeiten hatten ihn so geärgert, daß er sich heimlich trauen ließ. „Wir sind“, erzählte er seinem Freunde Görres, „ohne irgend jemands von unseren beiderseitigen Verwandten Wissen hier in der Stadt fünf Tage verheiratet gewesen, bis wir es selbst an Clemens und Savigny erzählt haben.

Die Schwierigkeit wirst Du begreifen, wenn Du weißt, daß ich Zimmer an Zimmer mit Clemens wohnte und Bettina bei Savignys. Es ging aber wie in tausend Komödien."

Hatten sich auch Arnim und Bettina langsam zusammengefunden, so war ihre Ehe, die sich auf Liebe, geistiges Einvernehmen und hohe Wertschätzung gründete, durchaus glücklich und normal. Schon äußerlich waren sie ein schönes, auserwähltes Paar: er ein preußischer Edelmann in des Wortes bestem Sinne, ritterlich schön, frei und kühn im Denken und Streben; seine Gattin von zierlichstem Wuchs, dunkeläugig und dunkellockig. Sieben Kinder entsproßten diesem Bunde. — Im August 1811 traten sie eine Reise in die Frankfurter Heimat an; unterwegs wurde in Weimar Goethes Geburtstag mitgefeiert. In die Zeit dieses Aufenthalts fiel die oben erwähnte Entzweiung Bettinens mit Goethe. Lotte Schiller fällte damals über das Paar folgendes Urteil: „Seit vierzehn Tagen sind Arnims hier. Er ist graziös, liebenswürdig wie sonst, schreibt aber, unter uns gesagt, auch wie sonst und schreitet nicht vor; doch muß man ihn lieb haben und die einzelnen Aperçus seiner geistigen Geburten auch. Mit seiner Frau ist er so graziös und mild, daß es mich freut. Die Frau ist recht geistreich und lebendig, und erzählt vortrefflich. Sie ist viel stiller geworden, als sie sonst war, und da kann ich auch mit ihr fortkommen." — Erst zu Anfang des Jahres 1812 kehrte das Ehepaar nach Berlin zurück, um fortan sehr zurückgezogen zu leben. Das entsprach nicht nur Arnims Wünschen, dem eine Art von poetischer Zurückgezogenheit und „Lebenseinförmigkeit" Bedürfnis war, und der Berlin je länger, je mehr „leer und überspannt zugleich" fand, son-

dern es war auch eine durch den Stand seines Vermögens bedingte Notwendigkeit. Denn er war, trotz seiner von 1200 Seelen bewohnten sieben Dörfer, ein armer Landedelmann. Bereits 1809 hatte er Clemens, dem er eine Summe schuldete, geklagt: „Du hast keinen Begriff von der erstaunlichen Geldverwirrung in unserm Lande, wozu nicht wenig die Erwartung von dem ausbrechenden Kriege beiträgt, weswegen die Regierung alle schuldigen Zahlungen zurückhält.“ Natürlich wurde die Lage durch den Ausbruch des Krieges von 1812 nicht gebessert. Die Güter waren verschuldet, Arnim war fast allein auf litterarischen Verdienst angewiesen. „Meine Vermögensumstände sind in hohem Grade drückend,“ berichtete er damals dem Vertrauten, „ich bin fast ohne Einkommen und ernähre mich von der Herausgabe des Preußischen Korrespondenten [einer von Niebuhr gegründeten politischen Zeitung]. Der bringt mir monatlich für unzähliges Laufen und Schmieren 30 Thaler ein. Dennoch kann ich ehrenhalber meine hiesigen Verhältnisse nicht aufgeben, auch muß ich auf zwei [inzwischen geborene] Söhne denken“ ... Nach Niederlegung der Redaktion siedelte er, „um zu sparen“, auf sein Gut Wiepersdorf über. Die Einrichtung des unwohnlichen, baufälligen Herrenhauses verursachte manche Mühe; um der jungen Frau es behaglich zu machen, malte er ihr eigenhändig ein Zimmer. Das Gut lag, nach einer Beschreibung Wilh. Grimms, recht schön. „Das ganze Land hat durch seine Ebenen, wo sie bebaut sind, seine reinlichen, wie zu Festen bereiteten Birkenwälder etwas Heiteres ... Vor Arnims Fenstern hinter einem grünen Rund steht ein Halbkreis von alten Geistern aus hohen und breiten Fichten. Arnim pflanzt viel und hat am Einzelnen Freude, aber an der ganzen Landwirtschaft

doch nicht; sein frisches Herz und seine milde Gesinnung helfen ihm über vieles hinaus, aber eigentlich paßt diese Lage doch nicht für ihn.“ Das war das Urteil eines vertrauten Freundes, das durch manche Klage Arnims über seinen verfehlten Lebensberuf bestätigt wird. Ungleich unbehaglicher noch wird sich Bettina in der neuen Lage gefühlt haben. Sie, die ewig Bewegliche, in geistiger Luft und anregender Geselligkeit Erwachsene, in der Einöde eines märkischen Dorfes, „fast ohne eigentlichen Umgang“! Wohl gab sie sich, dem Gatten zuliebe, alle Mühe, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. „Bettine ist mit dem Landleben zufrieden,“ schrieb ihr Gatte in der ersten Zeit, um sogleich hinzuzufügen: „Dennoch machen wir alle Tage neue Reisen in unsern Gesprächen.“ Auch rühmte er ihre Entwickelung zu einer tüchtigen Hausfrau. Aber — darüber täuscht nichts hinweg — heimisch hat sie sich auf dem Lande nicht gefühlt.

Die Familie brachte denn auch fast regelmäßig einige Wintermonate in Berlin zu. Dann war ihr Haus ein Mittelpunkt feinen geselligen Lebens. Der Theologe Schleiermacher, Schinkel, Wilhelm von Humboldt gingen ein und aus. Da war Bettina so recht in ihrem Element. Hochbegabte junge Männer, wie L. v. Ranke, Geibel, Carriere blickten begeistert zu ihr auf. „An Musik gemahnten ihre Reden,“ erzählt letzterer, „dichterische Schönheiten blitzten auf neben sinnigen Betrachtungen und belustigenden Einfällen; kein Mann, so viele ich kennen lernte und später in ihrem Hause oder in Gesellschaft mit ihr sah, konnte ihr die Wage halten ... Und das war das Siegreiche, Freudige in ihr, daß sie stets nach den höchsten Ideen emporsah, von den gewöhnlichsten Anlässen des Gesprächs zu ihnen sich auf-

schwingen konnte.“ Kam der geniale Mutwille über sie, so übersprang sie im Vollgefühl ursprünglicher Kraft manche Schranke, welche die Sitte gewöhnlichen Sterblichen zieht. Beispielsweise setzte sie sich in einer Abendgesellschaft bei Gneisenau zu dessen Füßen, legte den Kopf auf seine Kniee und schlief fest ein. Bei Rahel ließ sie sich einmal als Fürst Pückler melden, um, wie sie nachher beim Eintreten lachend sagte, durch die Thürspalte zu beobachten, „was Ihr für Gesichter macht, wenn Ihr denkt, der Fürst kommt.“ Alsdann wandte sie sich sofort an die anwesenden Herren und hielt jedem eine launige, spöttisch belehrende Ansprache. „Vergebens wollte man ihr antworten,“ erzählt einer der Anwesenden*), „die beredtesten Männer verstummten vor diesem glänzenden Bilderstrom, auf welchem Witz und Gedanke mutig dahinschifften; ... aller Redefäden hatte sich die wunderbare Zauberfrau bemächtigt und hielt sie gleich Zügeln in den Händen, bald rechts-, bald linkshin lenkend, bald geradeaus ihre beschwingten Gedankenbilder zu vollem Laufe auslassend. In der That, niemand sprach jetzt noch, als nur sie; aber so schön, so reich, so bezaubernd, daß wir alle hingerissen und nur noch mehr zu hören begierig waren“ ... Zu einer Theegesellschaft bei Jacobi geladen, versteckte sie sich, als erste ankommend, hinter dem Ofenschirm, ließ die später Erscheinenden über ihr Ausbleiben schmälen und mancherlei Ausstellungen machen, trat dann lachend hervor und rief: „Ja, ich bin eine abscheuliche Person, aber ich will mich bessern!“ In dieser Beziehung hat sie wenig Rücksichten geübt. Wer sie in ihrem Wert erkannt

*) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig, F. A. Brockhaus. Band 8.

hatte, nahm ihr das nicht übel. „Sie ist eben eine Brentano!“ — das Wort entschuldigte alles. Die Brentanos waren einmal närrischer als andere Menschen: mit dieser Thatsache mußte man sich abfinden.

Am 21. Januar 1831, im Jahre vor Goethes Tode, starb auf Wiepersdorf, wo gerade seine ganze Familie anwesend war, Bettinens Gatte kurz vor seinem fünfzigsten Geburtstage. „Er ist“, schrieb Leopold Ranke seinem Bruder über dieses Ereignis, „so schön gestorben. Er schien kerngesund und wollte in wenigen Tagen nach Berlin kommen. Von einer Gesellschaft seiner ländlichen Bekannten in seinem Hause hinweg war er in sein Zimmer gegangen und hatte den Sternbald zur Hand genommen. Ich weiß nicht, welches Lied von Sehnsucht nach der Seligkeit er eben aufgeschlagen, als ihn, wie Frau von Arnim sagt, Gott zu sich erhob — er stehend niedersank. Die Bedienten glaubten, er sei ohnmächtig geworden; er that noch einen Atemzug und war hin.“ — Sein ältester Sohn mauerte eigenhändig dem Dahingeschiedenen die Gruft aus.

Arnims Tod übte großen Einfluß auf Bettina; er führte eine neue Stufe ihrer Entwickelung herbei. Sie fühlte sich auf Wiepersdorf in Leid vereinsamt und siedelte nun dauernd nach Berlin über. Jetzt erst entwickelte sie sich zur Schriftstellerin. Außer ihrem Goethebuch und „Clemens Brentanos Frühlingskranz“ hat sie „Die Günderode“ (1840) geschrieben, wie die beiden ersteren ein Briefroman, der ihre Beziehungen zur früh dahingegangenen Freundin darstellt. Auch dieses Buch enthält eine Mischung von wirklich geschriebenen, aber überarbeiteten, und von ihr erfundenen Briefen. Der Wert dieser Bücher hängt nicht von der dokumentarischen Treue des Inhalts

ab. In allen waltet Bettinens Geist, „schwelgend in der Verehrung des Schönen und Großen", leidenschaftlich, kühn-phantastisch, subjektiv von der ersten bis zur letzten Seite. Es sind eben echt romantische Produkte, künstlerische Beherrschung, objektiv-epische Gestaltung darf man nicht darin suchen. — Ganz neue Töne schlug ihr dialogisches und erzählendes Werk: „Dies Buch gehört dem König" (Berlin 1843) mit der Fortsetzung: „Gespräche mit Dämonen" an. Diese Bücher verfolgen eine bestimmte Tendenz. Die französische Litteratur der zwanziger und dreißiger Jahre, namentlich die Lehren des Saint-Simonismus, welche durch den in Berliner Kreisen vielgelesenen „Globe" verbreitet wurden, waren an Bettina nicht spurlos vorübergegangen; von dem allgemeinen Zuge der Zeit ergriffen, wurde sie zu tieferem Nachdenken über das Wesen der Gesellschaft, über wichtige soziale und national-ökonomische Fragen angeregt. Die Eindrücke, welche ihr aus ihrem Landaufenthalt und aus gelegentlichen Berührungen mit dem großstädtischen Proletariat erwachsen waren, wirkten nach derselben Richtung bestimmend. Sie sah die Willkür und Ungerechtigkeit der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung; die herben Kontraste zwischen Armut und Reichtum schnitten ihr ins Herz und weckten ihren Drang, zu helfen. In Berlin und im Voigtlande suchte sie das Elend in seinen Wohnstätten auf; sie führte die Sache der hungernden schlesischen Weber; und als 1831 die Cholera in Berlin wütete und ein nicht unbeträchtlicher Teil der vornehmen Gesellschaft das große Sterben floh, blieb die weltfrohe Frau am Orte des Schreckens und pflegte arme Kranke. Doch die engbegrenzte private Wohlthätigkeit genügte ihr nicht: sie wollte auf weitere Kreise wirken,

Großes, Durchgreifendes sollte geschehen. Und da wandte sie sich, alle Umwege verachtend, direkt an die Stelle, von der am wirksamsten geholfen werden konnte: an den König. Schon früher war sie dem geistvollen Kronprinzen von Preußen nahe getreten; ihrer unerschrockenen Fürsprache ist es zu danken, daß Friedrich Wilhelm IV. bald nach seiner Thronbesteigung die bei seinem Vorgänger in Ungnade gefallenen Brüder Grimm an die Universität nach Berlin berief. Nun stellte sie dem königlichen Freunde in ihren Büchern die ganz moderne Aufgabe, die Organisation der Arbeit anzustreben, sich der Armen und Bedrückten anzunehmen, für das Wohl der Enterbten einzutreten. Ihre Ideen gipfelten in dem Ziel einer innigen Vereinigung des Königtums mit der Demokratie, in der Forderung eines sozialen Königtums. Der Fürst soll sich frei machen vom Einflusse seiner Ratgeber, der Hofschranzen, die sie respektlos das „heraldische Tiervolk" nennt. „Je näher das Volk seinem Fürsten, je größer ist dessen Kraft, er schlägt wie ein elektrischer Schlag durch alle Herzen. Bis jetzt hat man künstlich Fürst und Volk auseinander gehalten, um dem Fürsten einen künstlichen Nimbus zu bilden und dem Volk einen künstlichen Respekt beizubringen. Was ist das aber für ein gläsernes Verhältnis gegen das starke innige Band der Seele? . . ."

Eine Aufgabe, wie sie sich hier gestellt hatte, zu lösen, reichten weder ihr Wissen, noch ihre schriftstellerische Begabung aus. Von einer wissenschaftlich-gründlichen, logischen Beweisführung war keine Rede: „wie mit einem Hexenquirl war alles durcheinander gerührt, Reflexionen, Vorschläge, Gefühle, Offenbarungen; mit Staat, Religion, Gesellschaft, mit allem Bestehenden wurde höchst ungeniert umgesprungen" (Gottschall). Das große, innig fühlende

Herz, die geistreiche Laune und Anmut der Verfasserin treten auch in diesen Werken zuweilen hinreißend schön in die Erscheinung; jedoch mit schönen, wenn auch noch so wahren Empfindungen und geistreichen Einfällen bringt man keine soziale Umwälzung hervor. So erzielten denn die beiden Schriften keine tiefere Wirkung, weder im Publikum, noch beim Könige. Das beirrte indessen Bettina keineswegs. Als in einer Gesellschaft ihr Schwager, der Minister von Savigny, den einen Band des Königsbuches schon viel zu viel fand, erwiderte sie vor allen Gästen: „Ich muß doch dem König vollkommen klar machen, daß er Esel zu Ministern hat, das kann ich nicht in aller Kürze."

Die ganze Bettina! — Sie blieb auch als alte Frau das mutwillige Kind — mutwillig bis zur verletzenden Ungezogenheit. Es steckte in ihr ein Dämon von jener unzähmbaren Art, wie er auch ihrem Bruder Clemens das Gemeinschaftsleben mit selbst lieben Menschen so sehr erschwerte. Es mag unter den beiderseitigen Bekannten des genialen Geschwisterpaares kaum einer gewesen sein, der nicht durch irgend eine boshafte Bemerkung oder eine offenbare Grobheit gekränkt worden wäre. Selbst mit der Berliner Polizei kam sie wegen ihrer unbedachten und bösen Äußerungen mehrmals in ernstlichen Konflikt. — Daß dieser Zug nicht einem Geisteshochmut, sondern eben nur dem Mangel an Beherrschung entsprang, beweist die freiwillige Unterordnung Menschen gegenüber, die sie als gut und groß erkannt hatte. Welch ein liebenswürdiges Zurücktreten zeigt sich beispielsweise in folgenden Worten, die sie an Rahel Varnhagen (1831) richtete: „Ich habe mich gestern bei dem unvermuteten Zusammentreffen mit Ihnen alles Guten erinnert, was mir durch

Sie zu teil geworden. Außer allem Wohlwollen, aller Anerkenntnis, die ich Ihrer selbstverleugnenden Großmut zu danken habe, hat mich auch Ihre geistige Nähe immer zu tieferem Eingehen in die noch unmündigen Anlagen und Bestimmungen meines Wesens gereizt, und so habe ich Genuß und Vorteil durch Sie gehabt, der mir nicht leicht zu ersetzen ist." Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß Rahel ihre Rivalin war, die einzige, die sie ernst zu nehmen hatte, und daß zwischen dem Varnhagenschen und dem Brentanoschen Kreise von jeher eine zuweilen in offener Feindschaft aufflammende Spannung bestand.*)

Die letzten Jahre ihres Lebens füllte die Herausgabe von Arnims Nachlaß aus, eine schwierige und für sie ungeeignete Arbeit, der sie sich gleichwohl mit großem Eifer widmete. Ihr blühte ein schöner Lebensabend; umgeben von ihren Kindern, im trauten Verkehr mit alten und neuen Freunden blieb sie gesund und geistesfrisch bis zur letzten Stunde. Sie starb am 20. Januar 1859 in Berlin und wurde an ihres Mannes Seite zu Wiepersdorf begraben. —

Bettina hat, ihrem problematischen Wesen gemäß, eine sehr widersprechende Beurteilung erfahren. Ihr eigener Bruder nannte sie „offen, aber nicht wahr". Man hat ihr weibliche Scheu und Schamhaftigkeit abgesprochen, hat Eitelkeit und Sucht nach glänzender Wirkung als die Haupttriebfedern ihres Handelns bezeichnet. Wir halten uns an ihr Leben, das wie ein offenes Buch vor uns

*) Man findet die Beziehungen der beiden bedeutendsten Frauen des romantischen Kreises, denen nur Karoline Schlegel sich messen darf, zusammenhängend und ausführlich dargestellt in des Verfassers: Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1900.

liegt, und das selbst ihr nach seiner Bekehrung so streng richtender Bruder Clemens „tadelfrei“ nannte, und an die Urteile hochbedeutender Männer, die Bettinen ihre Freundschaft schenkten. Es kann keine unwürdige Frau gewesen sein, von der Schleiermacher äußerte: Gott sei bei besonders guter Laune gewesen, als er sie erschaffen habe, und über die W. Grimm sein Urteil in die Worte zusammenfaßte: „Ich wollte, Sie sähen sie einmal, da Gott nicht oft solche Naturen unter uns wandeln läßt.“

Minchen Herzlieb.

Unter unſeren großen Dichtern iſt vielleicht keiner in dem Maße Gegenſtand der üppigſten Legendenbildung geworden wie Goethe, trotzdem über keinen Zweiten eine ſo reiche Litteratur vorhanden iſt, trotzdem ſein Leben und Schaffen fortgeſetzt zum Gegenſtand der gründlichſten Forſchung gemacht wird. Fordern doch ſeine Schöpfungen, die faſt ohne Ausnahme den Stempel der Lebenswahrheit tragen, deren Geſtalten in köſtlicher Friſche und Daſeinsfülle vor uns ſtehen, den denkenden Leſer geradezu heraus, den geheimen Beziehungen zwiſchen Erdichtetem und Erlebtem nachzuſpüren, die realen Grundlagen, auf denen ſeine Schöpfungen ſich aufbauten, zu erkunden. Damit beſchäftigt ſich denn auch ein großer Bruchteil der Goethe-Litteratur. Einen beſonderen Reiz gewährt die Unterſuchung der Frage: welche Perſonen ſeiner Umgebung ſaßen dem Dichter Modell zu den zauberiſchen Geſtalten ſeiner Muſe? — Wer ſind die Urbilder ſo entzückender Weſen wie Lotte, Iphigenie, Leonore, Gretchen, Ottilie und Mignon? — Wann und wo traten ſie ihm nahe, wie gewannen ſie eine ſolche Macht über ihn, daß es ihn drängte, ſie poetiſch zu verkörpern? — Solche Fragen ſind durchaus berechtigt und haben nichts gemein mit der

Minchen Herzlieb.

Nach dem im Beſitze der Frau L. Sundelin geb. Schiller in Berlin befindlichen Oelgemälde von Louiſe Seidler.

feilen Neugier derer, die es treibt, den Genius in seinem alltäglichen Thun zu belauschen, um sich dann an der billigen Erkenntnis zu weiden, daß der Große in unbewachten Augenblicken auch nur ein kleiner Mensch war mit menschlichen Bedürfnissen und Schwächen.

Nur darf eins nicht außer acht gelassen werden: die erste Pflicht dessen, der solche Dinge untersucht, ist, streng der Wahrheit zu folgen. Jede Entstellung geschichtlicher Thatsachen ist zu verwerfen. Hier darf kein Tummelplatz sein für vage Vermutungen und noch so geistreiche Einfälle und Hypothesen. „Wir verlangen", sagt Heinrich Düntzer, „für den großen Dichter nur die geringste Gunst, wenn es eine solche zu nennen ist, daß man nicht nach Willkür, sondern nach strenger geschichtlicher Prüfung darstelle."

Sobald von diesen Grundsätzen abgewichen wird, ist der Legendenbildung Thür und Thor geöffnet. Diesem Schicksal ist auch das liebliche Mädchen verfallen, dessen Name an der Spitze dieser Studie steht. Adolf Stahr, Frau von Hohenhausen, August Hesse, Louis Lewes u. a. haben, willkürlichen, teilweise ganz ungeheuerlichen Vermutungen nachgehend, das Charakterbild Minchen Herzliebs entstellt und ihr Verhältnis zu Goethe in ein durchaus falsches Licht gerückt. In den folgenden Zeilen, die ein schmuckloses, alles phantastisch-romantischen Beiwerks entkleidetes Lebensbild Minchens geben wollen, wird es nötig sein, des öfteren auf die Darstellungen dieser Biographen zurückzugreifen.

Minchen wurde am 22. Mai 1789 als Tochter des Superintendenten Herzlieb in Züllichau geboren. Als sie kaum fünf Jahre zählte, starb ihr Vater mit Hinterlassung von vier Kindern, die von Züllichauer Freun-

den aufgenommen wurden. Nachdem sie auch ihre Mutter verloren hatte, wurde Minchen 1798, also in ihrem neunten Lebensjahre, von dem Buchhändler Friedrich Frommann in Jena, der während seiner früheren geschäftlichen Niederlassung in Züllichau mit ihrem Vater befreundet gewesen war und Schriften von ihm verlegt hatte, adoptiert. Sie wuchs neben den beiden Frommannschen Kindern, dem zehn Jahre jüngeren Fritz und der gleichfalls jüngeren Alwine auf, von dem verständigen Frommann und seiner gemütvollen Frau wie eine leibliche Tochter gehalten und behandelt, „vielleicht mit etwas mehr Nachsicht als wir", berichtet ihr Pflegebruder,*) „wie das bei Pflegekindern, die nicht im frühesten Kindesalter aufgenommen werden, wohl geschieht. — So gesund sie von Jugend auf war, entwickelte sie sich doch geistig nur langsam, so daß ihr keine anhaltende und strengere Verstandesarbeit zugemutet werden konnte, und behielt ihr Leben lang etwas Träumerisches, obgleich es ihr keineswegs an Mutterwitz fehlte." — Minchen hing an ihren Pflegeeltern mit großer Liebe. Davon zeugt ihr Verhalten, als sie 1812 nach mehrjähriger Abwesenheit in das Frommannsche Haus zurückkehrte. Voll kindlichem Entzücken durchwanderte sie alle Räume; und ihrem Pflegevater, den sie schon unterwegs auf der Leipziger Messe begrüßt hatte, schrieb sie: „Ich bin unbeschreiblich glücklich. Wie wohl ist mir bei der Mutter, bei meiner geliebten Schwester Alwine, wie fühl' ich von neuem, wie ich Euch allen ans Herz gewachsen bin; wie habe ich es nur aushalten können, so lange in der Fremde herumzuirren; gottlob, daß ich hier bin." Und Frommanns Gattin schrieb an demselben

*) Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von F. J. Frommann. 2. Auflage. Stuttgart 1889.

Tage ihrem Manne: „Ihre Freude ist so wahr — ich teile sie.“ — Was ihr das Mädchen besonders sympathisch machte, war vielleicht ein weicher, hingebender Zug, der ihrem eigenen aufopfernd-selbstlosen Charakter verwandt war. In den Jahren, wo Minchen zur Jungfrau heranreifte, scheint sie ihrer Pflegemutter wie eine jüngere Schwester oder Freundin zur Seite gestanden zu haben. Das trat zu Tage in jener gefahrvollen Zeit, als Jena in die Kriegswirren von 1806 hineingezogen wurde. Frau Frommann berichtet darüber folgendermaßen: „Wie fürchterlich war um 3 Uhr am 14. [Oktober] das Erwachen! Dumpfe Glockentöne, Schießen und Geschrei wogten durcheinander. Die rote Glut stand im Südwesten über der Stadt — es schien uns nahe und hinter den uns schräg gegenüberstehenden Häusern zu sein. Gott gab uns Fassung; wir zogen die Kinder warm an, redeten ihnen, so ruhig wir's erringen konnten, zu. Mine und ich packten uns jede einen großen Bündel mit dem Nötigsten für ein Kind, daß wir uns die nur erhielten. Mine hielt sich brav, und es war mir unbeschreiblich wohlthätig, daß, als wir uns nun eben mit dem ersten Bewußtsein ansahen, es sei nun möglich, daß wir mit unseren Kleinen ins Feld wandern müßten, sie mir in den Arm fiel und rief: ‚Wenn die Not am größten, ist oft die Hilf' am nächsten!‘“ — Zum Glück ging das Ungewitter am Frommannschen Hause vorüber; nicht allein, daß es von jeglicher Plünderung verschont blieb, es diente auch einer großen Zahl von Bürgerfamilien als Zufluchtsstätte und beherbergte eine ganze Schar von Kindern, die ahnungslos ihrem Spiele sich hingaben. „Du glaubst nicht“, erzählte Minchen später ihrer Freundin Christiane Selig in Lüneburg, „wie sehr man beruhigt wurde, wenn man

den herrlichen Kindern so in ihr fröhliches Spiel hineinsah, sie waren so sehr in alle die Spielsachen, die sie bei uns fanden, vertieft, daß sie gar nicht wußten, was außer ihnen vorging, und in welcher Gefahr ihr Leben schwebte, sie waren unbeschreiblich rührend in ihrer Unschuld. Nie dacht' ich in der Gefahr an etwas anderes als an die Kinder, dreifachen Tod will ich leiden, wenn ich nur Kinder retten kann. Ich glaube nicht, daß es etwas auf der Welt giebt, was mehr verdient geliebt zu werden, als die Kinder."

Als Minchen Herzlieb diese für die hingebende Zärtlichkeit ihres Innern zeugenden Worte schrieb, zählte sie ungefähr achtzehn Jahre. Vier Jahre früher schon war das gefühlvolle Mädchen von einer — wie es scheint — nicht oberflächlichen Neigung für einen Mann ergriffen worden. Wir erfahren diese Thatsache aus einem der von Gaedertz mitgeteilten Briefe*) Minchens an Christiane Selig, Briefe, die manche überraschende Enthüllung über Minchens Innenleben bringen und für die Aufklärung ihres Verhältnisses zu Goethe von größter Wichtigkeit sind. Wir entnehmen dem Briefe vom 27. Sept. 1806, daß sie für einen jungen Adligen, Namens Manteuffel, schwärmte, der im Jahre 1803, vermutlich als Student, im Frommannschen Hause aus und ein ging. „Du weißt," schreibt sie der Freundin, „wie ich für ihn glühte, und wie er gegen mich gesinnt war? Ach! was habe ich da gelitten, denn ich war mir ja ganz selbst überlassen, ein Mädchen von noch nicht vierzehn Jahren."

*) Goethes Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert von Karl Theodor Gaedertz. Zweite vermehrte Auflage. Bremen. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. 1889. 3 Mark.

Doch sie habe ihm nie Gelegenheit gegeben, zu glauben, er sei ihr mehr, als die andern Herren, die damals bei Frommanns verkehrten. Manteuffel schied — ob ein äußeres Hindernis eintrat, ob Minchens Kälte den jungen Mann zurückstieß, wird nicht klar — genug, er schied und wurde ihrem Gesichtskreise völlig entrückt. Aber sie konnte ihn nicht vergessen; und als Christiane ihr drei Jahre später Nachricht von ihm gab, da loderte sofort die alte Neigung wieder empor. „Du glaubst, er hätte mich noch nicht vergessen? Ach! er denkt gewiß nicht mehr an mich! und wenn er es auch thäte? Was könnte es uns helfen? Denn er ist ja von Adel, und ich?“ — Doch wissen möchte sie gern mehr von ihm; Christiane solle in Erfahrung zu bringen suchen, ob Manteuffel wieder nach Livland, seiner Heimat, zurückkehre oder vielleicht noch einmal nach Jena komme. Wenn auch der Standesunterschied zwischen ihm, dem Edelmann aus altem Geschlecht, und ihr, der schlichten Predigerstochter und mittellosen Waise, der Bescheidenen unüberbrückbar dünkte, schwankte doch von neuem ihr Herz zwischen Furcht und Hoffnung. Noch im nächsten Briefe vom Januar 1807 fragte sie abermals an, ob Christiane etwas von dem „Bewußten“ gehört habe.

Ihre Hoffnung erfüllte sich nicht; Manteuffel blieb ihr verloren. —

Um dieselbe Zeit, wo die alte Jugendliebe von neuem erwachte, verkehrte Goethe fast täglich im Frommannschen Hause. Denn dieses Haus war einer der Mittelpunkte im geselligen Leben Jenas. Stand doch Frommann schon in geschäftlicher Hinsicht zu bedeutenden Männern in Beziehung. Seine freundlich entgegenkommende Haltung, die wahre Vornehmheit seines Wesens, seine Kennt-

nisse, sein reges Interesse für Kunst und Wissenschaft, das alles gewann ihm leicht und schnell Freunde, die er seiner einfachen Häuslichkeit zuführte. Der Arzt Hufeland, die Philosophen Fichte und Hegel, die Dichter Gries, Ludwig Tieck, Gebrüder Schlegel und viele andere erlauchte Geister verkehrten dort freundschaftlich, und interessante Fremde, namentlich Tonkünstler, besuchten Jena nicht leicht, ohne bei Frommann vorzusprechen. Folgendermaßen charakterisiert F. J. Frommann das gesellige Leben in seinem Vaterhause: „Zur Theestunde um fünf Uhr war meine Mutter mit allem fix und fertig, die Theemaschine kochte, Butterbrot und Zwieback standen auf dem Tische — nun mochte kommen, wer wollte. Kam niemand, so las oft mein Vater vor, denn er las gern und gut ... Fanden sich Hausfreunde zum Thee ein oder hatten sich Frauen melden lassen, so blieb's bei der Unterhaltung, die oft lebhaft genug war, denn die sogenannte schöne und die wissenschaftliche Litteratur beschäftigten meinen Vater, der ihren Gang mit Interesse und Verständnis verfolgte, und auch die meisten anderen lebhaft, meine Mutter aber wußte ohne die Gaben und das Verlangen, die Unterhaltung zu beherrschen, durch die Art, wie sie frug und zuhörte, die Männer zum Sprechen zu reizen, verstand es auch, wenn etwa ein Streit zu lebhaft werden wollte, der Sache eine andere Wendung zu geben. Streng gegen sich selbst, war sie mild und nachsichtig gegen andere; in ihrer Selbstlosigkeit lag das Geheimnis ihrer Macht über ihre Umgebung. Um sieben Uhr kamen meist die Männer nach, ihre Frauen abzuholen, um acht Uhr war in der Regel alles vorbei und die Familie setzte sich zu Tische."

Dieses gesellige Leben erhielt eine eigene Weihe von dem Zeitpunkt an, als Goethe in den Kreis der From-

mannschen Hausfreunde eintrat. Gern kam er, wenn er in Jena weilte — und sein Aufenthalt dehnte sich oft auf Wochen und Monate aus — des Abends zur Theestunde. Dann war er meist freundlich und aufgelegt zu heiteren und ernsten Gesprächen, schäkerte mit den Kindern und entzückte jung und alt durch die natürliche Anmut seines Wesens. Er hatte die Gewohnheit, beim Reden zu zeichnen, sah auch wohl die Zeichnungen der Kinder an. Zuweilen ließ er in Gesprächen über ernste Dinge die Blitze seines Geistes leuchten, daß der ganze Kreis staunend lauschte. — War er dann wieder nach Weimar zurückgekehrt, so wurde die Verbindung durch Briefe oder kurze Zettelchen unterhalten, auch tauschten die beiden Familien kleine Geschenke und andere Aufmerksamkeiten aus.

In diesem Verkehr seit 1799 also hatte Goethe Minchen Herzlieb heranwachsen sehen. In den Jahren 1806 und 1807 scheint er aufmerksamer auf sie geworden zu sein, und das hatte seine guten Gründe. Minchen war inzwischen zu einer reizenden Jungfrau erblüht; die Malerin Luise Seidler, eine Jugendfreundin von ihr, schildert das anmutige Mädchen wie folgt: „Minna war die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen, dunkeln Augen, die, mehr sanft und freundlich als feurig, jeden herzig unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenschwarz, das anmutige Gesicht vom warmen Hauche eines frischen Kolorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß, edel und graziös in allen Bewegungen: so steht Minna Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtnis. Ihr Anzug war stets einfach, aber geschmackvoll; sie liebte schlichte, weiße Kleider. Gewöhnlich trug sie auch beim Ausgehen keinen Hut, sondern nur

ein kleines Kopftüchelchen, unter dem Kinn zugebunden. Und wie herzgewinnend war sie mit der Musik ihrer Stimme, dem melodischen Organ. Ihr Gesang war nicht bedeutend, aber, im Einklang mit ihrer ganzen Erscheinung, einfach anmutig ... Es konnte nicht fehlen, daß die herrlich zur Jungfrau gereifte Minna im Frommannschen Hause bald der Gegenstand zahlreicher Huldigungen war. Bei aller Aufmerksamkeit jedoch, welche man ihr bewies, blieb ihr Auftreten anspruchslos, bescheiden, natürlich, heiter, oft neckisch ..."

Hier sei noch eine zweite, nach Stahr aus einer vorzugsweise gut unterrichteten Quelle stammende Schilderung mitgeteilt, die tiefer auf den Wesenskern Minchens eingeht: „Es ist sehr schwer, ein Bild von ihr zu geben. Soviel weibliche Geschicklichkeit, Talente und Tugenden sie auch besaß, so lieblich sie gern mitteilte, in der letzten Tiefe blieb ein Verschlossenes, Verschleiertes ihr eigen. Eine solche Krankenpflegerin möchte nicht leicht gefunden werden. Gern teilte sie Leid und Freude mit anderen; aber bei allem, was sie hatte und war, hat das, was ihr fehlte, ihr selbst und anderen tiefes Leid bereitet. Ihr fehlten Klarheit und Entschluß, was ihr im Tageleben für viele den größten Reiz gab. Wer sie gekannt, kann sie nicht vergessen, aber es bleibt schwer, ein Bild von ihr zu geben, weil sie gern vor grellem Tageslichte sich in ihr Schneckenhaus zurückzog und leicht verletzt war." —

Was nun den großen Dichter, der sich gern in vertrautem Umgang mit jungen Mädchen erfrischte, bei Minchen besonders angezogen haben mag, war gerade jene eigentümliche Verschlossenheit, die wie ein Schleier keusch und geheimnisvoll ihr Inneres verhüllte. Dieser Wesenszug, der dem oberflächlichen Besucher vielleicht gar nicht zum

Bewußtsein kam, mußte den Seelenergründer zu stiller Beobachtung reizen. So hat Goethe das schöne Mädchen mit ruhigem, freundschaftlich-väterlichem Wohlwollen betrachtet, etwa wie der Naturfreund einer selten schönen Blume sich freut, die ihm weder gehört, noch je eignen kann. Wie es bei einem älteren Herrn — Goethe zählte damals achtundfünfzig Jahre — nur natürlich war, äußerte sich seine Neigung in sehr vorsichtiger Weise; ja, wir wissen kaum, ob wir seinen gelegentlichen Gruß an die junge Freundin und das aus Karlsbad im Sommer 1807 mitgebrachte Andenken, mit dem sich, wie er an Frommann schrieb, „das liebe Minchen gefällig herausputzen wird", für ein Zeichen wärmerer Empfindung halten sollen. Der jüngere Frommann wenigstens erzählt, daß Goethe von Karlsbad und anderen Reisen für jedes Glied der Familie eine Kleinigkeit mitzubringen pflegte.

Aber es kam der Tag, wo Minchens Liebreiz in dem noch immer feurig schlagenden Dichterherzen leidenschaftlichere Regungen entzünden sollte. Goethe selbst hat den Zeitpunkt dieses Ereignisses mit unzweideutiger Bestimmtheit bezeichnet. Unter seinen Sonetten, die Ende 1807 und Anfang 1808 entstanden, findet sich das folgende:

Epoche.

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust vor allen andern Tagen
Karfreitag.*) Ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von achtzehnhundert sieben.

*) Karfreitag bezeichnet Petrarca als den Tag, an dem sein Herz in Liebe zu seiner Laura entbrannte. Der eigentliche Reiz des Sonetts liegt in dem Gegensatze zwischen der traurig-entsagungsvollen Liebe Petrarcas und der im Advent geborenen sonnigen Liebe Goethes.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarcas Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Karfreitag.

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

Welche Thatsachen liegen diesem Gedicht zu Grunde?

Goethe war am 11. November 1807 nach Jena übergesiedelt, um sich besonders seiner Farbenlehre zu widmen und an der ihm vorschwebenden Dichtung Pandora zu arbeiten. Am 1. Adventssonntage — er fiel auf den 29. November — war er in größerer Gesellschaft bei Frommanns zu Tische, und bei dieser Gelegenheit übte Minchens Schönheit, ihr herzgewinnend holdes Wesen einen wunderbaren, mächtigen, einer plötzlichen Offenbarung ähnlichen Eindruck auf Goethes jedenfalls leicht und froh gestimmtes Herz aus. Daß ein innerliches Erlebnis dieser Art, ein blitzgleiches Entflammen bisher gebundener Gefühlsregungen stattgefunden habe, darüber sind sich alle Goetheforscher einig. Diese Thatsache geben auch der nüchtern erwägende Düntzer und Minchens Pflegebruder, F. J. Frommann, ein zwar etwas pedantischer, aber dennoch höchst glaubwürdiger, aus persönlichen Erinnerungen schöpfender Gewährsmann, ohne weiteres zu.

An diesem Punkte nun setzt die litterarhistorische Legende ein, die um Goethe und Minna Herzlieb ihre üppigen Ranken gesponnen hat. Man behauptet, die an

jenem Adventssonntage erwachte Leidenschaft habe den Dichter jahrelang festgehalten; statt mit festem Willen einem so unmöglichen Liebesverhältnisse zu entsagen, habe er Minchen, die seine Neigung glühend erwiderte, in so auffälligerweise den Hof gemacht, daß die Pflegeeltern, um einem drohenden Konflikt vorzubeugen — denn Goethe hatte vor kurzem Christiane Vulpius zu seiner legitimen Gattin gemacht —, das junge Mädchen aus seinem Gesichtskreise entfernten. Tief verstimmt, ja trostlos über die Verbannung der Geliebten, habe Goethe in den damals entstandenen Werken seiner leidenschaftlichen Stimmung Ausdruck gegeben. Nach Minchens Rückkehr in das Haus ihrer Verwandten im Jahre 1812 habe wahrscheinlich eine lebhafte Wiederannäherung Goethes stattgefunden; auch in Minchens Herzen sei die Liebe zu ihm noch so mächtig gewesen, daß sie mehrere Bewerber um ihre Hand abwies und eine in der Ferne vollzogene Verlobung nach ihrer Zurückkunft nach Jena wieder löste. Ja, Hesse fabelt sogar, möglicherweise habe die selbstlose Christiane Vulpius, Goethes Leidenschaft begreifend, sich zum Opfer angeboten und brieflich gegen Minna erklärt, sie sei bereit, zu Gunsten des jüngeren Sternes auf den Gatten zu verzichten — Christiane, die, ohne jede Spur von Sentimentalität, nicht im geringsten daran dachte, irgend eins ihrer Hausfrauenrechte aufzugeben, die sich im Gegenteil, wie im Lebensbilde Bettinens erzählt wurde, ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerinnen sehr kräftig zu erwehren wußte! — So habe Goethe, auf das Recht des Dichterherzens pochend, einen düstern Schatten über Leben und Schicksal dieses anmutigen Wesens geworfen; Frau von Hohenhausen schreibt: „Minna Herzlieb und Friederike von Sesenheim, die holden Mädchen-

blumen, welkten unter den Strahlen der Dichtersonne dahin, weil Goethes Liebe ohne Treue war.“ —

F. J. Frommann und Heinrich Düntzer bestreiten diese als höchst willkürlich getadelte Auffassung in fast allen Punkten.

Düntzer hat an der Hand eines eingehenden und sicheren Thatsachenmaterials nachzuweisen gesucht, daß Goethes Neigung zu Minchen keineswegs den Charakter einer großen Leidenschaft getragen habe. In der That gewinnt man aus seiner Beweisführung den Eindruck, daß der Dichter in der jenem kritischen Tage folgenden Zeit durchaus nicht leidenschaftlich gespannt, sondern nach seiner Gewohnheit thätig, heiter und mitteilsam war. Kurz vor Weihnachten sandte er an Frommann von Weimar aus, wohin er am 18. Dezember zurückgekehrt war, die freundschaftlich-dringende Einladung, zum zweiten Feiertage mit seinen Damen herüber zu kommen und einen oder zwei Tage bei ihm zu logieren. Auch hierin ist durchaus nichts Verfängliches*) zu suchen; was war natürlicher als der Wunsch, die in den vergangenen Wochen genossene Gastfreundschaft bald zu erwidern? — Außerdem war ein Besuch der Familie bei Goethe gar nichts Seltenes. Frommanns fuhren häufig nach Weimar zum Theater, speisten dann, wie es ganz selbstverständlich war, bei Goethe zu

*) Hesse zieht aus dem dringlichen Ton der Einladung den lächerlichen Schluß, Goethe habe Minchen durchaus in sein Haus locken wollen! Vorausgesetzt, er habe unlautere Absichten auf das Mädchen gehabt: was durfte er von einem zweitägigen Verkehr in Anwesenheit der Pflegeeltern und seiner eigenen Gattin erhoffen? — Es ist traurig, daß eine übertriebene Auslegesucht zu solchen, Goethes Charakter häßlich entstellenden Deutungen führen konnte!

Mittag, und blieben auch wohl über Nacht; und Minchen freute sich jedesmal auf diese kleine Reise. — Zum Fest wurden, wie unter guten Freunden üblich, kleine Geschenke ausgetauscht. Minchen erhielt von Goethe vermutlich eine kleine Bescherung von Süßigkeiten, der das Sonett „Christgeschenk" beilag; in diesem Gedicht ist aber die Rede nicht von glühender Leidenschaft, sondern von „freundlichem Erinnern", welches der Empfängerin die kleine Gabe wert machen werde. Als Minchens Liebhaber (im Sinne von Stahr und Hesse) würde er am 16. Januar 1808 gewiß nicht in Begleitung seiner Frau nach Jena zu Frommanns gekommen sein. Auch in den folgenden Monaten weilte er mehrmals tagelang in Jena, wohin ihn häufig Geschäfte und liebe Freunde zogen; von einem intimeren Verkehr mit Minchen findet sich aber in Briefen und sonstigen Veröffentlichungen keine Spur. Im übrigen zeigte sich Goethe durchaus heiter und arbeitsam, bis er am 12. Mai 1808 mit Riemer seine gewohnte Reise nach Karlsbad antrat.

Diese Beweisführung Düntzers erscheint durchaus korrekt und überzeugend bis auf einen Punkt: das ist das allzu geringe Gewicht, das er jenen Sonetten beilegt, die Goethe zum größten Teil in der Zeit vom 6. bis 18. Dez. 1807, also bald nach dem verhängnisvollen ersten Advent, gedichtet hat.

Schon der Umstand, daß er sich der Kunstform des Sonetts bediente, um den ihn damals bewegenden Empfindungen Ausdruck zu verleihen, ist Düntzer ein Beweis, daß er nicht im Banne einer großen Leidenschaft stand. In diesem Falle würde Goethe, der das Sonett nicht liebte, weil er lieber „aus ganzem Holze schnitze", ungebunden durch den Zwang der Form des Herzens Fülle

haben ausströmen lassen. — Die Ansicht hat etwas für sich. Thatsächlich tragen diese Sonette — jeder Unbefangene hat den Eindruck — einen mehr akademischen Charakter. Ein Besuch des Dichters Zacharias Werner, der gerade in jene Zeit fiel, regte Goethe zu Betrachtungen über das Sonett an und führte ihn schließlich zu praktischen Versuchen in dieser Kunstform. Auch die Freunde Gries und Riemer stellten in einer Art von poetischem Wettstreit dergleichen Übungen an; Frommann erzählt, Minchen sei die Muse der Sonettdichtung gewesen, der sämtliche Beteiligte gehuldigt hätten. Goethe scheint denn auch diese Angelegenheit höchst harmlos aufgefaßt zu haben. Es ist festgestellt, daß er nach verschiedenen Seiten eigenhändige Abschriften verschenkt hat; beispielsweise verehrte er sie der Frau Frommann als Gegengabe für eine Brieftasche, die sie ihm gearbeitet hatte. Minchen aber hat als alte Dame in einem Gespräche mit Loeper (1857) ausdrücklich in Abrede gestellt, von Goethe direkt Gedichte empfangen zu haben. Damit wird Stahrs absurde Bemerkung, Goethe habe ihr seine Sonette insgeheim, ohne Wissen der Pflegemutter, zugesteckt, hinfällig.

Pulsiert also in den Sonetten — etwa sechs unter den vorhandenen siebzehn sind unzweifelhaft an Minchen gerichtet — nicht die Glut einer alle Fesseln sprengenden Leidenschaft, so sind sie doch in hohem Grade beziehungsreich für das Verhältnis der beiden Menschen, wie ihnen denn auch eine gewisse Wärme und Innigkeit des Tones nicht abzusprechen ist. Das gilt besonders von den folgenden beiden; von dem ersteren hat Minchen selbst erklärt, daß es ganz ihr Verhältnis zu Goethe ausdrücke.

Wachstum.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen mit holden Sorgen
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen."

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen;
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann den schönen Wachstum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebestoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben,
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Warnung.

Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen
Und alles aus ist mit dem Erdenleben,
Sind wir verpflichtet, Rechenschaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

Wie wird's nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich so liebevoll mein Streben
Um deine Gunst dir an den Tag gegeben,
Wenn diese bloß an deinem Ohr verhallen?

Darum bedenk', o Liebchen! dein Gewissen,
Bedenk' im Ernst, wie lange du gezaudert,
Daß nicht der Welt solch Leiden widerfahre.

Werd' ich berechnen und entschuld'gen müssen,
Was alles unnütz ich dir vorgeplaudert,
So wird der jüngste Tag zum vollen Jahre.

In beiden Sonetten treten zwei Momente klar hervor: Goethes aufwallende Liebe und Minchens kühle, entsagende Zurückhaltung. Nichts aber zwingt zu der Annahme, der Dichter sei von der neuen Leidenschaft so ganz überwältigt worden, daß er Klugheit und Mannesehre völlig außer acht ließ, daß er, ein fast Sechzigjähriger, den guten Ruf eines unschuldigen jungen Mädchens untergrub, ihre Ruhe trübte, ja ihr ganzes Lebensglück zerstörte, daß er sogar ernsthaft den Gedanken erwogen habe, die getreue Christiane der neuen Geliebten zu opfern. Er wird vielmehr die schnell auflodernden heißeren Gefühle für das liebliche Kind bald mit der strengen Selbstbeherrschung, die er sich anerzogen hatte, unterdrückt haben. Ein solches Unterdrücken leidenschaftlicher Regungen entsprach durchaus dem Charakter Goethes, der, von Schönheit und Jugend lebhaft angezogen, einer ganzen Reihe von jungen Mädchen freundschaftlich und herzlich zugethan und doch immer besonnen genug war, sich zur rechten Zeit ein „Nicht weiter!“ zuzurufen. Ein dauerndes Verhältnis inniger Vertrautheit konnte sich schon darum nicht bilden, weil, wie Düntzer sagt, „Minchens Herz sich ihm nicht zu heiterem Leben erschloß.“

Schwieriger ist die Beantwortung der Frage: wie sah es in Minchens Seele aus? — In den früheren, 1806 und 1807 geschriebenen Briefen an die Freundin Christiane hatte sie Goethes nicht einmal erwähnt, obwohl er schon damals häufig bei Frommanns verkehrte: sie stand ihm eben mit dem Gefühl unbefangener kindlicher Verehrung gegenüber. Ganz andere Empfindungen jedoch atmen die Zeilen, die sie am 10. Februar 1808 — also kurze Zeit nach dem „Advent von achtzehnhundert sieben“ — an Christiane richtete: „Goethe

war aus Weimar herüber gekommen, um hier recht ungestört seine schönen Gedanken für die Menschheit bearbeiten zu können und so denen, die sich so sehr bemühen, immer besser zu werden, auf den rechten Weg zu helfen und ihnen Nahrung für Kopf und Herz zu schaffen. Er wohnte im Schloß, zu unserer großen Freude, denn wenn wir seiner Wohnung nicht so nahe gewesen wären, wer weiß, ob wir ihn dann jeden Abend gesehen hätten, denn er muß sich doch auch ein bißchen nach seiner Gesundheit richten, die zwar jetzt in sehr gutem Gleise ist. Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl und doch auch weh in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir versichern, liebe, beste Christiane, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles so still um mich herum war, und ich überdachte, was für goldne Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Thränen zerfloß und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, wirken und handeln muß, wie es in seinen Kräften ist, und damit Punktum."

Es war doch nicht das erste Mal, daß sie Goethes Umgang genoß; hatte seine ehrfurchtgebietende Gestalt doch all die Jahre her ihr vor Augen gestanden —: warum fühlte sie sich denn nun in seiner Gegenwart so unbeschreiblich wohl und weh? Warum griffen seine goldenen Worte, die sie so lange an ihrem Ohr hatte erklingen hören, ihr nun plötzlich so tief ins Herz hinein, daß sie abends in ihrer einsamen Kammer in Thränen der Wonne und des Schmerzes ausbrach? — Liegt hier nicht ein zwar verhülltes, aber doch deutlich erkennbares, in seiner

Schlichtheit und Unbeholfenheit ergreifendes Liebesgeständnis vor?

Der Charakter eines solchen tritt noch deutlicher zu Tage, wenn man ihre Worte mit einigen andern Stellen in denselben Briefe zusammenhält. Sie spricht vom Hochzeitstage der Freundin und meint, an solch einem Tage müsse man nur seine nächsten Verwandten um sich haben, ganz in sich leben und einmal die Gefühle über den Verstand herrschen lassen. „Man muß so oft das Gegenteil thuen, besonders ich; ich glaube, wenn ich mich ganz gehen ließ', ich lebte nicht mehr, denn die Gefühle sind bei mir so unendlich stark und der Verstand so schwach, daß ich rechte Mühe habe, daß das Starke das Schwache nicht ganz verdrängt." An einer andern Stelle sagt sie: „Ich bin zu leidenschaftlich, wüßt' ich nur ein Mittel. Ich habe schon viele Versuche gemacht, aber ehe ich mich's versah, war ich wieder beim Alten." Diese Selbstanklage — eine schlagende Widerlegung der Frommannschen Behauptung, es habe Minchen an der Energie der Leidenschaft gefehlt — beweist, im Zusammenhange mit den oben angeführten Worten über Goethe betrachtet, daß auch in ihrer stillen Seele ein Brand entzündet war, daß seine Liebe sich ihr mitgeteilt hatte.

Doch ihr Bekenntnis beweist noch mehr! Was können diese Betrachtungen: wie unerreichbar hoch und fern der geniale Mensch dem gewöhnlichen Sterblichen stehe, daß ein jeder mit dem Platze, den ihm das Schicksal angewiesen, sich bescheiden müsse —: was können diese unter bitteren Thränen, mit zuckendem Herzen angestellten Betrachtungen anderes bedeuten, als daß hier in aller Stille ein Kampf der Entsagung gekämpft wurde? — War es denn anders möglich? — Wie hätte das be-

scheidene Mädchen, das an eine Verbindung mit dem jungen Manteuffel nicht zu denken wagte, weil er von Adel war, den Gedanken fassen können, der Liebe eines Goethe wert zu sein, des Größesten unter allen Menschen, die ihr je genaht! Ganz abgesehen von allem, was sonst noch trennend zwischen ihnen stand: seine Ehe mit einer Frau, die ihrem Alter nach Minchens Mutter sein konnte, seine hohe Stellung, der Unterschied der Jahre, den ihre gesunde Natur als eine Kluft empfand. So rang sie im stillen ihre Leidenschaft nieder, und wenn sie mit einem ihn flüchtig streifenden, ausweichenden, unsagbaren Blick Goethes Huldigungen zurückwies, mochte sie ihm wohl so unantastbar und hoheitsvoll erscheinen, daß er sich im Geiste wie vor einer Fürstin vor ihr beugte. Wir dürfen Frommann Glauben schenken, der versichert, sie habe sich nie dem Gedanken an eine wirkliche Verbindung mit ihm hingegeben, und der sich über einen etwaigen Briefwechsel zwischen Goethe und Minchen folgendermaßen ausspricht: „Wenn Goethe überhaupt an M. H. geschrieben hat, was ich bezweifle, da sich nichts dergleichen gefunden hat [auch Minna behauptete später, weder Briefe noch Gedichte von Goethe zu besitzen], so sind es gewiß nur unverfängliche freundliche Zettelchen gewesen, eine verliebte Korrespondenz ist von dem beinahe sechzigjährigen Ehemanne und Minister ganz unglaublich." — Wie tief aber Minchen, ohne daß ihre Angehörigen etwas davon ahnten, unter der Entsagung litt, verrät das herrliche Goethesche Lied, das sie damals, wo sie ging und stand, gesungen haben soll:

Trost in Thränen.

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?

Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du haſt geweint.

„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Mut.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf,
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang ich weinen mag."

„In dieſem Liede", ſagt Gaedertz, „fand ſie den vollen Ausdruck ihrer Gefühle, und es ſtärkte ſie in ihrer

Entſagung; ſie ſang es auf allen Wegen und Stegen, und ſo wurde es wirklich ihr Troſt in Thränen."

Das aber fühlte ſie wohl, daß ſie den Schmerz der Reſignation in Goethes Nähe ſo bald nicht verwinden würde; darum faßte ſie mit Lebhaftigkeit den Entſchluß, Jena auf einige Zeit zu meiden. Ihre einzige Schweſter in Züllichau hatte ſich verlobt und wollte ſich im künftigen Sommer verheiraten. Sie bat dringend, Wilhelmine möchte ſie dann beſuchen. Gern nahm dieſe die Einladung an: in ihrer Vaterſtadt, im trauten Umgang mit ihren Geſchwiſtern, die ſie herzlich liebte, hoffte ſie Herzensruhe und Heiterkeit wiederzufinden; und ſo reiſte ſie im Mai 1808 nach Züllichau ab. — Durch dieſe brieflich erhärtete Thatſache wird das von Stahr in die Welt geſetzte und von Heſſe und leider auch von Louis Lewes*) wieder aufgenommene Gerücht widerlegt, Minchen ſei aus Jena entfernt worden in der Abſicht, ſie dem Goetheſchen Geſichtskreiſe zu entrücken und damit einen Verkehr aufzuheben, der möglicherweiſe zu ernſten Verwickelungen führen konnte; die Verheiratung der Schweſter habe nur den Vorwand zu dieſer Entfernung geboten. Übrigens hat Minna ſelbſt dieſem ſchon zu ihren Lebzeiten auftauchenden Geſchwätz widerſprochen.

Während ſeines Karlsbader Aufenthalts im Sommer 1808 ging Goethe an die Ausarbeitung der „Wahlverwandtſchaften". Man hat dieſe Dichtung als einen ſchwer ins Gewicht fallenden Beweis für die Hypotheſe betrachtet, daß ſich ein leidenſchaftlicher Herzensroman zwiſchen Goethe und Minchen abgeſpielt habe. Nun iſt ſchwerlich zu leugnen, daß wir in der Ottilie der

*) Goethes Frauengeſtalten von Dr. Louis Lewes. Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe. 1894. S. 406.

„Wahlverwandtschaften" Minchen Herzlieb vor uns haben. Nicht nur in ihrer körperlichen Erscheinung stimmen beide fast Zug für Zug überein; auch die äußeren Verhältnisse, die Armut, die abhängige Stellung in einem Hause, das nicht ihr Vaterhaus ist, weisen die größte Ähnlichkeit auf. Und nun die Psyche! Hier kann gar kein Zweifel walten: dieses süße, unberührte, eigentümlich verschlossene, dieses so liebenswerte Geschöpf des Dichters ist Minchen Herzlieb! Und — soll man es einen bloßen Zufall oder das Walten einer geradezu dämonischen Divinationsgabe nennen, wenn Goethe seiner Ottilie höchst abnorme, befremdende physische und psychische Eigenschaften beilegte, ganz ähnlich denen, die in späteren Jahren — lange nach der Abfassung des Romans — an Minchen hervortraten und schließlich ihre Überführung in eine Heilanstalt für Gemütskranke notwendig machten? —

Minchen also ist das Modell der Ottilie. Allein das beweist für den vorliegenden Fall nicht viel. Hier ist die Frage so zu stellen: Hat Goethe die „Wahlverwandtschaften" geschrieben, schreiben müssen, um sich mit dem schweren Herzens- und Gewissenskampfe, den er um Minchen kämpfte, innerlich abzufinden? d. h. war der Roman ein notgedrungener Akt dichterischer Selbstbefreiung, eine Beichte im Sinne von „Werthers Leiden"? — Die gewichtigen Bedenken, die gegen diese Auffassung sprechen, können hier nur in aller Kürze erörtert werden.*)

*) Ich verweise auf die feinen Untersuchungen Düntzers, Herman Grimms (Goethe. Vorlesungen gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin. 3. Aufl. Berlin, Verlag von Wilh. Hertz. 1882) und Richard M. Meyers (Goethe. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1895. 3 Bände) über diesen Gegenstand.

Zunächst: wir wissen heute, daß Idee und Plan des Romans bereits vor jenem 29. November feststanden, daß Goethe nach seinen eigenen Notizen schon im Sommer 1807 die Motive zu den „Wahlverwandtschaften" bedacht, das Schema entworfen und mancherlei Vorarbeiten erledigt hat. Das ist der beste Beweis dafür, daß seine Leidenschaft für Minna nicht das eigentliche Thema des Romans war. Außerdem widerspricht der ganze Charakter des Werkes dem, was man sich bei Goethe unter einer künstlerischen Beichte vorzustellen pflegt. Kein zweiter Roman des Meisters ist so sorgfältig komponiert wie dieser. Wie auf einem Schachbrett operiert er mit seinen Figuren, Zug für Zug ist genau berechnet, es ist fast zu viel des Erklügelten. Richard M. Meyer nennt den Roman ein „Werk des psychologischen Experiments". Dazu stimmt auch Goethes Versicherung, die „Wahlverwandtschaften" seien nach einer „durchgreifenden Idee" gearbeitet.

Was der Dichter der „Wahlverwandtschaften" beabsichtigte, war, seinem Verhältnis zu Frau von Stein endlich, nach jahrelanger Entfremdung und freundschaftlicher Wiederannäherung, die künstlerische Verklärung zu geben. Was ihm einst durchaus erlaubt und als gutes Recht erschien, und was er jetzt als eine Sünde gegen die geheiligte Ordnung der Natur verdammte: den Eintritt eines Dritten in einen ehelichen Lebensbund, sein allmähliches Hineinwachsen in eine innig-vertrauliche Verbindung, eine geistige Ehe mit einem der beiden Gatten: das wollte er jetzt, mit seiner Vergangenheit abschließend, zur Darstellung bringen. Rücksichten auf die Beteiligten, auf seine Jahre, seine Stellung, auf die kleine Welt der Geschichtenträger und Gebärdenspäher, in der er lebte,

nötigten ihn zu größter Vorsicht in der Komposition; er mußte verhüllen, die Kritik auf falsche Wege zu lenken suchen. Darum ließ er nicht einen Jüngling, sondern ein junges Mädchen in den Ehebund eintreten: Ottilie übernimmt Eduard und Charlotten gegenüber die Rolle, die einst Goethe im Leben des Steinschen Ehepaars gespielt hatte; denselben Frevel, den er in seiner Stellung zu Charlotte v. Stein und ihrem Gatten begangen hatte, häufte er nun auf Ottiliens unschuldiges Haupt. Daß sie dem Gedanken in sich Raum giebt, eine Ehefrau aus dem Herzen ihres Gatten zu verdrängen — wie einst Goethe die geliebte Frau stürmisch begehrt hatte —, das allein ist es, was Ottilie schuldig werden läßt. In Minchens keuscher Seele war nie der Wunsch nach Besitz auch nur aufgedämmert.

Als Goethe den Plan der „Wahlverwandtschaften" entwarf, fehlte es ihm an einem Modell für die Figur, der er diese wichtige Rolle übertragen wollte. Als gewissenhafter realistischer Künstler mußte er ein neues Erlebnis abwarten, um Ottiliens Gestalt zu gewinnen. Der erste Advent 1807 bescherte es ihm. Nun erst war es ihm möglich, den Roman abzuschließen. Ottiliens Charakter wird mit ruhiger Objektivität, ohne leidenschaftliche Erregung, entwickelt; das schließt nicht aus, daß diese Figur mit — man möchte sagen — väterlich-liebevoller Sorgfalt gezeichnet erscheint. Frommann urteilte richtig, wenn er sagte: „So viel ist gewiß, daß diese Episode in Goethes Leben, wie so manche frühere, mit der dichterischen Darstellung der Ottilie ihren völligen Abschluß gefunden hat." —

Minchen fand in Züllichau, was sie suchte: völlige Genesung, das Gleichgewicht ihrer Seele. Sie fühlte sich

so wohl bei den Verwandten, daß sie statt eines halben drei volle Jahre dort blieb. Man konnte sich nicht entschließen, sie fortzulassen, und sie blieb um so lieber, als sie wußte, daß sie daheim entbehrlich war; Frau Frommanns Mutter und Schwestern waren nach Jena gezogen und füllten ihre Stelle aus. Minchens Schwermut war einer reinen Heiterkeit des Gemütes gewichen, sie erblühte wieder in geistiger und leiblicher Gesundheit. Es konnte nicht ausbleiben, daß mancher Freier sich ihr nahte; sie schlug mehrere Partien aus, weil ihr Herz immer nein sagte. Sie hatte den Grundsatz, den sie einst 1806 ihrer Freundin mitteilte, nicht vergessen: „Es ist mein fester Entschluß, aus nichts, als aus Liebe zu heiraten, und dabei werde ich auch gewiß bleiben."

Plötzlich, im Herbst 1812, meldete sie ihren Pflegeeltern erfreut, sie habe sich verlobt und hoffe als junge Frau nach Jena zu kommen. Der Erwählte war Joh. Gottfried Pfund, Gymnasiallehrer in Berlin, der schon von früher her mit der Familie Herzlieb bekannt war. Die Hochzeit wurde auf Wunsch des Bräutigams, der jedenfalls seine bereits designierte Ernennung zum Professor abwarten wollte, zunächst verschoben, und Minchen kehrte im Oktober 1812 allein nach Jena zurück. Am Tage nach ihrer Heimkehr, am 25. Oktober, richtete Frau Frommann an ihren Gatten einen uns erhaltenen, höchst rätselhaften Brief, aus dem unzweifelhaft hervorgeht, daß Minchen entschlossen war, mit ihrem Verlobten zu brechen.

Was war geschehen, um diese rasche Sinnesänderung herbeizuführen? — War die Verlobung nur ein übereilter Schritt, der ihr nun plötzlich zum Bewußtsein kam? — Hatte sie wiederum von dem verschollenen Jugendgeliebten Kunde erhalten? — Das letztere lassen Frau Frommanns

Worte vermuten: „Aber es kann auch sein, daß die erste Liebe ein treues Herz bewahrt, wie ist man dann befugt, wozu soll man etwas stören, was so schön und heilig ist!“ — Genug, als der Bräutigam kurz vor Weihnachten nach Thüringen eilte, um seine Braut heimzuholen, mußte die Pflegemutter die traurige Pflicht erfüllen, ihm Minchens Entschluß mitzuteilen; tief erschüttert, trostlos trat er allein die Heimreise an.

Goethe schrieb, als ihm die Lösung des Verlöbnisses zu Ohren kam, launig-vorwurfsvoll an Luise Seidler: „Grüßen Sie Minchen. Ich habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treueren Element an. Doch soll man sich überhaupt hüten, mit der ganzen Sippschaft zu scherzen.“

Vom Herbst 1812 bis zum Herbst 1821 lebte nun Minchen stillzufrieden und glücklich im Frommannschen Hause. Goethe kehrte auch in der Folgezeit aus Neigung und Herkommen häufig dort ein und schied stets mit freundlichen Eindrücken. Das Gerücht von einer leidenschaftlichen Annäherung ist rein aus der Luft gegriffen und wird durch nichts bestätigt. Zu ihrem Geburtstage im Jahre 1817 erfreute er Minchen durch Überreichung seiner Gedichte, in die er die gewiß unverfängliche Widmung geschrieben hatte:

An Fräulein
Wilhelmine Herzlieb.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sei dieser auch ihr zugewandt;
Und wenn sie hier Bekannte*) findet,
So hat sie sich vielleicht erkannt.

Jena am 22. Mai 1817. Goethe.

*) Anspielung auf die Sonette.

Gerade weil er wußte, daß für beider Herzen nichts mehr zu befürchten stand, durfte er sich eine solche freundschaftliche Huldigung gestatten.

Wie wohl Minchen sich im Frommannschen Familienkreise fühlte, gelangt in einem an ihren abwesenden Pflegebruder geschriebenen Briefe, worin sie ihm über den Weihnachtsabend 1817 berichtet, zu glücklichstem Ausdruck: „Wir waren recht im stillen glücklich, und ich kann nicht sagen, mit welcher innigen Rührung ich besonders unsere liebe Mutter vor mir sah, in deren ruhigem, frohem Gesicht sich jedes schöne Gefühl ihres glücklichen Herzens malte, als der Vater in der andern Ecke des Sofas, seinen neuen Leuchter auf meinem kleinen Tisch, Deine Briefe und Aufsätze vorlas. Ich fühlte mit unbeschreiblicher Gewalt das Glück einer Familie, die sich ganz versteht. Alwina und ich saßen vor ihnen mit recht vollem Herzen; nur zuweilen ein Blick, und wir verstanden uns."

Da Minchen trotz ihrer dreißig Jahre noch immer ein schönes Mädchen war, das durch den Liebreiz ihrer Erscheinung die Aufmerksamkeit der Männer fesselte, so war sie nach wie vor Gegenstand zahlreicher Huldigungen. Unter ihren Bewerbern that sich durch den Ernst und die Tiefe seiner Neigung der ordentliche Universitätsprofessor Dr. jur. Karl Wilhelm Walch (geb. 1776) hervor. Nachdem mehrere Heiratsanträge, die er Minchen gemacht hatte, zurückgewiesen worden waren, bat er, da er seine Hoffnung noch nicht völlig aufgeben wollte, ihren Pflegevater um die Erlaubnis, in seinem Hause zu verkehren. Da Minchen nichts dagegen einzuwenden hatte, wurde es ihm gestattet. Nun wiederholte er nach einiger Zeit seine Bewerbung, und Minchen gab, ohne ihre Gesinnung gegen

ihn geändert zu haben, ihr Jawort. Am 25. September 1821 wurde sie sein Weib.

Zur Erklärung dieser Thatsache haben Stahr, Lewes u. a. Autoren Behauptungen aufgestellt, welche die Gesinnung des Frommannschen Ehepaares mit dem häßlichsten Verdacht beflecken. Man sagt, die Ehe mit Walch sei zu stande gekommen nur auf unablässiges Drängen der Familie, namentlich der Pflegemutter, die Minchen um jeden Preis habe los werden wollen. Wird dieses Gerücht schon durch den Charakter der Pflegeeltern, durch das liebevolle Verhältnis, in welchem Minchen zu ihnen stand, widerlegt, so hat auch der Pflegebruder F. J. Frommann, dessen Wahrheitsliebe man unbedingt trauen darf, solchem Geklatsche aufs bestimmteste widersprochen. Er versichert, Minchen habe ihre Abneigung gegen Walch schon vor der Vermählung so offen zur Schau getragen, daß ihre Eltern wie der Verlobte selbst ihr nahegelegt hätten, zurückzutreten; trotzdem habe sie auf Vollziehung der Ehe bestanden. „Warum sie es gethan," setzt er ehrlich hinzu, „bleibt ein Rätsel, dessen erschöpfende Lösung über meinen psychologischen Scharfsinn geht."

Diese Erklärung findet ihre Bestätigung durch einen von Frau Frommann etwa sieben Jahre nach Minchens Verheiratung an die Hofrätin Fischer in Lüneburg gerichteten Briefe*) vom 11. August 1828, der zugleich Nachricht giebt über den traurigen Verlauf dieser Ehe. „Mein Minchen Herzlieb", heißt es in diesem wichtigen Schreiben, „ist bei ihrem Bruder nahe bei Züllichau [er war Pastor in Prittag]. Sie entschloß sich, nachdem sie viele Partien ausgeschlagen, spät einen sehr rechtschaffnen und wohlhabenden Mann zu heiraten, der sie lange im stillen ge-

*) Mitgeteilt von Gaedertz, S. 123 ff.

liebt. Wir warnten sie, da wir ihrem Charakter weder so viel Kraft noch Beständigkeit zutrauten, einen Mann glücklich zu machen, den sie bloß seines guten Charakters wegen schätzte, nicht liebte. Sie blieb bei ihrem Willen, führte aber nicht aus, was sie gewollt, sondern steigerte sich vom gleichgültigen Gefühl zur Abneigung, die an Geistesverwirrung grenzte. Was von unserer Seite aus Pflicht und Liebe geschehen konnte, geschah. Sie klagte sich selbst der Schwäche an, die Waffen, mit denen sie sie bekämpfte, waren nicht die rechten. Religiöse Ergebung, strenge Erfüllung jeder nächsten Pflicht und stete Beschäftigung hätten ihr geholfen, wenn sie sie anwenden konnte. Statt dessen gab sie bald sich nach, und das führt unaufhaltsam zum Schlimmern. So ging es vom Jahre 21 bis 22, wo sie zu ihrem Bruder ging und dort fast fünf Jahre blieb und dann, nachdem sie mit ihrem Mann Briefe gewechselt, alles hoffend, im vorigen Herbste [1827] wiederkam. Erst ging es gut, dann fing sie wieder an zu grübeln und unthätig zu sein, bis der Mann es selbst für rätlich hielt, sie im März wieder zu ihrem Bruder zu schicken. Dort fand sie viel zu thun, beschäftigte sich wieder, und es ward besser. Sie schrieb mir noch neulich, hängt noch sehr an uns, die sie vermissen und um sie trauern, da wir ihr beim Unglück (denn Schwäche ist ein großes Unglück) doch die Schuld nicht ganz nehmen können. Daß der gute Mann, mit dem wir im besten Vernehmen stehn, und der noch gestern Abend bei uns war, nicht zurücktrat, als er wußte, daß sie ihn nicht liebte, ist die einzige Schuld, die wir auf ihn werfen können. Welchen Kummer es uns machte und noch macht, können Sie denken. Nicht weit von unserm Hause konnte sie in der größten Gemütlichkeit leben, wenn

sie sich an ihren Mann gewöhnen konnte, geachtet von allen. Kein Mensch begreift es!“ —

Weshalb Minchen Herzlieb ihrem Gelöbnis untreu wurde und einem ungeliebten Manne die Hand reichte, ist noch heute nicht aufgeklärt. Vielleicht hat sie sich endlich selbständig machen wollen, und es wirkte der Wunsch mit, in Jena zu bleiben, das ihr eine liebe Heimat geworden war. Vielleicht war es, nachdem sie sich in schwacher Stunde nun einmal verlobt, nur die Scheu, abermals in der Leute Mund zu kommen, was sie von der ihr angeratenen Lösung des Verlöbnisses zurückschreckte; denn sie hatte nach ihrem Bruche mit Pfund genug unter dem Klatsch gelitten. Wie dem sei: sie war ihrer Natur untreu geworden, und das mußte sich bei einem so liebevollen, hingebend zärtlichen Gemüt bitter rächen.

Johanna Frommann deutet an, daß Minchens Abneigung gegen Walch einen pathologischen Charakter angenommen habe. Sie fürchtete, in seiner Nähe wahnsinnig zu werden! — „Es ist schrecklich,“ hat sie einmal einem Freunde anvertraut, „aber wenn ich in meiner Stube arbeite und Walchs Stimme nur im Hausflure höre, auch wenn ich gewiß weiß, daß er nicht zu mir eintreten wird, so zittere ich schon am ganzen Körper.“ Dabei war Walch, wie von allen Seiten bestätigt wird, und wie sein ganzes Verhalten seiner unglücklichen Frau gegenüber beweist, ein durchaus ehrenhafter, ja edler Mann, der sie unendlich liebte. Unaufhörlich lag ihre Abneigung gegen ihn mit ihrem Pflichtgefühl im Kampf; sie wiederholte den Versuch, mit ihm zusammen zu leben, mehrmals; aber es glückte nie. Vielleicht hätten eigene Kinder die schmerzliche Spannung gemildert; doch ihr blieb das süße Mutterglück versagt.

So lebte sie denn fast beständig bei ihrem Bruder in der stillen Pfarre zu Prittag; nach dessen Tode ließ sie sich mit ihrer Schwägerin in ihrem Geburtsort Züllichau nieder. Der Tod ihres Gatten i. J. 1853 mußte, wie die Sachen nun einmal lagen, sie von einem Alpdruck befreien. Walch hatte ihr in seinem Testament eine sorgenfreie Existenz gesichert. Über ihr Züllichauer Leben liegen wenig Nachrichten vor. Ihre heute noch lebenden Verwandten rühmen, wie Minnas seltene Liebenswürdigkeit, Gleichmäßigkeit und Geduld im Verkehr mit andern ihr aller Herzen gewonnen hätten. Loeper, der sie damals besuchte, erzählt, die vorzüglich konservierte, hohe und schlanke Gestalt, die blühende Gesichtsfarbe, die leichten Bewegungen hätten die bereits am Ausgange der Sechziger stehende Greisin mindestens um zwanzig Jahre jünger erscheinen lassen. Auch Frommann bestätigt, daß sie in jener Zeit, abgesehen von vorübergehenden Verstimmungen des Gemüts, gesund und heiter gewesen sei, bis im Jahre 1864 ihre Schwägerin starb und die nun Fünfundsiebzigjährige sich vor neue Aufgaben und Entschlüsse gestellt sah, denen ihre Kraft nicht mehr gewachsen war. „Da verwirrte sich ihr Geist," erzählt der Pflegebruder, „die längst überwunden geglaubten Zustände kehrten mit erneuter Heftigkeit zurück, sie konnte auch in Jena nicht genesen, mußte von ihrer Schwester in eine Heilanstalt für Gemütskranke gebracht werden und starb am 10. Juli 1865. Bei der Sektion hat sich gefunden, daß die großen Adern am Herzen verknöchert waren." —

Es ist, von Anfang bis Ende übersehen, kein sonniges Schicksal, das dem lieblichen Mädchen von Züllichau, durch Goethes Neigung einst geadelt und emporgehoben,

beſchieden war. Den großen Dichter aber, der am Anblick ihrer holden Jugendblüte ſein Herz erquickte und mit dem Gewande ihres keuſchen Liebreizes ſeiner herrlichſten Geſtalten eine ſchmückte, ihn darf niemand verantwortlich machen für die Schatten, die auf ihrem Leben lagerten.

Charlotte Diede.

Seit dem Erscheinen des Buches „Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin“ im Jahre 1847 ist das Interesse des litterarisch gebildeten Publikums für Charlotte Diede lebendig geblieben. Muß doch ihr Schicksal, rein menschlich betrachtet, tiefste Teilnahme erregen. Aus guter Familie stammend und in glücklichen Verhältnissen aufgewachsen, fein erzogen, durch körperliche und innere Vorzüge zu den höchsten Ansprüchen an das Dasein berechtigt, wurde diese hochbegabte Frau durch eins jener schrecklichen Verhängnisse, wie sie der Sterblichen Pläne durchkreuzen, aus ihrer Bahn gerissen und zu einem Leben verdammt, dessen Trübsal und Nöte sie bisher nicht einmal geahnt hatte, dessen Elend die Feinempfindende tief beugte, ja zeitweilig dem Untergange nahe brachte. Hat sie also die Schuld, die sie selbst an ihrem Lose trug — und diese Schuld bestand in nichts, als in dem Leichtsinn und der Unkenntnis der Jugend — schwer büßen müssen, war doch andrerseits ihr Leben reich an den edlen, erhebenden Genüssen, wie selbstlose Freundschaft und geistige Beschäftigung sie gewähren, und so fehlt es diesem tragischen Schicksal nicht an lichten, versöhnenden Momenten. —

Charlotte entstammt einem evangelischen Pfarrhause. Sie wurde am 12. Mai 1769 als Tochter des Pfarrers und Superintendenten Hildebrand zu Lüdenhausen im Fürstentum Lippe-Detmold geboren. Schon ihr Großvater und ihr Urgroßvater hatten in demselben Dörfchen die gleiche Würde bekleidet. Die Familie war wohlhabend; die Pfarre, von geräumigen Wirtschaftsgebäuden, Garten und Hof umgeben, hatte das Ansehen eines nicht ganz kleinen Bauerngutes, und Charlottens Mutter, die Tochter eines Oberförsters, wird als eine praktische und resolute Frau geschildert, die dem umfangreichen Hauswesen mit Umsicht und Klugheit vorzustehen wußte. Sie war auch eine begabte Erzieherin ihrer Kinder. Auf Charlotte jedoch scheint sie nur geringen Einfluß ausgeübt zu haben; diese schloß sich mehr dem Vater an, von dem sich manche Charakterzüge auf sie vererbt haben.

Pastor Hildebrand war nach der Schilderung seines Enkels Chr. Fr. Melm*) „ein vielgelehrter, tiefdenkender, in der Ideenwelt lebender, sogar in Traumvisionen zuweilen bis zum magnetischen Hellsehen sich vertiefender Mann". Auch Charlotte erzählt, daß etwas Geheimnisvolles, „in ein unsichtbares Bereich Gehörendes, nie Aufgehelltes" in ihrem Vater gelegen habe. Während er mittags vor Tisch eine Stunde spazieren ging oder ritt, vernahm man auf seinem Zimmer häufig laute, lärmende Geräusche, wie sie etwa jemand hervorbringt, der hastig zwischen Büchern und Papieren kramt, heftig Tische und Stühle zusammenrückt, laut hin und hergeht ꝛc. Wenn dann der Pfarrherr zurückkam und den Schlüssel einsteckte,

*) Wilhelm von Humboldts „Freundin". Authentische Mitteilungen von ihrem Neffen Chr. Fr. Melm. Gartenlaube 1877, Nr. 16.

um aufzuschließen — er schloß, wenn er ausging, gewohnheitsmäßig das Studierzimmer ab —, schien es ihm oft, als ob der unsichtbare Teilnehmer des Zimmers, gleichsam als würde er überrascht, schnell aufspränge und mit Poltern in das Nebenzimmer eilte, das aber immer von beiden Seiten verriegelt war. Diese und andere Erscheinungen, die von allen Bewohnern des Hauses wahrgenommen wurden und trotz vieler Nachforschungen unaufgeklärt blieben, übten einen Druck auf des Vaters Gemüt aus; sehr oft, wenn er zu Tische kam, war er ernst, düster und schweigend und aß wenig oder nichts.

Diese geheimnisvollen Dinge in Charlottens Vaterhause müssen hier kurz erwähnt werden, weil sie manchen Vorgang in ihrem späteren Leben erklären helfen. Gerade die Züge, welche der Tochter ihre geistige Physiognomie gaben, sind auf vom Vater ererbte Anlagen zurückzuführen: eine gewisse, schon früh ausgeprägte Innerlichkeit ihrer Natur, der immer wieder hervortretende schwermütige Zug ihrer Seele, eine das bei jungen Damen damals übliche Maß der Sentimentalität weit überschreitende Überschwenglichkeit des Empfindens, die durchaus phantastische Lebensanschauung, der konsequente Mangel an praktischem Sinn; ja, sogar die Gabe des Hellsehens scheint vom Vater auf sie übergegangen zu sein.

Von früher Jugend an wurde bei den Hildebrandschen Kindern — es waren nach Melms Bericht ihrer sieben — auf ein feines Benehmen und vornehmen Anstand gehalten. Charlotte nennt die treue Sorgfalt, mit der die Reinheit der Sitten, sowie die der Herzen und der Phantasie überwacht wurde, „das Verehrungswürdigste“ in ihrer und der Geschwister Erziehung. Der Vater erteilte seinen Söhnen und Töchtern selbst einen streng

wissenschaftlichen Unterricht; für die Töchter wurde außerdem eine Gouvernante gehalten. Mehr aber, als durch systematische Erziehung, wurde Charlotte vielleicht durch aufmerksames Zuhören bei den ernsten Unterhaltungen, die im Vaterhause gepflogen wurden, durch Bekanntschaft mit bedeutenden Personen, die, wie der Generalsuperintendent Ewald, von der ernsten, sinnigen Weise des jungen Mädchens sich angezogen fühlten, endlich durch eigenes Nachdenken in ihrer Bildung gefördert. Leider stürzte sie sich nach ihrer Konfirmation in die Lektüre von gefühlsseligen Romanen, wie Richardsons „Clarisse" und Frau von Laroches Erzählungen, die damals in höchstem Ansehen standen. Solche Bücher, die sie mit glühendem Eifer las, ohne sie ganz zu verstehen, mußten ihren natürlichen Hang zu romantischer Schwärmerei verstärken. „Es bildete sich", erzählt sie später, „ein hohes, beseligendes Bild von Freundschaft in mir aus, das mir das größte, einzige Erdenglück erschien. Alle Beispiele der Freundschaft aus alter und neuer Zeit sammelte ich — Richardsons Clarisse gab den vollen Ausschlag. Jeder Aufopferung fähig, glaubte ich nur für dies Glück geboren zu sein und verlangte nichts Höheres."

Wilhelm von Humboldt, dem Charlotte viel später wahrheitsgemäß diese merkwürdige Periode ihres Jugendlebens geschildert hat, erklärte ihren damaligen Zustand folgendermaßen: „Bei jungen weiblichen Gemütern, die noch gar nicht bis zum Bewußtsein der Liebe gekommen sind, ist es doch aber eigentlich diese, die das Gewand der Freundschaft annimmt. Die Gefühle sind da noch nicht so bestimmt und klar geschieden, aber die beginnende weibliche Reife spielt doch alles, ohne es zu wissen, in die Liebe hinüber. Die Freundschaft selbst von einem

Geschlecht zu einer Person desselben wird dann lebendiger, leidenschaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn sie auch in spätern Jahren alles dasselbe der That nach leistet, so ist in der frühern doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen und gleichsam wärmer und heller davon durchstrahlt." — Dieser Art wird das Ideal der Freundschaft gewesen sein, das sich in Charlotte herausgebildet hatte, und sehnsüchtig harrte sie eines Wesens, an das sie den überströmenden Reichtum ihrer Empfindungen verschwenden könnte.

Diesen Gegenstand ihrer heimlichen Träume fand die siebzehnjährige Pfarrerstochter im Jahre 1786 verkörpert in der Tochter des als Operateur damals berühmten Regimentsarztes Dr. Meyer in Rinteln, der Hildebrand durch eine glückliche Operation vom sicheren Tode errettet hatte. Die unerfahrene Charlotte fühlte sich durch ihre neue Freundin sofort stark gefesselt. Es war durchaus nicht Übereinstimmung in den Hauptcharakterseiten, die sie mit Henriette Meyer verband. Letztere war ganz im Gegensatz zu Charlotte ein kokettes, leichtfertiges, wenig tiefes Mädchen von allerdings auffälliger Schönheit; die schwärmerische Charlotte aber umkleidete die Freundin mit einem Zauber, der eigentlich nur ihrer eigenen Empfindung angehörte. Was ihrer Hingebung von vornherein besondere Stärke verlieh, war das Mitleid mit dem Lose der Freundin. Henriette Meyer hatte ihr sofort ihre unglückliche Liebe zu einem jungen Offizier anvertraut. Wir müssen bei dieser Affaire, die verhängnisvoll für Charlottens ferneres Geschick werden sollte, einen Augenblick verweilen.

Es wird über den romantischen Liebeshandel Hen-

riettens mit dem Lieutenant Wiederhold verschieden berichtet. Chr. Fr. Melm, der sich auf die Familientradition stützt — er hat auch seine Tante Charlotte noch persönlich gekannt und mit ihr verkehrt —, erzählt folgendermaßen: Wiederhold, der in Rinteln in Garnison stand, warb bei dem Regimentsarzt Meyer um die Hand seiner Tochter Luise — so nennt Melm Henriette. Der Vater, reich und berühmt, gab zur Antwort: seine Tochter gebe er keinem Lieutenant zur Frau; sie sei eines Generals wert. Unverzagt nahm der kühne junge Bewerber Abschied aus hessischen Diensten und trat als Offizier in die portugiesische Armee. Hier zeichnete er sich aus und avancierte schnell zum Generalmajor. Als solcher kehrte er zurück und wurde mit dem Range eines Generals wieder in hessischen Militärdienst aufgenommen. Nun durfte er seine Werbung wiederholen und erhielt das Jawort. — Während Wiederhold in Portugal weilte, war der Verkehr zwischen den beiden Liebenden niemals aufgegeben worden. Um aber den Briefwechsel dem Vater geheim zu halten, hatten sie die Briefe über Lüdenhausen durch Charlottens Hände gehen lassen. Charlotte also war die Vertraute und heimliche Vermittlerin zwischen den Liebenden gewesen; sie hatte eine Rolle übernommen, die ihren Gedanken über Freundschaft durchaus entsprach. Sie blieb denn auch nach der Vermählung die vertrauteste Freundin des Paares, besuchte es oft in Kassel und wurde durch Wiederholds in die reichsten und vornehmsten Gesellschaftskreise der hessischen Residenzstadt eingeführt. In solchen Kreisen lernte Charlotte den Dr. jur. Diede kennen, dem sie in ihrer ländlichen Arglosigkeit, trotzdem er keinen guten Ruf hatte, die Hand zum Ehebunde reichte.

Dieser Bericht, auf den ich glaubte genauer eingehen zu müssen, weil er von einem nahen Verwandten Charlottens in einem vielgelesenen Blatte veröffentlicht wurde, erscheint trotz der guten Quelle, der er entstammt, nicht in allen Punkten glaubwürdig. Zunächst steht er im Widerspruch mit der chronologischen Folge der Ereignisse.

Als Charlotte 1786 Henriette Meyer kennen lernte, stand Wiederhold noch in Rinteln. Schon im Sommer des nächsten Jahres wurde Charlotte mit Diede bekannt, und am 24. November 1787 verlobte sie sich mit ihm. In der Zwischenzeit, also innerhalb eines Jahres, können sich unmöglich alle die Ereignisse zugetragen haben, von denen Melm erzählt: Wiederholds Werbung, sein Aufenthalt und Avancement zum Generalmajor in Portugal, seine Heimkehr und Heirat, Charlottens Besuche in Kassel. Hier sind Melm unbedingt Irrtümer untergelaufen. Außerdem geht aus einigen Stellen der „Briefe an eine Freundin“ unzweifelhaft hervor, daß Charlotte, indem sie den Dr. Diede heiratete, der Freundschaft ein Opfer brachte. In dem ersten Briefe, den Charlotte am 18. Okt. 1814 an Wilhelm von Humboldt schrieb, spricht sie klar aus, daß die begeisterte Aufopferung im Dienste der Freundschaft für sie eine „tiefe und unendliche Quelle vielfacher leidensvoller Verhängnisse und schmerzlicher Verwickelungen“ geworden sei. So harmlos also, wie Melm die Sache darstellt, ist sie nicht gewesen.

Es liegt noch heute über einzelnen Teilen des Lebens dieser merkwürdigen Frau ein Halbdunkel, das vielleicht nie ganz erhellt werden wird. Zum Teil trägt sie selbst die Schuld daran, da fast alle ihre Briefe und Aufzeichnungen durch ihre eigene Hand oder auf ihren Wunsch durch andere vernichtet wurden. — Ich schließe mich in der

folgenden Darstellung im wesentlichen dem Berichte Otto Hartwigs*) an, der, auf gründlicher Forschung beruhend, die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Nach Hartwig war der Verlauf der Ereignisse, die Charlottens Verheiratung voraufgingen, folgender. Wiederhold war bald nach seiner mißlungenen Bewerbung von Rinteln nach Kassel versetzt worden. Charlotte vermittelte den heimlichen Briefwechsel. Bald bewarb sich um Henriette Meyer der Regierungssekretär Lotheisen, ein wohlhabender Mann, der schon längere Zeit in der Familie Meyer freundschaftlich verkehrt hatte. Der Vater, der — nach Hartwig — keineswegs reich war, dem vielmehr um die Zukunft seiner zahlreichen Familie bangte, hieß den neuen Freier willkommen. Da erklärte Henriette, sie werde niemals von dem Geliebten lassen; sei ihr Bewerber damit zufrieden, daß sie nur seinen Namen annähme, so wolle sie ihm folgen. Sie wurde also, da jener auf die Bedingung einging, vor der Welt Lotheisens Frau, blieb in Wirklichkeit aber die Braut Wiederholds, dem sie nicht müde wurde, ihre Treue zu versichern. Ein paar Jahre darauf, nach Lotheisens Tode, fand denn auch die eheliche Verbindung der Liebenden statt. Später, 1797, ging dann Wiederhold mit seiner Frau nach Portugal und ist in Lissabon im Jahre 1810 als portugiesischer General gestorben.

Die oben geschilderten Vorgänge, in die Charlotte genau eingeweiht war, mußten auf ihr moralisches Empfinden unter allen Umständen verwirrend wirken. Denn

*) Charlotte Diede, die Freundin von W. v. Humboldt. Lebensbeschreibung und Briefe, herausgegeben von Auguste Piderit und Otto Hartwig. Halle, Max Niemeyer. 1884.

sie war zu jung und unerfahren, sie stand zu sehr unter dem Banne geistiger Abhängigkeit von ihrer Freundin, um deren Schritte richtig beurteilen zu können. —

Im Sommer 1787, ungefähr ein Jahr nachdem Charlotte ihre Freundin, die sich nun schon Frau Lotheisen nannte, kennen gelernt hatte, wurde die Pfarrersfamilie zu Lüdenhausen durch einen unerwarteten Besuch in Aufregung versetzt. Ein stutzerhaft gekleideter junger Mann kam zu Pferde von Rinteln und stellte sich als cand. juris Diede vor, aus Kassel gebürtig und gegenwärtig in Rinteln wohnhaft, wo er promovieren wolle; er legitimierte sich durch einen Brief des ältesten Sohnes des Hauses, mit dem zusammen er bisher in Göttingen studiert hatte. Das verhielt sich in der That so. Aber nur mit Widerstreben hatte der junge Hildebrand dem Kommilitonen, der wegen seines großen Aufwandes und liederlichen Lebens auf Universitäten schon bekannt war, jenen Brief an seine Eltern mitgegeben. Nichts als die Neugier hatte Diede hergeführt: er hatte in Rinteln gehört, welch wunderschöne Mädchenblüten die Lüdenhausener Pfarre hegte; der blasierte Lebemann erhoffte eine Anfrischung seiner müden Nerven.

Er war denn auch im höchsten Grade überrascht, als er die Töchter des Hauses erblickte. „Neben der kleineren, graziös lieblichen Schwester Christiane", erzählt Hartwig, „trat ihm hier eine glänzende Schönheit entgegen, die nichts weniger als ländlich ungeschickt, sich mit voller Gewandtheit zu bewegen verstand. Schlank gewachsen, über das Maß der mittleren Größe hinaus, war Charlotte doch von vollen Formen. Ihr frisches Gesicht war von reichen, blonden Locken umrahmt. Zwei große blaue Augen voll Glanzes und seelischen Ausdrucks

verliehen ihr den größten Reiz. Noch an der mehr als 71jährigen Greisin fielen Karl Gutzkow diese Augen auf, und er spricht ‚von einem gewissen genialischen und dämonischen Hauche', der über der Gestalt gelegen habe. Ähnliches haben mir mündlich Damen bestätigt, welche sie in ihrer bescheidenen Häuslichkeit haben walten, den Theetisch servieren oder sonst ein Arrangement haben treffen sehen. Als sie aber noch jung war, wirkte auf alle, die ihr nahten, ihre Erscheinung geradezu blendend und bezaubernd."

Wie mächtig der Eindruck war, den sie auf Diede hervorbrachte, erhellt daraus, daß der reiche, unabhängige Mann an demselben Abend bei den erstaunten Eltern um Charlottens Hand anhielt. Es war ihnen unmöglich, sofort ihre Einwilligung zu geben. Denn Diede hatte mit seinem selbstbewußten, wenig gebildeten Auftreten einen keineswegs günstigen Eindruck auf die Familie gemacht. Wenigstens wollte man zuvor Erkundigungen einziehen und forderte Bedenkzeit. Der Sohn in Göttingen, an den man sich zunächst wandte, riet dringend ab. Nun wünschte man in Kassel, Diedes Heimat, nachzufragen; und da verfiel man auf den unglücklichen Gedanken, Henriette Lotheisen ins Vertrauen zu ziehen. Diese wandte sich an Wiederhold, der sofort die Geliebte bestimmte, alles Mögliche aufzubieten, um die Verbindung zu stande zu bringen. Henriette bestürmte, dieser Weisung folgend, fortan ihre Freundin mit Bitten, den Bewerber anzunehmen.

Welche Gründe mochte Henriette haben, im Verein mit Wiederhold so energisch die Verehelichung der Freundin mit einem ungeliebten Manne zu betreiben? — Auch über diesen Punkt herrscht Unklarheit. Daran aber ist kaum zu zweifeln, daß ihre Motive durchaus selbstischer Natur

waren. Man berechnete, daß Diede nach seiner Vermählung das lebenslustige Kassel zum Wohnort wählen würde, und man erhoffte von dem ständigen Aufenthalt der Vertrauten an demselben Orte Vorteile für sich; vielleicht sah man darin gar eine Gewähr des endlichen Gelingens der eigenen Verbindung. Wie dem sei: es steht fest, daß die Rücksicht auf ihre Freundin bei Charlotte den Ausschlag gegeben hat. In diesem Sinne hat sie selbst später an Humboldt berichtet, wie folgendes Wort von ihm beweist: „Auch wenn man nicht von andern gestoßen und getrieben wird, wenn man nicht einmal sich selbst recht deutlich machen kann, was einen innerlich stößt und treibt, nähert man sich doch einem Ziele oder zieht eine Fügung über sich heran, von der man beinahe das Gefühl hat, es sei besser, man stieße sie zurück. Wirklich haben Sie auch weniger gethan, sich in das Schicksal, das sich für Sie bereitete, zu verwickeln, als daß Sie nur sich haben aus Liebe zu Ihrer Freundin gehen lassen und nicht entgegengearbeitet." (Brief vom 10. Septbr. 1826.) Es hätte einer starken Gegenwirkung gegen die Einflüsterungen der Freundin bedurft, um das bethörte junge Mädchen auf den rechten Weg zurückzubringen; und an dieser Gegenwirkung, die naturgemäß in dem Einspruch der Eltern bestanden hätte, scheint es gefehlt zu haben. Melm allerdings behauptet, Hildebrand habe seiner Tochter auf die allerentschiedenste Weise von einer Vermählung mit Diede abgeraten und streng von ihr verlangt, ihr Jawort zu verweigern; ja, er habe, als seine Vorstellungen nichts fruchteten, ihr gedroht, daß, wenn sie auf ihrem Willen bestände, er und ihr ältester Bruder fortan alle Gemeinschaft mit ihr abbrechen würden. Und dies sei, nachdem Charlotte Diedes Frau geworden, auch wirklich geschehen;

beide, Vater und Bruder, hätten seitdem Charlotte niemals wiedergesehen, noch wiedersehen wollen. — Dieser Lesart stehen abermals starke Bedenken entgegen. Hildebrand wäre wohl im stande gewesen, die Verbindung zu verhindern; denn als Charlotte Diedes Frau wurde, zählte sie erst zwanzig Jahre, sie durfte also ohne Genehmigung ihres Vaters keine Ehe eingehen. Außerdem blieb sie nach ihrer Verlobung mit Diede ruhig im Vaterhause, reiste 1788 mit ihrem kränkelnden Vater zu längerem Kuraufenthalt nach Pyrmont u. s. w.; der Bruch mit ihrer Familie scheint erst nach der Scheidung der unglücklichen Ehe im Jahre 1794 erfolgt zu sein. Endlich steht den Melmschen Angaben auch das Zeugnis Charlottens selbst gegenüber, die überall, wo sie von ihrer Ehe spricht, den Ausdruck gebraucht: „Ich wurde verheiratet". Und einmal fügt sie erläuternd hinzu, sie sei in dieser Angelegenheit nicht richtig geleitet, es sei nicht geprüft worden, „ob sich das Herz zum Herzen gefunden, ob die Charaktere paßten und in Einklang kommen konnten".

Aus alledem scheint hervorzugehen: Charlotte wollte Diede heiraten ihrer Freundin zu Gefallen, also — aus romantischer Kaprice; der Widerstand des männlichen Teiles der Familie wurde bald überwunden; denn Diede war im landläufigen Sinne eine „gute Partie".

Am 24. November 1787 schrieb Charlotte ihr Jawort an Diede. In demselben Augenblicke hörte sie deutlich die warnende Stimme ihrer Mutter, die an einer Lungenentzündung erkrankt in einem entfernten Zimmer lag. Genau acht Tage nach dieser geisterhaften Warnung, die leider die Tochter nicht zu deuten wußte, starb die Mutter. Dieser Umstand brachte große Veränderungen im Hildebrandschen Hause hervor. Besonders der Vater

fühlte sich trost- und hilflos und begann zu kränkeln. Unter solchen Umständen war an eine schnelle Verheiratung nicht zu denken.

Im Juli 1788 begleitete, wie schon bemerkt, Charlotte ihren Vater nach dem nahen Pyrmont. Hier machte sie jene Bekanntschaft, ohne die ihr Name wohl niemals in weitere Kreise gedrungen und heute sicher längst vergessen wäre: Wilhelm von Humboldts. Der nachmals so berühmte Gelehrte war damals Student in Göttingen, etwa zwei Jahre älter als Charlotte; er war nach Pyrmont gekommen, um das berühmte Modebad aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die erste Begegnung beider fand in der Hauptallee statt und zwar an der Bank unter der größten, heute noch erhaltenen Linde, die, wie Melm erwähnt, später unter Bekannten noch lange die „Humboldt-Linde" genannt wurde. Charlotte selbst hat sich im Vorbericht zu den Briefen Humboldts über die Begegnung folgendermaßen ausgesprochen:

„Wir wohnten in einem Hause, waren Tischnachbarn an der Wirtstafel und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen und reizenden Thälern. Wir hatten uns so viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzuteilen! so viele Ideen auszutauschen! wir wurden nicht fertig. Wie leise diese oder jene Saite auch angeschlagen wurde, sie fand den tiefsten Anklang . . . Wilhelm von Humboldts Charakter war schon im Jüngling derselbe, wie er sich später und bis an das Ende seines Lebens aussprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, schon damals war die einzig heitere Ruhe über sein ganzes Wesen ausgegossen, die im Umgang höchst wohlthätig ergriff und sich

auf einem Ball in berauschtem Zustande seiner dahertanzenden Frau vor die Füße, daß sie über ihn zu Boden stürzen mußte! — Charlotte bat ihren Mann, in eine Ehescheidung zu willigen. Davon aber wollte Diede absolut nichts wissen. Da faßte, um der Hölle, die ihr die Ehe war, zu entrinnen, die unglückliche Frau einen Entschluß der Verzweiflung: sie entwich aus dem Hause ihres Gatten und flüchtete sich in die Wohnung Hansteins, der mit einer Schwester zusammenlebte. Durch diesen Schritt erklärte sie sich selbst — ohne thatsächlich ihre ehelichen Pflichten verletzt zu haben — für den schuldigen Teil. Nun wurde im Februar 1794, also nach fünfjährigem Zusammenleben, durch das Konsistorium zu Kassel die Ehe geschieden, indem Charlotten das Recht der Wiederverheiratung aberkannt wurde. Übrigens scheint sie über den Inhalt dieses Erkenntnisses niemals genau unterrichtet worden zu sein.

Die vierundzwanzigjährige Frau hatte den verhängnisvollen Schritt gethan in der bestimmten Erwartung, daß Hanstein, indem er sie zu seinem Weibe machte, möglichst bald ihre Ehre wiederherstellen würde. Sie hatte sich bitter in diesem Manne getäuscht! Es begann nun für sie eine vierzehnjährige Leidenszeit, so schrecklich und allen Trostes bar, daß selbst, wer ihr Verhalten nicht verteidigen kann und ihr einen großen Teil der Schuld an ihrem Unglück beimißt, der vielgeprüften Frau sein Mitleid nicht versagen wird. Was sie hat dulden müssen, läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß sie, der die Ehe ein Kerker gewesen war, dessen Schrecknissen sie sich nur durch die Flucht hatte entziehen können, in späteren Jahren öfter mit schmerzlichem Ernste den Rat ausgesprochen hat: eine Frau solle lieber alles in der

Ehe ertragen, als es auf einen Scheidungsprozeß ankommen lassen.

Sofort nach der Katastrophe heftete sich die üble Nachrede an ihre Fersen. Zu ihrem tiefen Schmerze mußte sie erleben, daß selbst ihre nächsten Angehörigen — besonders der männliche Teil der Familie — sie fallen ließen, allen voran ihr verehrter Vater, der sie mit harten Worten verstieß und trotz ihrer flehentlichen Bitten nie wiedergesehen noch ihr verziehen hat. Die vornehme Gesellschaft, in der sie bisher verkehrt, wandte ihr kalt den Rücken. Noch nach Jahren begegnete es ihr, daß man an der Jugendverirrung Anstoß nahm und ihre Moralität beargwöhnte; an fremden Orten, wo man ihr zunächst mit Achtung und Güte entgegengetreten war, zog man sich, sobald man von ihrer Vergangenheit erfuhr, vorsichtig zurück. „Diese höchst schmerzliche Erfahrung", schrieb sie 1803 an ihre Schwester Christine, „kostet mir so manche geheime Thräne, daß ich gern aus einer Welt ginge, in der man so ungerecht ist, eine Jugendverirrung über den wahren inneren Adel, über den sorgfältigsten sittlichen Wandel nicht zu vergessen." —

Aber das alles würde sie in dem Bewußtsein, an Hanstein in Ehren gebunden zu sein, ertragen haben, wenn nur der Geliebte, auf dessen Treue sich alle ihre Hoffnungen für die Zukunft gründeten, seine Schwüre gehalten hätte. Doch er, der mitschuldig war an Charlottens trauriger Lage, hielt die arme Frau vierzehn Jahre lang mit leeren Versprechungen hin, um sie endlich schmählich im Stich zu lassen. Was ihn zunächst abhielt, sie zu seiner Frau zu machen, war die Besorgnis, durch die Verbindung mit ihr seine Carriere zu schädigen; dazu kam, daß weder er Vermögen hatte, noch für den Fall der Verheiratung

ein bestimmter Zuschuß von Charlottens Vater in Aussicht stand. Er konnte sich also hinter den Vorwand verschanzen, es sei ihm vorläufig unmöglich, Charlotten in Kassel einen standesgemäßen Haushalt zu schaffen. Da nach dem Tode des Pastors Hildebrand im Jahre 1800 das von ihm hinterlassene Vermögen sich als weit geringer herausstellte, als man allgemein erwartet hatte, lehnte Hanstein erst recht ab, einen bestimmten Termin zur Heimführung der Geliebten festzusetzen. Vielleicht wurde sein Zaudern noch durch andere Umstände mitbestimmt, die sich heute nicht mehr übersehen lassen. Charlotte spricht einmal von „rätselhaften, geheimen, erst spät enthüllten Intriguen und Feindschaften, durch die ihr ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten geblieben sei". Dieser Ausspruch deutet darauf hin, daß möglicherweise Diede seine Hand im Spiele gehabt hat.

Charlotte, die Leidenschaftliche, rasch Handelnde, war bald des fruchtlosen Harrens müde. Sie glaubte ein Recht zu haben — und sie hatte es in der That —, zu fordern, daß Hanstein ihre Ehre wiederherstelle. Unablässig versuchte sie, seine Bedenken zu zerstreuen. Sie schrieb sogar ohne sein Wissen an die Gräfin Hessenstein, die Geliebte des Landgrafen Wilhelm IX., um sich ihrer Fürsprache zu versichern, da Hanstein es als zweifelhaft hingestellt hatte, ob der Landgraf den Konsens zur Verehelichung geben werde. Dieser energische Schritt erschreckte Hanstein, und er nahm ihr das Versprechen ab, vor 1802 nichts zu unternehmen. Als er jedoch auch diesen Termin vorübergehen ließ, ohne sich zu regen, überkam Charlotte eine schmerzliche Erbitterung; noch stand ihr Herz auf Seiten Hansteins, „aber meine Vernunft wird sein Feind," schrieb sie ihrer Schwester. 1803 reifte

in ihr der Entschluß, mit ihm zu brechen. Ihre Schwester Christine, die Gattin des Pfarrers Melm, schrieb mehrmals in ernstem Ton an Hanstein und ermahnte ihn, entweder sein Wort einzulösen oder Charlotte freizugeben. „In Ewigkeit werde ich mein Versprechen nicht brechen," war seine Antwort. So folgte Versprechen auf Wortbruch, und Wortbruch auf Versprechen. Von 1804 ab erkaltete seine Neigung immer sichtlicher. Charlotte litt entsetzlich darunter. „Wie habe ich für diesen Mann gelebt," schrieb sie, „und nun nach so vielen schmerzvollen, verlorenen Jahren sehe ich mich aller Bestimmung des Lebens entrückt, die schmerzvolle Vergangenheit reiht die geängstigte Phantasie an die freudenlose, peinliche Gegenwart, und diese wieder an die öde, tote, liebeleere Zukunft, die mein gefühlvolles, weiches, liebebedürftiges Herz schreckt wie ein offenes Grab." — Die Verzweiflung steigerte sich bis zur Todessehnsucht. „Ich fühle den Tod in mein Herz gesenkt," lautet einer ihrer Verzweiflungsschreie, „und wenn die Allmacht Gottes nicht eine ganz unerwartete Wendung giebt, so ist der Punkt da, wo mein Elend meine Kräfte übersteigt" (1807). Mehrmals traf sie Vorbereitungen, ihr Dasein zu enden, was, in ihrer Lage, ihr nicht als ein Unrecht erschien; aber jedesmal wurde sie „durch Gottes erbarmende Vatergüte wunderbar gestärkt" und blieb dem Leben erhalten.

1808 erhielt sie die Nachricht von Hansteins Verheiratung mit einer Frau, die kein anderes Verdienst hatte, als daß sie reich war. „Ihr werdet Erbarmen mit mir fühlen," schrieb sie an Christine. „Ich war auf dieſen Schlag nie gefaßt, mein Leben hätte ich darauf gesetzt, daß das nie geschehen könnte. Nie hatte ich etwas Ähnliches gefühlt, als bei dieser Nachricht, ich glaubte wirk-

lich, es sei die letzte Stunde meines Lebens, mein Gefühl, der Zustand meiner Seele waren entsetzlich! Noch immer kann ich nur gezwungen teil an etwas nehmen, ich fühle mich so tot, so abgestorben . . ."

So sah es aus im Innern einer fast vierzigjährigen Frau, die nun, nach dem völligen Zusammenbruche ihrer Hoffnungen, ihr Leben gleichsam von vorn anfangen mußte. Sie hatte in den verlorenen vierzehn Jahren auch außer dem Schmerz um einen Mann, der ihrer nicht wert war, viel Schweres durchgemacht. Ihre Gesundheit war durch die fortgesetzten seelischen Kämpfe vollständig zerrüttet; woher sollte sie Lust und Mut nehmen, einen neuen Lebensplan aufzustellen? Und doch mußte sie darauf denken, Geld zu verdienen, da ihr kleines Vermögen zum Lebensunterhalt nicht ausreichte. Den von befreundeter Seite gemachten Vorschlag, junge Mädchen zu erziehen, glaubte sie zurückweisen zu müssen, da sie sich die zu diesem Berufe notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten nicht zutraute. So blieb allein die Handarbeit übrig. 1804 war sie von Holzminden, wo sie sich nach der Ehescheidung niedergelassen hatte, nach Braunschweig übergesiedelt, um dort durch Stickereien und andere Arbeiten ihren Unterhalt zu verdienen. Es war ein sorgenvolles Brot, und Charlotte hat es bis an das Ende ihres Lebens essen müssen. Um das Maß ihres Unglücks voll zu machen, geschah es, daß infolge der Einverleibung Braunschweigs in das Königreich Westfalen fast ihr ganzes Vermögen, das sie in braunschweigischen Landesobligationen angelegt hatte, verloren ging; alle Bemühungen, wenigstens einen Teil der Summe zu retten, blieben ohne Erfolg. Charlotte war also hinfort ganz auf ihrer Hände Arbeit angewiesen.

1808 ging sie von Braunschweig, wo sie sich nie-

mals heimisch gefühlt hatte, nach Kassel zurück. Sonderbarerweise fesselte sie dieser Ort, wo sie so viel Schweres erduldet und wo sich ihr treuloser Verlobter soeben verheiratet hatte, mit geradezu magischer Anziehungskraft. Mitentscheidend mochte die Erwerbsfrage sein. Charlotte besaß ein in feinem Schönheitssinn begründetes, hervorragendes Geschick in der Anfertigung künstlicher Blumen. Was ihre Produkte weit über das Mittelmaß emporhob, war die treue Nachahmung der Natur: für jede einzelne Blüte oder Knospe, für jedes Blatt und Gräslein suchte sie in ihrem Garten — sie wohnte in einem Hause mit Garten vor dem Wilhelmshöher Thor — natürliche Exemplare als Modelle, nach denen sie ihre Arbeiten mit genialem Künstlergeschmack und geschickter Hand ausführte. Das war ein Beruf, mit dem sie in dem damaligen Kassel, der Hauptstadt des Königs Jerome, wo ein Ballfest das andere jagte, wohl bestehen konnte. Es wird erzählt, daß ihre Blumen in den feinsten Kreisen, selbst auf den Hoffesten von St. Petersburg, Aufsehen erregten und den besten Pariser Blumen vollständig gleichgestellt wurden. Die überflüssigen Räume ihrer großen Wohnung vermietete sie an jüngere Leute, namentlich Offiziere, die Freunde ihr zuwiesen und zu denen sie in ein fast mütterliches Verhältnis trat. Söhne der besten hessischen Familien haben bei ihr gewohnt. Die Teilnahme, die Freude an der Entwickelung dieser jungen Männer, die mit begeisterter Verehrung an der liebevollen, feinen Frau hingen, bildete für Charlotte eins der wohlthätigsten Mittel, sie vom unnützen Grübeln abzuziehen. Außerdem verkehrte sie mit einigen vornehmen und gebildeten Familien, die den hochstrebenden Geist und das warme, für alles Schöne empfängliche Ge-

müt Charlottens zu schätzen wußten: obenan unter diesen Bekanntschaften standen die Familien des Legationsrats v. Struve und des Obersten v. Greven. Im Umgange mit diesen ausgezeichneten Menschen fand die vielgeprüfte Frau jene Ruhe des Herzens, welche die schwer errungene Frucht der Resignation ist.

Aber nicht lange sollte sie sich der Ruhe freuen. Die fascinierende Anziehungskraft, die sie, trotzdem sie gealtert und infolge häufiger Krankheiten körperlich verblüht war, noch immer auf Männer ausübte, sollte ihr abermals verhängnisvoll werden. Im Winter 1809 wurde ein schwer verwundeter Offizier, der Oberstlieutenant Ferdinand v. Pleßmann, ihr von Bekannten zur Pflege überwiesen. Mitleidig nahm sie den Fremden auf und pflegte ihn, als es mit ihm zu Ende zu gehen drohte, mit Aufopferung Tag und Nacht. Nachdem er sich langsam erholt hatte, blieb er, anstatt, seinem ursprünglichen Plane gemäß, nach Magdeburg überzusiedeln, in Kassel, von seiner liebenswürdigen Pflegerin auf das innigste gefesselt. Charlotte hat später ihrer Schwester Dorothea die Entwickelung dieses Romans, der sie aufs neue in leidenschaftliche Kämpfe verstricken sollte, folgendermaßen geschildert:

„Auf dem gewundenen Pfade, der mich durch das Leben führt, begegnete ich vor einigen Jahren einem Manne, der mich als ganz junges Mädchen einmal in Meinberg [einem lippischen Badeorte] gesehen hatte; ich mochte damals vielleicht sechzehn, er achtzehn Jahre alt gewesen sein. Er hatte lange das Bild des jungen Mädchens liebend in seinem Herzen getragen; wunderbar genug trafen wir nach langen Jahren wieder zusammen, nachdem jedes auf ein ernst bewegtes Leben zurückblicken

konnte. Die Jugenderinnerung erwachte bei ihm; er erkannte mich wieder, die ehemalige Neigung erwuchs zu glühender Leidenschaft, die sich allein in dem rührenden Verlangen aussprach, mir meine abgemarterte Ruhe zu ersetzen.

„Ich kränkelte damals immerfort; es war gegen meinen Charakter, das Schicksal eines Mannes an mein welkendes Leben zu binden, dem ich außer meinem verständigen, veredelten Herzen nichts bieten konnte: keine Jugend, keine Schönheit, kein Vermögen, ja leider auch keine Gesundheit. Letzteres fühlte er selbst schmerzlich, für das andere hatte der gütige Mann keinen Sinn, er, der so hohe Ansprüche machen, unter allen Klassen, unter jedem Alter wählen konnte. Ich kenne geistreichere, gebildetere Männer genug, ich kenne aber kein Herz, in dem mehr Menschenliebe, mehr Güte, mehr Großmut wohnte. Ich habe nie einen Menschen gefunden, der auf mich und ich wieder auf ihn so wohlthätig gewirkt hätte. Seine Gefühle teilten sich mir unmerklich mit, aber ich erkannte sie nicht und fand es unedel, den Mann zu binden. Ach, unselige Mißverständnisse trennten uns und warfen sich zwischen uns.

„Begreifst Du, Liebe, wenn ich Dir sage, daß alle meine Lebenskräfte in diesen gewaltsam aufgerissenen Wunden meines Herzens verbluten, daß unwiederbringlich meine Jugend verloren ist bei dem brennenden Seelenschmerz, weggewiesen zu haben, was mir die Vorsehung wunderbar und gütig zum Ersatz für so große und viele Leiden zugeführt hatte? Meine vertrauten Freunde hoffen noch immer; doch mein Verstand ist klar genug, um mir mit unerbittlicher Strenge zu sagen, daß man für Hoffnungen jung sein muß. Aber daran hängt meine Seele,

jenes unselige Mißverständnis aufgeklärt zu sehen, und nichts anderes kann mir die ersehnte Ruhe zurückgeben." —

In ihren Briefen an Karl Schulz*) spricht Charlotte von „immer erneuerten Hindernissen", die sich der Verbindung in den Weg gestellt und endlich beide Teile zu der Einsicht geführt hätten, daß sie verzichten müßten. Aus den Geständnissen an ihre Schwester kann man schließen, daß diese Hindernisse vornehmlich innerer Natur waren. Charlottens Gefühl sagte ihr deutlich, daß sie den geliebten Mann nicht an sich fesseln dürfe; ihre Willenskraft aber entsprach nicht immer ihrer Einsicht, und schmerzlicher Widerstreit erfüllte ihre Brust. Außerdem stand wohl ihr reizbares Temperament der Entfaltung eines stillen, beglückenden Liebesverkehrs im Wege. — Therese v. Bacheracht, ihre langjährige Vertraute, erzählt von ihr: „Man konnte von ihr sagen, was Goethe im ‚Wilhelm Meister' schreibt: sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte ... Es war bis ans Ende der Tage eine flammende Unruhe in ihr, die auf mich selbst in ihren Briefen immer beklemmend einwirkte." — Wie dem sei, der Wunsch Charlottens nach einem versöhnenden Ausgang erfüllte sich nicht. Pleßmann wandte sich 1811 tief verstimmt von ihr ab und schied auf Nimmerwiederkehr. Charlotte fiel in eine schwere Nervenkrankheit, von der sie unter der treuen Pflege ihrer Freunde nur langsam genas zu einem Leben, das ihr Qual war. Lust und Kraft zum Arbeiten waren ihr völlig entschwunden; in ihren geschäftlichen Unternehmungen traf sie Unglück

*) Briefe von Charlotte Diede, der Freundin Wilhelm von Humboldts, an Karl Schulz. Mit einer Einleitung von Gustav Lothholz. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

über Unglück. Abermals wurde sie von Todesgedanken verfolgt. „Wenigstens ein Drittel meines Lebens", schrieb sie in dieser Zeit, „habe ich mit dem Vorsatz gekämpft, mein Leben abzukürzen. Ach, richte doch niemand darüber! Welche Qualen mißt ein menschliches Gemüt aus, ehe ein so unnatürlicher Entschluß reift. Wie mein Schatten verfolgt mich der Gedanke und tritt mir gleich wieder zur Seite. Aber Gott, der mein Inneres kennt, weiß, daß ich nie damit frevele. Unzähligemal habe ich mit heißen Thränen auf meinen Knieen um Rettung gebetet, ihn angefleht, irgend etwas in meine Wege zu führen, das wie Weisung ich ansehen könnte."

Wiederum hatte sie sich in dem Städtchen Holzminden niedergelassen, und hier verfiel sie im Okt. 1814 auf den Gedanken, den „unvergessenen, unvergeßlichen Jugendfreund", den Freiherrn Wilhelm von Humboldt, der damals als Königl. preußischer Minister auf dem Wiener Kongreß war, um Rat und Hilfe zu bitten. Humboldt hatte ihr, als er nach jenen drei in Pyrmont mit ihr verlebten Tagen abreiste, der Sitte jener Zeit gemäß ein Stammbuchblatt folgenden Inhalts geschrieben:

„Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es teilen kann!

„Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft und so innig durchdrungen, als in dem jetzigen Augenblick, da ich mich, auf ungewisse Hoffnung des Wiedersehens, von Ihnen trennen muß!

Pyrmont, den 20. Julius 1788.

Wilhelm von Humboldt."

Indem sie dieses sorgfältig aufbewahrte Blättchen an Stelle einer Legitimation beifügte, stellte sie dem Jugendfreunde in einem langen, unbedingte Wahrhaftigkeit atmenden Schreiben ihre Lage vor. Humboldt täuschte ihr Vertrauen nicht. „Jedes Wort Ihres Briefes", antwortete er ihr, „hat mich auf das tiefste ergriffen, ich versetze mich ganz in Ihre Lage, und ich danke Ihnen recht aus innigem Herzen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren und daß Sie mich wert hielten, sich mir, wie Sie es thun, zu erschließen ... Glauben Sie mir, liebe Charlotte, der Mensch traut nie dem Menschen genug."

Allmählich, besonders seit 1822, nachdem Humboldt sich von allen Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, entspann sich jener Briefwechsel, von dem Humboldts Briefe an Charlotte erhalten sind; Briefe, die nicht nur als Denkmal echter Freundschaft zwischen einem wahrhaft weisen Manne und einer gereiften und durch viel Unglück geläuterten Frau wichtig sind, sondern die auch weit mehr als alle seine übrigen Schriften das Gemütsleben des berühmten Gelehrten wiederspiegeln.

War Charlotte vermöge ihrer eigentümlichen Geistesrichtung dem Freunde keineswegs unebenbürtig, so lag es doch in der Natur der Sache, daß sie in diesem Verkehr mehr empfing, als sie geben konnte. Das hat sie selbst mit aus der Seele kommenden Worten oft ausgesprochen. „Dieser Briefwechsel", sagt sie einmal, „war seit einer langen Reihe von Jahren mein einziges, mein höchstes Glück. Was ich an Teilnahme und Trost bei allem, was mich traf, an Rat und Ermutigung, an Erhebung und Erheiterung, endlich an Erkenntnis und Erleuchtung über höhere Wahrheiten bedurfte, ich nahm es aus diesem

unerschöpflichen Schatz, der mir immer zugänglich und zur Seite war ... Eigentlich bedurfte ich für meinen Geist keine weitere Nahrung, für mein Nachdenken keinen reichern Stoff, für meine Belehrung kein anderes Buch, für meine Seele kein helleres Licht. Höchst gütig ließ der edle Freund sich zu meiner Fassungskraft herab, so war er mir, worüber er auch reden mochte, immer verständlich, klar und überzeugend. Immer blieb der Freund meiner Seele das leitende Princip meines geistigen Lebens; ich lebte von einem Brief bis zum andern mit ihm fort, und es bildete sich für mich, in einer mühe- und sorgenvollen Lage und bei untergrabener Gesundheit, ein reiches, inneres Leben. Vergnügen und Freude und meine stille Verborgenheit war, ungekannt und ungeahnt von jedermann, höchst belebt und beseelt, ja beseligt, und war es allein durch diesen seelenvollen Briefwechsel." —

Worauf es Humboldt im Verkehr mit Charlotte ankam, war folgendes.

Er wollte zunächst ihr äußeres Schicksal freundlicher gestalten. „Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie nach so vielen bestandenen Stürmen", so schrieb er ihr 1824, „endlich wieder ein ruhiges, sorgenloses und Ihnen ganz zusagendes glückliches Leben führen möchten, daß Ihr Gesundheitszustand dem entspreche, daß Sie kräftig und heiter im Genusse der einfachen Freuden, die Sie sich selbst geschaffen haben, leben mögen." Um beitragen zu können, ihr ein solches Los zu bereiten, forderte er genauen Einblick in ihre Lage, die ihm denn auch bereitwillig gewährt wurde. Er hatte schon seinem ersten Briefe eine Geldanweisung beigelegt und unterstützte Charlotte fortan durch regelmäßige und außerordentliche Zuschüsse. Selbstverständlich geschah das in einer so zarten

Form, daß Charlotte sich nie bedrückt oder gar verletzt fühlen konnte. Immer wieder bat er sie, für ihre Gesundheit zu sorgen, riet ihr wiederholt dringend, eine Badekur zu unternehmen, und forderte sie immer von neuem auf, sich ihm anzuvertrauen, wenn sie einen Wunsch habe, den sie sich mit eigenen Mitteln nicht erfüllen könne. In ihren geschäftlichen Unternehmungen, in jeder Lebenslage standen ihr seine reife Lebenserfahrung, sein erprobter Rat zur Seite.

Aber das war, so wohlthätig es auf die oft in bitterer Armut lebende Frau wirken mußte, nicht das Letzte und Höchste, was Humboldt beabsichtigte. Er erkannte in ihr eine Natur, die, vom Schicksal schwer gemißhandelt, alles Vertrauen zu sich und der Welt, alle Freude am Leben verloren hatte. Er wollte aus dieser Frau, mit der ihn eine schöne Erinnerung an die ferne Jugendzeit und innerste Teilnahme an ihrem traurigen Lose, zugleich aber auch starkes Interesse für ihre geistige Eigenart verknüpften, einen neuen Menschen machen, indem er ihr Mut und Zuversicht, Heiterkeit und Zufriedenheit, und damit die Freude am Dasein zurückgab.

Das war nur möglich, indem er sie unermüdlich und mit dem Ausdruck schlichtester Wahrheit seiner Freundschaft, seiner innigsten und liebevollsten Teilnahme versicherte. Wie dankbar mußte die verschüchterte Seele aufatmen, wenn der Mann, auf den das ganze Vaterland als auf eine Zierde der Nation stolz war, ihr schrieb: „Glauben Sie gewiß, daß ich ein unbegrenztes Vertrauen in Sie, in Ihre Wahrheit, Ihre Treue und die Zartheit Ihrer Empfindungen setze, wie würde ich Ihnen sonst selbst so offen und wahr schreiben. Vertrauen Sie aber auch mir fest. Seien Sie sicher, daß das, was Sie mir

vertrauensvoll sagen, bei mir wie im Grabe ruht und verschlossen ist. Glauben Sie auch fest, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meine, immer meinte und immer meinen werde; vertrauen Sie mir auch dann, wenn Sie mich nicht gleich verstehen." — Wie mußte es sie trösten, wenn er sie in schwerer, niederbeugender Stimmung, in den mannigfachen Sorgen ihres Lebens mit mildem, liebreichem Zuspruch aufrichtete! Und endlich, wie mußten seine edlen Lehren, die Früchte eines weise und thätig verbrachten Lebens, ihr in die immer noch ringende und einer festen Stütze so sehr bedürftige Seele bringen! Er schrieb ihr ins Herz, daß das wahre Glück nicht in der Schmerzlosigkeit und in einem äußerlich glänzenden Schicksal, sondern vielmehr in der Unabhängigkeit der Seele von äußeren Umständen, in Ergebung und Genügsamkeit bestehe; daß das Leben dem Menschen gegeben sei, um es auf eine Gott wohlgefällige Weise anzuwenden. Er lehrte die Freundin, den Frieden nicht als äußere Gabe von Gott zu erwarten oder gar zu fordern, sondern ihn durch die Anstrengung des eigenen Willens aus sich selbst zu schöpfen. Er betonte immer von neuem, daß die Todessehnsucht, von der Charlotte auch jetzt noch zuweilen heimgesucht wurde, unter keinen Umständen zu billigen sei; das Leben müsse auch unter den schwierigsten Verhältnissen ohne Unmut und Klagen durchkämpft werden. Er schrieb ihr im Hinblick auf diese ihre Schwäche das folgende schöne Wort (Juni 1832): „Es ist ein wichtiges Naturgesetz, das man nicht aus den Augen lassen darf, das der Reife zum Tode. Der Tod ist kein Abschnitt des Daseins, sondern bloß ein Zwischenereignis, ein Übergang aus einer Form des endlichen Wesens in die andere. Beide Zustände, hier und jenseits, hängen also genau zu-

ſammen, ja, ſie ſind unzertrennlich miteinander verbunden, und der erſte Moment des Dort kann ſich nur wahrhaft anſchließen, wenn der des Scheidens von hier, nach der freien Entwickelung des Weſens, wahrhaft der letzte geweſen iſt. Dieſen Moment der Reife zum Tode, oder der Unmöglichkeit hier weiter zu gedeihen, kann keine menſchliche Klugheit berechnen, kein inneres Gefühl anzeigen. Dies zu verſuchen, wäre nur eine eitle Vermeſſenheit menſchlichen Stolzes. Nur Der, welcher das ganze Weſen zu durchſchauen und zu erkennen im ſtande iſt, kann dies, und Ihm die Stunde anheimzuſtellen, und Seiner Beſtimmung auch nicht einmal durch heftige Wünſche entgegen zu kommen, iſt Gebot der Pflicht und der Vernunft.“ Und er fügt hinzu: „Das Erſte und Wichtigſte im Leben iſt, daß man ſich ſelbſt zu beherrſchen ſucht, daß man ſich mit Ruhe dem Unveränderlichen unterwirft und jede Lage, die beglückende wie die unerfreuliche, als etwas anſieht, woraus das innere Weſen und der eigentliche Charakter Stärke ſchöpfen kann. Daraus entſpringt dann die Ergebung, die wenige hinreichend haben, obgleich alle ſie zu haben glauben. Aus der wahren Ergebung, die immer die Zuverſicht mit ſich führt, daß eine unwandelbare, immer gleiche Güte auch die unerwartetſten, widrigſten Geſchicke zu einem heilbringenden Ganzen verknüpft, geht die ernſte, aber heitre Milde in der Anſicht eines auch oft geſtörten und getrübten Lebens hervor.“ — Solche Worte waren Arzenei für Charlottens Seele.

Humboldt hatte, wie kaum ein anderer Menſch, in ſeinem Leben den Segen geiſtiger Thätigkeit empfunden, und er wollte auch die Freundin dieſes Segens teilhaftig machen. Ihm zuliebe ſchrieb ſie einen Abriß ihres Lebens, über den er ſich mit hoher Anerkennung ausgeſprochen

hat — leider ist auch dieses wichtige Dokument verloren gegangen —; er lehrte sie mit sinnigem Blick die Natur betrachten, schlug ihr Bücher zur Lektüre vor und suchte sie in seiner geistvollen Art in den Inhalt derselben einzuführen. Nie wurde er müde, sie anzuregen, über sich selbst und das Leben nachzudenken, sich zu Ideen zu erheben.

Er hatte wohl manchmal einen harten Stand Charlotten gegenüber; ihr Kleinmut, ihr Mangel an Festigkeit und Ruhe nötigten ihn, zuweilen einen imperativen Ton gegen sie anzuschlagen. Außerdem mochte er, der von so manchem unbedachten Schritt Charlottens aus früherer Zeit wußte, besorgen, daß sie infolge des phantastischen Zuges ihrer Natur sich und vielleicht auch ihn, den Freund, einmal in ihm unangenehme Verhältnisse verwickeln möchte. Darum unterließ er es nicht, ihr gelegentlich ganz kategorisch seinen Willen zu sagen und Unterwerfung zu fordern. Aber wie nahm er anderseits auch wieder jede Gelegenheit wahr, durch warm anerkennende Worte ihr Selbstgefühl zu heben. Beispielsweise schrieb er ihr im Jahre 1828, nachdem er ihr die Freude gemacht hatte, sie in ihrem einfachen Heim in Kassel zu besuchen: „Das Dasein, was Sie haben, haben Sie sich selbst, zuerst durch eine charakteristische Wahl, dann durch helle Einsicht, Erfindungskraft und Schönheitssinn, wie durch Nachdenken, Fleiß, Anstrengung und Ausdauer verschafft. Sie dürfen sich selbst darin achten, daß Sie, bei den ehrenvollen unersetzten Vermögens-Verlusten, nun die Kraft hatten, sich nur an sich zu halten, und niemand, wie man wohl sagt, zur Last zu fallen. Sie gewannen so eine Freiheit, die wenigen zu teil wird, und worin jeder Sie ungestört respektieren muß. Was aber

mehr als alles mich mit dem innigsten Interesse erfüllt, ist, daß in dieser so sehr angestrengten Lebensweise Ihr Inneres frei blieb und sich erheben kann."

Einen sonderbaren Eindruck macht Humboldts Bestreben, seinen Verkehr mit Charlotte in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen. Niemals hat er gegen irgend einen seiner Angehörigen Charlottens Existenz, geschweige denn seines Briefwechsels mit ihr, mit einem Worte erwähnt. Er richtete seine Briefe, deren Adressen stets von der Hand eines unbeteiligten, jedenfalls subalternen Menschen geschrieben waren, nicht an die Rätin Diede, sondern ließ sie unter Charlottens Mädchennamen gehen. Die von ihr empfangenen Briefe wurden sorgfältig von ihm vernichtet. Doch nicht genug hieran: auch vor der Freundin liebte er sich mit dem Schleier des Geheimnisvollen zu umgeben. Höchst selten erfüllte er ihre — nur natürliche — Bitte, über sein persönliches Ergehen, seine Umgebung, seine Familie Mitteilung zu machen, und wenn es geschah, waren seine Nachrichten von auffallender Zurückhaltung. Wie rührend ist Charlottens spätere Klage: „Mir war nur sein inneres Sein im Vertrauen hingegeben, und zugleich die Autorität so festgestellt, daß ich nie Fragen wagte, wie ich sie zutraulich Ihnen [der Brief ist an Karl Schulz gerichtet] thue. Das weibliche Gemüt hält alles heilig, und man hätte sehr unrecht, darin indiskrete Wünsche zu sehen. Es gehört zu der Vollständigkeit des geliebten Bildes. Er dachte selbst genau so wie ich und verlangte von mir die kleinsten Details, gestattete mir aber nicht dasselbe Recht." — Ja, er gewährte ihr nicht einmal den sehnlichen Wunsch, sein Bild zu besitzen. Als er sein Ende nahen fühlte, gab er nicht einem seiner Familienglieder, sondern einem

Unbeteiligten, dem Justizsekretär Karl Schulz, einem Bruder seines damals gerade erkrankten Privatsekretärs, den „gegen andere zu verschweigenden" Auftrag, seine Freundin, deren Adresse er ihm mitteilte, von seiner Erkrankung in Kenntnis zu setzen. — Was bewog Humboldt, seinen Verkehr mit der Freundin ängstlich wie ein Staatsgeheimnis zu verbergen? — War es nur eine Grille, eine „Sonderbarkeit eines hohen Charakters", wie Charlotte es nennt? — War es ein Ausfluß seines selten feinen Taktgefühls, das ihm, wie er sagte, nicht erlaube, „über sich und seine Empfindungen für andere mit andern zu reden?" — Hatte man sich von Charlottens Seite eines solchen Maßes von Unbesonnenheit und Indiskretion zu versehen, daß ein derartiger Apparat von Vorsichtsmaßregeln nötig war in einem Verkehr, der vor der ganzen Welt sich rechtfertigen ließ? — Sicher hat das alles mitbestimmend gewirkt, aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der verfeinerte Egoismus des Lebenskünstlers seine Hand hier im Spiel gehabt habe. Er, und er allein wollte den Genuß haben, diese feine, reife Frauenseele, die sich in grenzenloser Hingebung ihm anschmiegte, zu beobachten bis in die geheimsten Falten des Wesens, sie zu leiten, ihr Beichtvater und Seelsorger, Freund und Lehrer zu sein; aber während er sie unmerklich zu völliger Entfaltung reizte, verließ ihn niemals die kühle Sicherheit des Beobachters, und wenn diese reservierte Haltung in Anbetracht des Temperaments seiner Freundin im ganzen geboten war, so hat er sie doch zuweilen dürsten lassen, wo es ihm möglich gewesen wäre, ihren Durst zu stillen. Indessen, was er von seinem Reichtum ihr mitteilte, war unendlich viel mehr, als was er sie entbehren ließ; es war ihr ein wahrer Hort, die

geheime Quelle der Kraft und des Trostes in dem arbeits- und entbehrungsreichen Leben, das sie bis an ihr Ende geführt hat. Trotz aller ihrer Anstrengungen aß sie ein Brot, auf das oft die Thränen verschämter Armut fielen. Sie bewohnte in Kassel ein Gartenhäuschen und lebte dort, zurückgezogen von der Gesellschaft, nur wenigen treuen Freunden zugänglich, ihrer Arbeit; die wenigen Erholungsstunden gehörten der stillen Lektüre, der Einkehr in das eigene Herz und dem Briefwechsel mit dem edlen Freunde, der, wie sie der Schwester einmal schreibt, „Licht und Glanz und Heiterkeit über das ganze innere Leben verbreitet".

Höchst interessant ist es, zu beobachten, wie sich allmählich die Lebensanschauung des Philosophen von Tegel ganz seiner Freundin mitteilte. Davon zeugen am schönsten die Briefe Charlottens an ihre treue Schwester Christine Melm, aus denen einige besonders charakteristische Stellen hier angeführt seien.

„Das weitere, auf wichtigere Dinge gerichtete Nachdenken erscheint mir täglich mehr als das eigentliche Glück des Alters und paßt am besten für die Lebenszeit, die uns den gehofften Aufschlüssen aller Rätsel näher bringt. Dabei verringern sich immer mehr meine Bedürfnisse, wie sich meine Wünsche verlieren, und wenn ich mich abermals der Sklaverei eines Bedürfnisses entzogen habe, habe ich vielleicht ein angenehmeres Gefühl als andere, die Geld gewonnen, um sich unter die größere Herrschaft neuer Bedürfnisse zu schmiegen" (Dezember 1817).

„Solange ich mich fest an den Glauben halten kann, daß alles, was mich traf und trifft, Gottes Wille ist, habe ich Kraft und kann mich über Leben und Schicksal erheben, hoffen, glauben, stärken; sobald ich ein Spiel des

blinden Zufalls bin, ist der Mensch mit Geist und Gefühl das unglückseligste aller Wesen" (Juni 1818).

„Ich staune oft anbetend in den kleinsten Zufällen die unsichtbare Macht an, die die Zufälle leitet. Was uns in diese wohlthätige, Gott ergebene Stimmung bringt, oder sie herbeiführt, ist wohl vor allem die Erkenntnis, daß Freude und Schmerz allgemein so weise verteilt sind, daß jeder einzelne von beiden so viel empfängt, als zu seiner individuellen Entwickelung nötig ist — und am Ende: Selig sind die Leidtragenden, denn sie sollen getröstet werden. Es ist allerdings wahr, manche scheinen unendlichen Prüfungen, ich möchte es lieber Läuterungen nennen, unterworfen zu sein, sie scheinen ohne Ende und durch ihr ganzes Leben an den Schmerz gewiesen, während wieder andere, auch edele, gute Menschen, ohne große Anfechtung bleiben [hier dachte sie gewiß an ihren Freund], da geziemt uns dann wohl nur ein ehrfurchtsvolles Schweigen und das Vertrauen, daß alles zu unserm Besten dient" (März 1824).

„Ich begreife nicht, wie ich den Glauben an die Menschen verlieren könnte, solange ich nicht den Glauben an mich selbst verliere; das ist unmöglich, solange Demut in unserm Herzen ist" (Juni 1818).

„Ich habe erkannt, daß das Glück im Wunsche viel, im Besitz oft gar kein Glück ist und vorübergeht; das Unglück geht auch vorüber, und das ist ein großer Trost, und wohl benutzt läßt es heilsame Spuren in der Seele zurück; meist, wie bei mir, ist es Folge verkehrter Handlungen. Das wahre Glück können wir, richtig geleitet, immer in eigener Brust bauen; zu dieser Erkenntnis bin ich schon lange gekommen" (Oktober 1832). — —

Im Alter vereinsamte Charlotte immer mehr durch

den Tod alter Bekannten und junger, töchterlich geliebter Freundinnen; ihre Kräfte wurden schwächer, aber mehr als das eigene Schicksal bekümmerte sie der Gesundheitszustand des Freundes, der nach dem Tode seiner geliebten Frau (1829) plötzlich zu altern begann. Umsonst suchte er sie über sein Befinden zu täuschen; beunruhigende Zeitungsnachrichten und seine immer undeutlicher werdende Schrift — er brauchte in den letzten Jahren einen vollen Nachmittag zur Abfassung eines Briefes, und schrieb Charlotten dennoch unter den größten Beschwerden monatlich öfter als einmal — verrieten ihr genug.

Dennoch brach sie, als sie durch Schulz die Nachricht vom Tode Humboldts (8. April 1835) erhielt, unter der Wucht des Schmerzes fast zusammen. In ergreifend wahren Worten sprach sich ihr Weh aus. „Mein Schmerz endet nur im eigenen Grabe, und mit jedem neuen Tage erneuert sich das Gefühl meines unendlichen Verlustes, der Öde, worin ich jetzt lebe. Gewöhnt, seit langen Jahren mit allem, was mich bewegte, an dies große, unendlich liebe und treue, weiche Herz zu flüchten, ... kann das Gefühl meines Verlustes nur tiefer und tiefer mich durchdringen. Ich habe Freunde, edel, wahrhaft, treu, liebevoll: aber sie können kein Ersatz sein, und wissen es. Was Gott mir gab, gewährt er selten. Er hat es zurückgenommen. Es fehlt mir nicht an Ergebung — aber, ich bin so arm geworden; ich komme mir vor wie eine Verstorbene." Diese Worte sind an Karl Schulz gerichtet. Es ist rührend, zu sehen, wie Charlotte im Gefühl ihrer Verlassenheit sich an den jungen Mann klammerte, dem Humboldt die letzte Nachricht an sie anvertraut hatte. Es war ihr, als habe der Freund ihn ihr als „eine Art von Vermächtnis" zugewiesen. Sie trat

sofort mit ihm in einen zehn Jahre dauernden brieflichen Verkehr, dem Schulz schwerlich hätte ausweichen können, selbst wenn er gewollt hätte. Zum Glück erwies er sich als ein verständnisvoller, zartsinniger Mensch, der unermüdlich Charlottens Fragen beantwortete, ihr über Lebensgewohnheiten und persönliche Verhältnisse des Verstorbenen, seine hinterlassenen Arbeiten, seine Familie willkommenen Aufschluß gab, der ihr nun auch das heiß ersehnte Bild des Freundes verschaffte, mit dem sie fortan einen pietätvollen Kultus trieb. In der Bestürzung des ersten Schmerzes ließ sie sich hinreißen, an Alexander von Humboldt zu schreiben. Er, der zum erstenmal von ihr hörte, antwortete gütig, berichtete über Wilhelms Krankheit, seine letzten Verfügungen, den Nachlaß seiner Schriften, und forderte Charlotte auf, die Briefe seines Bruders ihm vorzulegen. Dazu konnte sie sich nicht entschließen; und da er vernahm, daß die Korrespondenz einen gelehrten Charakter, wie er ihn vermutet, nicht getragen habe, bestand er nicht weiter auf seinem Wunsche, und sein Interesse an Charlotte erlosch ebenso schnell, wie es infolge der überraschenden Nachricht aufgeflackert war.

Das Glück, dem Freunde bald zu folgen, sollte ihr nicht werden. Ihr anfangs verzweifelter Schmerz verklärte sich im Laufe der Jahre zu wehmütiger Resignation. Ihr bester Trost blieben die „köstlichen Briefe", in die sie sich immer von neuem versenkte, aus denen sie „mit tiefster Bewegung noch immer Erhebung und Erleuchtung" schöpfte. — Leider hatte sich durch des Freundes Tod ihre materielle Lage abermals verschlimmert. Sie hatte gehofft — und ihr Verhältnis zu dem Verstorbenen hatte ihr ein Recht dazu gegeben —, daß er sie in seinen letztwilligen Verfügungen mit einem Legat bedacht haben

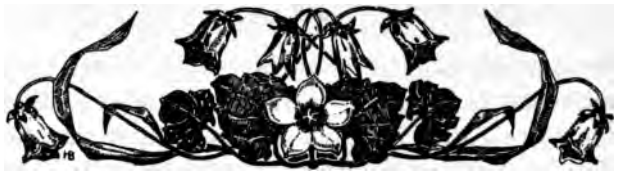
würde. Diese Hoffnung aber hatte Humboldt — es ist nicht aufgeklärt, aus welchen Gründen, aber unedle können es nicht gewesen sein — nicht erfüllt, und so sah sie sich nach seinem Tode wiederum schweren Sorgen ausgesetzt, die durch die Hilfe treuer Verwandten und Freundinnen nur zum Teil gehoben werden konnten. Da wandte sich die Bedrängte unter Vorlegung der Humboldtschen Briefe an Friedrich Wilhelm IV. und dessen Gemahlin mit der Bitte um eine Pension, die ihr von 1844 ab gewährt wurde.

Nun fühlte sie sich ganz geborgen und konnte mit leichterem Herzen ihrem Ende entgegensehen. Ihre letzte und tiefste Herzensangelegenheit war die Bearbeitung und Herausgabe der Briefe W. v. Humboldts, zu der sie sich entschloß in der Überzeugung, daß dieser Schatz mit ihr nicht untergehen dürfe. Alexander v. Humboldt hat nach ihrem Tode die „Briefe an eine Freundin" herausgegeben.

Am 16. Juli 1846, elf Jahre nach dem Abscheiden Humboldts, endete der Tod, den sie so oft herbeigesehnt, das Dasein der vielgeprüften Dulderin. Die Siebenundsiebzigjährige erlag den Folgen eines Sturzes. Im Erbbegräbnis ihrer Freundinnen auf dem neuen Friedhofe zu Kassel fand sie ihre Ruhestätte.

Emma Uhland.

Nach einer im Beſitze des Kaufmanns Herrn Ad. Viſcher in Stuttgart befindlichen Originalphotographie.



Emma Uhland.

Es iſt ein Weib, das erſt gelebt im ſtillen,
Und kund jetzt giebt, wie Zucht und reine Sitte
Und alle Weibestugenden ſie zieren.

Die Thränen, die auch fremdem Aug' entquillen,
Sie ſagen laut, daß die, aus deren Mitte
Sie wird entnommen, eine Welt verlieren.

Dieſe Verſe, Friedrich Rückerts Sonettenkranz „Roſen auf das Grab einer edlen Frau" entnommen, ſang der Dichter der am 18. Juli 1816 verſtorbenen Gattin des Hofrats Piſtorius in Stuttgart, der Mutter Emma Uhlands, nach. Das ſchöne Lob, das dieſes Dichterwort enthält, kann unbedenklich auch der Tochter zuerteilt werden. Auch ſie gehörte zu den Frauen, die, unbeobachtet von den ſcharfen Augen der Welt, in der Stille und Abgeſchloſſenheit des Hauſes und der Familie das heilige Herdfeuer der Sitte und Tugend pflegen und mit unentweihten Händen den Ihrigen das reine Glück bereiten, das nur ein edles Weib zu ſchaffen fähig iſt.

Emma Uhland iſt bei Lebzeiten nicht geprieſen, in weiteren Kreiſen kaum genannt worden, und auch heute, wo ihr wie ihres Gatten Ludwig Leben bereits

der Geschichte angehört, ist wenig von ihr bekannt. Und doch hatte sie hinreichende Veranlassung, in umfassender Weise von sich zu reden, als sie 1865, zuerst nur „für Freunde“ und „als Handschrift gedruckt“, und dann 1874 im Buchhandel „Ludwig Uhlands Leben“*), aufgezeichnet „aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung“, herausgab. Sie hätte wahrlich Veranlassung gehabt, von sich zu reden; denn sie, ihr Sein, ihr stilles Wirken an Uhlands Seite, ihre Liebe, ihre verständnisvolle Teilnahme —: das alles waren Hauptbedingungen für des Dichters Glück und Wohlfahrt. Aber ihre edle Bescheidenheit, der ihres Gatten ebenbürtig, verbot ihr, von ihrer eigenen Persönlichkeit mehr als das Allernotwendigste zu berichten.

Emma wurde als die Tochter des Kaufmanns Vischer am 15. Mai 1799 in dem gewerbreichen Schwarzwaldstädtchen Calw in Württemberg geboren. Bei der Taufe erhielt sie den Namen ihrer Mutter: Emilie; der Kürze wegen wurde sie aber im Elternhause Emma genannt, und ihr späterer Gatte behielt diesen Namen bei.

Nach dem frühen Tode des Vaters wuchs sie mit zwei älteren Geschwistern im Hause des zweiten Gatten ihrer Mutter, des Hofrats Pistorius in Stuttgart auf und verlebte dort eine glückliche Kindheit. Ihre ältere Schwester hatte sich gegen Ende des Jahres 1814 mit Uhlands Freunde, dem Ministerial-Sekretär Roser, verheiratet; durch diesen wurde Uhland, damals Advokat in Stuttgart, in das Pistoriussche Haus eingeführt und lernte die erst fünfzehnjährige Emma kennen. Auch Justinus Kerner verkehrte dort, und als er 1815 besuchsweise

*) Stuttgart. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

in Stuttgart weilte, wurde er mit Uhland zusammen öfter zu Pistorius geladen. „Ob es eine Divination des Dichters war," erzählt Emma selbst, „oder ob Kerner so frühe schon eine keimende Neigung in dem Herzen des Freundes entdeckt hatte, von dieser Zeit entstand die Sage, wohl durch Kerner veranlaßt, Uhland werde sich mit Emma Vischer verloben. Das Gerücht interessierte wohl das noch ganz junge Mädchen, mehr noch interessierten sie die gerade damals herausgekommenen Gedichte Uhlands, die sie bei der Schwester zu lesen bekam; aber — an dem ernsten, stillen Herrn Uhland war doch auch gar nichts von einem Liebhaber zu entdecken!"

Allerdings konnte das Äußere des damals achtundzwanzigjährigen Dichters ein so junges Mädchen wohl kaum fesseln. Abgesehen davon, daß er auf Schönheit ganz und gar keinen Anspruch machen durfte, war auch sein Gesichtsausdruck meist verschlossen und häufig finster. Seine Formen und Gewohnheiten gaben seiner guten und um sein Lebensglück besorgten Mutter manchen Anlaß zum Tadel. „Ich thue zu viel, lege und sage meine Gesinnung offen an den Tag," schrieb sie ihm 1815, „und Du verschließest sie zu viel in Dich, ich gebe gern jedermann zu gute Worte, ohne die Absicht zu schmeicheln, von weitem zu haben, und Du — hast gern, wenn man Dir zuvorkommt. Nicht jedermann ist in näherer Berührung wie wir mit Deiner Denkungsart, wir wissen sie zu würdigen, aber Fremde halten vor Stolz, was nur aus einer gewissen Selbständigkeit und dem Bewußtsein Deiner guten Absicht herrühren mag; aber so kommst Du eben nicht weiter und stoßest an." Besondere Sorge machte ihr der Gedanke, Ludwig möchte Junggesell bleiben, eine Sorge, die durch seine beharrliche Weigerung, sich

um eine Staatsstelle zu bewerben, wach erhalten wurde. „Wirst Du älter, macht einmal ein Mädchen vielleicht eine Verstandsheirat mit Dir, vielleicht ohne viele Neigung, das wolltest Du doch auch nicht. Kommst Du durch Warten ganz ums Heiraten — frage alte Junggesellen, ob ich nicht recht habe, daß sie der Stand im Alter ganz unglücklich macht."

So schrieb ihm die Mutter im Sommer 1816, ohne zu ahnen, daß er schon das Bild der Erkorenen im Herzen trug und sich nur äußerlich mit feinsinniger Verschlossenheit zurückhielt. Denn er konnte zunächst nicht daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen. Uhland war an den württembergischen Verfassungskämpfen jener Jahre stark beteiligt; lebhaft trat er für das Recht des Volkes auf Wiederherstellung der alten Verfassung ein; wie schwer es dem liebevollen Sohne werden mochte, den Wünschen seiner Eltern entgegen zu sein, er war doch fest entschlossen, keinen Staatsdienst im Vaterlande zu suchen oder anzunehmen, solange der König sich weigerte, dem Volke sein Recht zu gewähren.

Ein näherer Verkehr Uhlands mit Emma entspann sich erst nach dem Tode ihrer Mutter im August 1816, der das junge Mädchen in tiefe Trauer versetzte. Es läßt sich über diesen Verkehr wenig sagen. Das einzige bisher veröffentlichte Dokument, das Aufschluß geben könnte, Uhlands Tagebuch*), in seiner kaum zu übertreffenden Knappheit und Zurückhaltung ein treuer Spiegel dessen, der es schrieb, gewährt nur spärlichen Einblick in diesen

*) Uhlands Tagebuch 1810 bis 1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von J. Hartmann. Zweite Auflage. Stuttgart 1898, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Herzensroman. In den ersten Zeiten scheint der beiderseitige Umgang mit dem jungen Roserschen Ehepaar die erwünschte Gelegenheit zum Anknüpfen näherer Beziehungen gegeben zu haben. Das Tagebuch berichtet in seiner aphoristischen Weise von häufigen, zeitweise täglichen Spaziergängen „mit Rosers und Emma" nach Häslach, Gaisburg, Cantstadt und andern Punkten der Stuttgarter Umgegend. Emma vertraut ihm ihren Schmerz über der Mutter Tod an: „Emmas düstere Lebensansicht" lautet eine Stelle. Als die ersten Exemplare des „Herzog Ernst" eintreffen, werden Rosers und Emma damit bedacht. Das ist so ziemlich alles, was wir erfahren. Erst vom Jahre 1818 an treten Notizen auf, die, mag auch ihre Kürze der Phantasie weitesten Spielraum gewähren, doch eine wärmere Annäherung verraten. Am 5. April heißt es: „Erster Spaziergang mit Rosers und Emma nach Häslach", und dann vielsagend: „Händedruck". Am 17. April: „Nachricht, daß sie morgen mit ihrer Schwester nach Calw reise; schwere Herzen". Dann weiß er seine Spaziergänge so zu legen, daß er sowohl den Wegfahrenden, als auch nach einigen Tagen den Heimkehrenden vor dem Calwerthor begegnet. Am folgenden Tage, dem 26. April, seinem Geburtstage, trägt er ein: „Warm. Volle Blüte . . . Mittagessen bei Rosers, Emma. Abends Spaziergang über Barmesreuthe in den Wald mit Rosers und Emma; es ist doch schön auf der Welt; Erklärung, die Weinende. Häslach im Garten. Abendessen bei Rosers mit Emma, der schöne Himmel, bei Tag die schönen Bäume. Nachhausbegleitung, wie es geh', Ihre Achtung bleibt mir." — Die wenigen Worte, in denen das erregte Gefühl ganz elementar den sachlichen Bericht unterbricht, sind für den, der Uhlands karge Art im Ausdruck seiner Empfin-

dungen kennt, ein rührendes Geständnis seiner Liebe. Das „wie es geh'" deutet auf die Schwierigkeit seiner äußeren Lage hin. Denn 1818 war es, wo Uhland, da sich die Aussichten auf Herstellung der Verfassung immer mehr trübten, mit schwerem Herzen den Entschluß faßte, sich außerhalb Württembergs um eine Stelle zu bewerben, und in Basel, Karlsruhe und Frankfurt Schritte that. Emma war in diese Dinge eingeweiht. „Sie lernte begreifen, wenn auch unter manchen inneren Kämpfen," berichtet sie selbst, „daß einem überzeugungstreuen Manne kein Opfer zu groß sein dürfe, daß Uhland schweigen und zuwarten müsse, bis günstigere Umstände für seine Wünsche eintreten würden. Dieses Verständnis konnte in ihr die Hochachtung und Neigung nur vertiefen."

Gelegentlich eines Besuches in Tübingen weihte Uhland nun auch seine Eltern in sein Geheimnis ein. Inniger, herzlicher erschlossen sich die Liebenden einander. Er gewährte ihr Einblick in sein Schaffen, teilte ihr beispielsweise sein Drama „Ludwig der Baier" in der Handschrift mit. Im Frühling 1819 war — nach Emmas Worten — „das lebendige Gefühl des Zusammengehörens in beider Herzen so entschieden geworden," daß Uhland zum 20. Geburtstage der Geliebten folgendes Lied an sie richtete:

Am 15. Mai 1819.

Zu eines Tages Ruhme,
Der uns viel Heil beschied,
Bricht man wohl eine Blume,
Und singt man wohl ein Lied.
Was heißt's, ein Blümchen brechen,
Wo reicher Frühling blüht?
Ein armes Lied zu sprechen,
Wo volle Liebe glüht?

Auf eines Berges Gipfel,
Da möcht' ich mit Dir stehn,
Auf Thäler, Waldeswipfel
Mit Dir herniedersehn.
Da möcht' ich rings Dir zeigen
Die Welt im Frühlingsschein,
Und sprechen: wär's mein eigen,
So wär' es mein und Dein.

In meiner Seele Tiefen,
O sähst Du da hinab,
Wo alle Lieder schliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdest Du erkennen:
Wenn Echtes ich erstrebt
Und mag's auch Dich nicht nennen,
Doch ist's von Dir belebt.

Als im Sommer 1819 nach zweijähriger Unterbrechung die württembergischen Landstände wieder einberufen wurden, ward Uhland vom Oberamt Tübingen zum Vertreter gewählt und begab sich am 11. Juli zur Eröffnung der Ständeversammlung nach Ludwigsburg. Hier traf er mit den ebenfalls zu Abgeordneten gewählten Hofrat Pistorius aus Stuttgart, Emmas Stiefvater, und Dr. Zahn aus Calw, ihrem Vormunde, zusammen, und beide hatten dort die erwünschte Gelegenheit, mit Uhland näher bekannt zu werden. Wenn auch die politischen Ansichten nicht in allen Punkten übereinstimmten, so überzeugten sie sich doch bald, daß die Tochter der teuren Verstorbenen, von dem zweiten Vater wie ein eigenes Kind betrachtet, an der Seite des ernsten Mannes wohlgeborgen sei. Sie lernten seine Charaktertüchtigkeit und seinen edlen Sinn schätzen, und er wurde fortan als Familienglied betrachtet.

Am 16. Januar 1820 feierte das Paar seine öffentliche Verlobung. Sobald es ihm die landständischen Geschäfte erlaubten, führte Uhland die neue Tochter den Eltern in Tübingen zu. Welche Freude mag in seinem Elternhause gewesen sein, mit welchen Empfindungen mag seine Mutter die Braut des geliebten Sohnes an das Herz gedrückt haben! Nun erfüllte sich, was Uhland drei Jahre zuvor aus der Seele seiner Mutter heraus der Gisela seines „Herzog Ernst“ in den Mund gelegt hatte:

Denn wie des Vaters Stolz darin besteht,
Den Sohn gekrönt zu sehn mit Ruhm und Macht,
So ist's der Mutter Wonne, wenn der Sohn
Einhertritt mit der jugendlichen Braut,
Der liebenden, die ihm das Leben schmückt.

Nur einen Tag jedoch verweilte der pflichtgetreue Abgeordnete im Elternhause, wie denn überhaupt sein Bräutigamsstand in eine für ihn sehr drangvolle Zeit fiel. Oft mag Emma sich vergeblich nach dem Geliebten gesehnt haben. Seinen Hochzeitstag, den 29. Juni 1820, mag er selbst beschreiben: „Mein Hochzeittag. Vormittags Besuch bei Emma. Sitzung [in der Abgeordneten-Kammer]. Mittagessen bei Pistorius. Nachmittags Trauung. Pistorius' Garten mit dem Vater, Oncle von Feuerbach, Meyer. Hochzeitschmaus bei Pistorius, Gedicht von Schwab, Nachtmusik.“ Nur das vergißt er zu sagen, daß er, in seiner Gewissenhaftigkeit, sogar nach der Trauung noch einmal auf kurze Zeit in die Sitzung zurückkehrte. Die Trauung fand in der Stuttgarter Hospitalkirche statt. Noch 1850 gedachte der Dreiundsechzigjährige, als er gelegentlich einer Trauung auf der Empore der Kirche stand, mit bewegtem Herzen dieser Stunde. „Ich sah“, schrieb er seiner Gattin,

„in lebendiger Erinnerung auf die Stufen hinab, auf denen einſt auch wir knieten."

Das Hochzeitsgedicht Guſtav Schwabs enthielt folgende Strophen:

Wohl dem, der das errungen,
Was unſer Freund errang,
Dem, wie ihm viel gelungen,
Das Leben auch gelang.

Zum Kranz der Bürgertugend,
Den ihm das Volk verlieh,
Zum Kranz der ew'gen Jugend,
Der ſüßen Poeſie,

Reicht ſie den Kranz der Liebe,
Im Stolz der treuen Bruſt,
Die mit dem ſchönſten Triebe
Zu ſchalten frei gewußt.

Jetzt wird aus ihrem Bilde
Der Dichtkunſt Born genährt;
Jetzt wird von Lieb' und Milde
Das ſtrenge Recht verklärt.

Drum Heil Dir, Paar! am Ziele,
Heil in Dein neues Haus!
Ich weiß, es ſprechen viele
Mit mir den Segen aus ...

* * *

Unter allen Frauen hat das Weib des Künſtlers oft kein neidenswertes Los gezogen.

Dichterfrauen müſſen manches dulden,
Manchen Irrtum, manch' Verſchulden,
Wenn die ſtürmiſchen Gedanken
Niederwerfen fromme Schranken ....

Männer Jugendfreunde, die Frauen Schwestern waren, so bildete sich ein überaus behagliches Familienleben," erzählt Emma. „Auch die Roserschen Kinder gehörten wesentlich dazu, da Uhland viele Liebe zu Kindern hatte. Manchen Soldaten, manche Tiergruppe ließen sie sich von dem freundlichen Onkel malen, während die schon etwas größeren bald die Bilder der Heldensage und die Grimmschen Hausmärchen von ihm bei ihren Besuchen erbaten. Sonntags wurden größere Spaziergänge zusammen unternommen."

Zu den schönsten Lebensgenüssen Uhlands und seiner Frau gehörte der Umgang mit vertrauten Freunden. In Stuttgart waren es außer Rosers Schwab und Schott, mit denen das Ehepaar in geselligen Verkehr trat. Bei den abendlichen Zusammenkünften wurde vorgelesen, die Nibelungen, der arme Heinrich u. a. m.; oder man unterhielt sich durch Aufführung von Charaden oder durch travestierende Darstellung von Balladen. Dann ließ sich Uhland zu humoristischen Rollen bereit finden und ergötzte oft die Gesellschaft durch seine heiteren Einfälle, die so ungesucht und anspruchslos vorgebracht wurden. Später, in Tübingen, gehörten Uhlands einem Professorenkränzchen an, das abwechselnd in den Häusern der Teilnehmer sich versammelte. Der jeweilige Wirt hatte dann, wie Emma berichtet, die Obliegenheit, seinen Gästen neben der leiblichen Nahrung auch geistige Kost durch einen zwanglos gehaltenen Vortrag zu reichen. Auch die Frauen nahmen von Zeit zu Zeit an den Zusammenkünften teil, und dann wurde ein Gegenstand gewählt, der auch für sie Interesse haben konnte; so hielt Uhland über die Maifahrten und über die Tanzwut im Mittelalter ansprechende Vorträge. — Eine liebe Abwechselung gewährte der Besuch auswärtiger Freunde. Karl Mayer aus Waiblingen,

Lenau, Kerner, der edle Freiherr von Laßberg und viele andere liebe Freunde kehrten oft und gern bei ihnen ein. Zahlreiche Gesinnungs- und Strebensgenossen besuchten das gastfreundliche Haus wenigstens auf der Durchreise.

Uhlands tiefste Begabung lag auf dem Gebiete der litterarhistorischen Forschung. Den köstlichen, damals noch wenig bekannten und gewürdigten Schatz der alt- und mitteldeutschen Volkspoesie nach Kräften zu heben und der Gegenwart zu erschließen, betrachtete er als seine Lebensaufgabe. Welch großen Wert er gerade auf diese Studien legte, möge folgendes Wort von ihm bezeugen: „Der Litteratur und der Geschichte des deutschen Volkes galt mein Studium von meiner frühen Jugend an. Meine eigenen Gedichte sind in der Liebe zu ihm gewurzelt, und nur als einen Teil der deutschen Litteratur möchte ich sie angesehen wissen. Auch meine dramatischen Stücke sind daraus hervorgegangen. Wer sich nicht mit meinen Studien befaßt, kann nicht über mich schreiben." Eine der wichtigsten Arbeiten auf diesem Felde war seine Volksliedersammlung, die 1844 bei Cotta herausgegeben wurde, und an deren Vervollständigung der Dichter Zeit seines Lebens gearbeitet hat. Um dieses gewaltige Werk zu vollenden, bedurfte es des Durchforschens zahlreicher öffentlichen und privaten Bibliotheken des In- und Auslandes. Alljährlich fast hat Uhland zu diesem Zweck größere oder kleinere Reisen in die verschiedensten Gegenden des Vaterlandes unternommen. Oft durfte Emma ihren Mann begleiten. Welche Freude mußte es für Uhland sein, dessen Wesen so tief in der Natur wurzelte, seiner Frau die schönsten Gegenden des geliebten deutschen Landes zu zeigen; welcher Genuß für Emma, die Welt durch seine Augen betrachten zu lernen. Wohl viermal haben

sie miteinander die Schweiz durchstreift; auf tagelangen Wasserfahrten auf einer Rheinjacht — von Dampfschiffen, die heute in rasender Geschwindigkeit die Reisenden strom=auf und =ab tragen, war damals noch keine Rede — sahen sie im alten deutschen Strom die alten deutschen Burgen sich spiegeln; an Uhlands Seite bewunderte Emma die Großartigkeit der bayrischen Alpenwelt, die Kunstschätze Münchens; auf seinen treuen Arm gestützt, ließ sie von der Plattform des Straßburger Münsters ihre Augen über das reiche, fruchtbare Land schweifen.

Eine der weitesten Reisen, die Uhlands zusammen unternahmen, richtete sich 1842 nach Norddeutschland und wurde bis Kopenhagen ausgedehnt. Die Reise berührte Düsseldorf, Bremen, Hamburg und Kiel; hier wurde dem Dichter zu Ehren im nahen Seebad Düsternbrook ein großes Fest veranstaltet, auf dem man ihn mehr feierte, als seinem bescheidenen Sinne lieb war. Auf der Rückreise wurde ihm auf dem altertümlichen Marktplatz von Lübeck unter Fackelschein ein Ständchen und Hoch gebracht. Seiner Frau werden diese Huldigungen, die bewiesen, welches Maß von Liebe und Verehrung dem Dichter und Gelehrten auch fern von der Heimat entgegengebracht wurde, freudige Genugthuung bereitet haben. Auch auf seinen stillen Studienreisen begleitete Emma ihren Mann; es kam wohl vor, daß das Ehepaar tagelang in der Verborgenheit eines einsamen alten Schlosses weilte, Uhland eifrig mit dem Abschreiben aus vergilbten Urkunden beschäftigt: so ungern vermißte er die teilnehmende Gegenwart seiner Frau. Mußte er einmal allein reisen, so schickte er ihr, trotz seiner Unlust am Briefschreiben, und wie sehr seine Zeit durch Studien und Einladungen in Anspruch genommen war, lange Berichte; mit herzlichen

Worten erbat er dann Nachrichten von ihr, aus deren Briefen „Heimatluft ihn anwehe". „Mein inniges Verlangen", schrieb er 1838 aus Wien, „ist, bald wieder bei Dir, Liebste, zu sein und noch einige Wochen mit Dir und unseren lieben Pfleglingen in der ländlichen Stille unseres Hauses und Gartens vor dem herannahenden Landtage verleben zu können."

Das Haus, das Heim war der Boden, auf dem Uhlands und seiner Emma reichstes Glück erblühte. 1836 bezogen sie ein neugekauftes Haus in Uhlands Vaterstadt Tübingen. Es stand an der Neckarbrücke, ein stattlicher Bau mit vorgemauerter Terrasse und wohnlichem Erdgeschoß; es war mit großen ionischen Pfeilern geschmückt, hell getüncht und hatte grüne Läden. Hinter dem Hause stieg sofort hoch und steil der Österberg hinan, der einen weiten Ausblick über das Neckarthal gewährte. Mit welchem Behagen führten Uhlands ihre Freunde und Gäste in den Garten und zeigten ihnen von der obersten Terrasse die schöne Landschaft. „Bei mancher frohen Weinlese versammelten sich die Tübinger Freunde mit ihren Kindern dort oben, da ein Teil des Berges mit Reben bepflanzt war," erzählt Emma. „Uhland war dann ein recht heiterer Wirt, hatte meistens zwei Kinder der Gäste an den Händen, aus liebreicher Sorge für sie, und abends half er eifrig beim Abbrennen des Feuerwerks. Aber auch allein war er sehr gern oben, in seine Arbeiten vertieft." — Der Garten war dem Naturfreunde ein Gegenstand beständiger Freude; namentlich interessierte er sich für seine Bäume. Es war ihm und seiner Frau eine ergötzliche Beschäftigung, nicht gar zu hohe Bäume zusammen abzuernten, obgleich er wegen seiner Kurzsichtigkeit häufig dabei das Glas zum Auge führen mußte.

Wie reich gesegnet die Uhlandsche Ehe war, es fehlte ein wesentliches Stück, um ihr Glück vollkommen zu machen —: der Besitz eigener Kinder. Das war sicher eine schmerzliche Prüfung für ihr kinderliebes Gemüt. Freilich ist ihnen auch hieraus Segen erwachsen. Denn daß sie sich so innig aneinander schlossen, so geradezu ineinander aufgingen, ist sicher auch auf diesen Umstand zurückzuführen.

War ihnen also das Elternglück versagt, so mochten sie auf die Dauer doch nicht ohne beständigen Umgang mit der Jugend leben. Darum nahmen sie 1834 einen Knaben von fünf Jahren, den Sohn eines früh verstorbenen würdigen Geistlichen, an Kindesstatt an. Der kleine Wilhelm Steudel wuchs gesund und fröhlich heran und vergalt Liebe mit Liebe, ohne seiner Mutter und seinen Geschwistern fremd zu werden. Uhland folgte bei seiner Erziehung dem Beispiel seiner eigenen Eltern und ließ den Knaben sich frei entwickeln, dem guten Grunde vertrauend, den Wilhelms Eltern früh schon gelegt hatten. In der That, wer neben Uhland und seiner Gattin aufwachsen durfte, ihren religiösen Sinn, ihre Liebe zu den Mitmenschen, ihre Seelenreinheit, Wahrhaftigkeit und ihren rastlosen Fleiß täglich vor Augen hatte, brauchte nicht viel in Worte gefaßte Lehren. — Außer diesem Pflegesohne hatten Uhlands, seitdem sie in Tübingen wohnten, fast immer den einen oder den andern jungen Anverwandten zu Tische, wohl auch, solange die Studienzeit währte, im Hause, und alle diese jungen Leute gewannen den „Onkel Uhland" und die „Tante Emma" von Herzen lieb. So nahmen Uhlands 1849 ihren Neffen Ludwig Meyer, der seine Eltern — seine Mutter war Uhlands einzige Schwester — verloren hatte, liebe-

voll auf. Ludwig studierte die Rechtswissenschaft, Wilhelm Steudel Medizin. Die jungen Leute brachten Leben in das stille Haus und unterhielten die Verbindung mit der Außenwelt.

Wohl war Uhlands Leben reich an Erfolgen, wie treuer Fleiß und Beharrlichkeit sie erringen; es ist ihm wirklich, wie Schwab sang, „viel gelungen". Doch auch trübe, bittere Erfahrungen sind ihm nicht fremd geblieben. Er kannte in gewissen Punkten keine Halbheit, kein schwächliches Paktieren. Sein strenges Rechtsbewußtsein, seine unbedingte Wahrhaftigkeit brachten ihn manchmal in schroffen Gegensatz zu dem, was das Gros der Menschheit für richtig oder wenigstens für klug hält, zum Konventionellen. Emma hatte ihn schon von dieser Seite kennen gelernt, als er noch ihr heimlich Verlobter war. Damals, als er sich Jahre hindurch standhaft weigerte, vor Herstellung der Verfassung in württembergischen Staatsdienst zu treten, war in dem jungen Mädchen das Verständnis für Mannesadel und Überzeugungstreue aufgedämmert, und dieses Verständnis war die Grundlage der Achtung geworden, die Emma Zeit ihres Lebens mit Uhland verband.

Manche Ereignisse der späteren Zeit konnten diese Achtung nur verstärken. Es mag hier nur eins dieser Ereignisse mitgeteilt werden, um zu zeigen, daß es auch im Dasein dieser gottbegnadeten Menschen neben dem Licht Schatten, neben der Freude Kümmernis gab.

Von jeher hatte Uhland seinen litterarhistorischen Studien die bestimmte Richtung auf eine akademische Thätigkeit gegeben, für die er immer Vorliebe gehegt und zu der ihm das Vertrauen, das er in gelehrten Angelegenheiten allgemein genoß, „einigen Aufruf", wie er selbst schreibt,

zu geben schien. Aber seine von dem Senate der Universität Tübingen unterstützte Bewerbung wurde länger als anderthalb Jahre unberücksichtigt gelassen; die Regierung hatte keine Lust, den freisinnigen Abgeordneten in den Staatsdienst zu berufen. Endlich, nachdem der Senat nochmals auf die Besetzung der vakanten Lehrstelle für deutsche Litteratur angetragen und abermals Uhland in Vorschlag gebracht hatte, wurde er am Schlusse des Jahres 1829 zum außerordentlichen Professor ernannt. Voll Freude siedelten Uhlands im nächsten Frühling nach Tübingen über, und der neuernannte Professor begann seine Vorlesungen mit größtem Erfolge. Leider währte diese Thätigkeit nur bis in den Sommer des Jahres 1832. Damals wurde Uhland wiederum zum Abgeordneten für Stuttgart in die Ständekammer gewählt und ließ sich aus wichtigen politischen Gründen bewegen, die Wahl anzunehmen. Sein entschiedenes Eintreten für die Freiheit der Kammer und die verfassungsmäßige Unverantwortlichkeit des einzelnen Mitgliedes derselben zog ihm den Unwillen der Regierung zu, und als er nach Auflösung der Kammer von neuem gewählt wurde, versagte ihm die Behörde mit scharfen Worten die Genehmigung zum Eintritt, deren er als Staatsdiener bedurfte. Die Ehre gebot Uhland, sofort seine Entlassung aus dem ihm teuern Amte zu fordern. Er brachte damit seiner Überzeugung ein schweres Opfer. Oft hat er das akademische Lehramt, das ihm durch den Umgang mit Kollegen und Zuhörern Anregung für seine eigenen Arbeiten brachte, zu dem er durch Anlage und Neigung berufen war und in dem er sicher Großes geleistet und Segen gestiftet hätte, später schmerzlich vermißt. Auch seine Frau wird tief beklagt haben, daß diese Wirksamkeit, in der sie ihren Gatten zufrieden

und glücklich sah, ein so frühes Ende finden mußte, zumal ihr bekannt war, daß trotz seiner tiefen Einsicht in die Staats- und Rechtskunde die Politik ihn nie ganz befriedigen konnte. Um so höher mußte sie es ihm anrechnen, daß er auch in diesem Falle sich selber treu geblieben war.

Mit der ihm eigenen peinlichen Gewissenhaftigkeit unterzog er sich hinfort seiner patriotischen Pflicht. Während all' der Jahre seiner Landstandschaft hat er nur eine einzige Sitzung versäumt. Erleichtert wurde ihm die beständige Anwesenheit in Stuttgart — er war mit Unterbrechungen von 1833—1838 als Abgeordneter thätig — dadurch, daß seine Frau während der Landtagssessionen seinen Aufenthalt teilte. Sogar den Pflegesohn und ein geliebtes Töchterchen der verstorbenen Schwester wollte er um sich haben und ließ sie nach Stuttgart nachkommen.

Wie Emma mit vollster Hingabe und glücklichem Verständnis an den Interessen ihres Mannes teilnahm, beweisen einige neuerdings mitgeteilte Bruchstücke aus ihrem noch unveröffentlichten Tagebuche*), das sie 30 Jahre lang geführt hat. Die Auszüge beziehen sich auf die verhängnisvollen Jahre 1848 und 49, in deren Wirren auch Uhland tief verstrickt wurde. „Welche Zeit der Aufregung!" schrieb Emma am 6. März 1848. „Wenn mein Uhland in der Adresse, zu der er aufgefordert wurde, sagt: ein Sturm ist in unsere Zeit gefahren, so ist dies wahr bis in das Innerste unseres stillen Hauswesens. Wie ist er, der sonst so gerne sich in seine Studien vertieft, nun hingenommen durch die gewaltigen Zeitverhält-

*) Emilie Uhland. Ein Gedenkblatt zu ihrem hundertsten Geburtstag, 15. Mai 1899. Von J. Hartmann. Gartenlaube, Jahrg. 1899, Nr. 18.

nisse! Menschen und Dinge dringen auf ihn ein und ziehen ihn aufs neue in die Kreise des öffentlichen Lebens. Geht es doch auch mir kaum anders, freilich leisten kann ich nichts, aber erregt und hingenommen durch die sich stündlich drängenden Ereignisse bin auch ich.“ — Am 27. März reiste Uhland im Auftrage des Königs nach Frankfurt als einer der siebzehn liberalen Vertrauensmänner, denen die schwierige Aufgabe des Entwurfes einer Reichsverfassung übertragen wurde. Mit schwerem Herzen hatte seine Frau ihn ziehen lassen. Charakteristisch für ihr beiderseitiges Verhältnis ist folgender Brief, den sie ihm bald nachsandte:

„Lieber Uhland!

Frau Professor Ewald, die morgen nach Darmstadt abreist, will die Güte haben, mir etwas für Dich mitzunehmen. Da ich nun dieser Tage zu meinem Leidwesen gesehen, daß ich Dir, statt einem seidenen Halstuch, ein älteres eingepackt habe, so erhältst Du nun auf diesem Wege das neue. Am liebsten hätte ich mich selbst von ihr mitnehmen lassen, um zu sehen, wie es Dir, Geliebter, geht. Meine Gedanken sind immer bei Dir und Eurem schwierigen Werke.

Könnte ich Dich nur auch eine Stunde sprechen hören. Die verschiedenen Ansichten, die die Zeitungen aussprechen, ohne daß ich ihnen eine eigene Ansicht entgegenzusetzen habe, machen mir immer banger und banger für die Sache, an deren Lösung zu arbeiten Du berufen bist ....

In unserem Garten regt sich alles, Du würdest Dich freuen über die mancherlei Frühlingsblumen, gestern habe ich fast den ganzen Tag oben zugebracht. Auch die Nächte sind gegenwärtig so schön und sternhell. Der Blick zum

Firmament hat doch etwas recht Beruhigendes und Tröstendes. Der die Sternenheere in ihren Pfaden lenkt, wird auch die Erdengeschicke in seiner festen und weisen Hand halten und leiten. Wenn Du nach Deiner lieben Gewohnheit vor Schlafengehen zum Himmel aufblickst, dann denke auch an mich, wie ich an Dich denke.

Wie freue ich mich auf einen Brief von Dir, lasse ihn womöglich auch etwas lang ausfallen! Da von Deinen Stuttgarter Freunden mehrere in Frankfurt gewesen sind, so wirst Du wohl auch einen Entschluß wegen des Eintritts in die Kammer haben aussprechen müssen; vergiß doch ja nicht, mir auch hierüber in Deinem nächsten Briefe Nachricht zu geben.

Es vergeht keine Stunde, in der ich Dir nicht etwas sagen oder Dich um etwas fragen möchte."

Nach einigen Nachrichten aus Tübingen schließt der Brief:

„Gott sei mit Dir, lieber Mann, und gebe Segen zu Eurem Geschäft."

Sobald Uhland erkannte, daß sein Aufenthalt sich auf Monate ausdehnen würde, bat er Emma, nachzukommen. „Wenn Du gern meine Mitteilungen hörtest," heißt es in dem betr. Briefe, „so vermisse ich gewiß nicht minder, Dich zur Vertrauten meiner täglichen Erfahrungen zu haben"; und er schloß mit dem schönen Wort: „Laß uns ungebeugt zusammen durch die ernste Zeit gehen." Wie gern folgte Emma seiner Aufforderung! — „Seit 8 Tagen bin auch ich in Frankfurt," heißt es unter dem 19. April in ihrem Tagebuch. „Ich war recht innig froh, als Uhland mich zu sich beschied, denn so schwer wie diesmal wurde mir die Trennung von ihm noch nie. Wenn er sonst allein auf Reisen war, wußte ich ihn zu-

frieden im Verfolgen seiner friedlichen litterarischen Zwecke, und das tröstete mich; diesmal aber wußte ich ihn im Streit und Drang des öffentlichen Lebens, da verlangte mich bei ihm zu sein. Nachdem wir hier in Frankfurt noch einige Tage bei Frau Mappes gewohnt hatten, haben wir eine kleine Mietswohnung (Kleine Hochstraße 6) bezogen. Es ist dabei nicht ganz ohne Selbstüberwindung von meiner Seite abgegangen. Ich hätte eine in einer lebhafteren Straße und mit etwas eleganterer Einrichtung vorgezogen, Uhland dagegen wünschte mehr die jetzt bezogene, da er sich nach Stille sehnte; auch ist ihm der Mangel aller Eleganz nicht fühlbar, da er für den äußeren Schein gar keinen Sinn hat" ... „Wie sich alles noch gestalten wird!" schließt sie, den Blick wieder auf das schwierige Werk lenkend, die Eintragung. „Die neue Zeit will mir immer noch wie ein Traum erscheinen. Daß Männer aus dem Volk und nicht die alten Machthaber die Staatszügel führen sollen, ist für uns lenksame Deutsche eine so neue Erscheinung!"

Am 18. Mai, dem Tage der Eröffnung des Parlaments, sah sie unter feierlichem Glockengeläute die gewählten Volksvertreter in die Paulskirche ziehen, ihren Uhland unter ihnen. Dann hat sie in den folgenden Monaten auf der Empore mancher Sitzung beigewohnt, hat mit bewegtem Herzen den heißen Redekämpfen gelauscht, hat mit bangender Seele erleben müssen, daß die Nationalversammlung, der, wie Uhland sagt, „die Offiziere fehlten", ihrer hohen Aufgabe von Tag zu Tag sich weniger gewachsen zeigte, wie das so hoffnungsreich und imposant begonnene Werk jämmerlich in Trümmer sank. Ihr tiefster Kummer war, daß Uhland seiner Überzeugung gemäß oft mit den Mitgliedern der äußersten

Linken zusammenstehen und stimmen mußte, mit Männern, die offen auf revolutionäre Diktatur hindrängten. „Armer Uhland," schreibt sie, „wie hast du vergeblich zu kämpfen und dabei die Unlust, daß so viele deiner Mitstreiter deiner nicht wert sind! Es betrübt mich oft ganz, daß er und die äußerste Linke, die mir ihrem Wesen nach so ganz mißfällt, weil sie mir so oft roh und knabenhaft, ohne Wahrhaftigkeit und ohne echte Vaterlandsliebe erscheint, zusammen genannt werden . . . Doch auch dieses Zusammensein mit manchem Unkraut, manchem weniger lauteren Charakter, ist ein Opfer, das nun einmal Uhlands politische Überzeugung von ihm fordert." Die Verhandlungen über die Reichsverfassung zogen sich in das Jahr 49 hinein. Der Mai kam heran, und noch waren Uhlands in Frankfurt. Da schrieb Emma an ihrem Geburtstage (15. Mai): „Heute bin ich 50 Jahre alt! Wie viel Güte und Barmherzigkeit hat mir Gott in diesem langen Leben erzeigt! Ich stehe beschämt und weiß mich nicht wert . . . Durch treue Liebe beglückt, im Besitz einer noch frischen Seelen- und Körperkraft, durch äußere Umstände nicht gedrückt, mit den Mitteln, mir und andern Freude zu machen, gesegnet, fühle ich mich meines Loses so unwürdig . . . Um mich her ist es desto sorgenvoller und trüber und oft will mir bange werden für das geliebte Haupt, in dem mein Glück beruht. Gott schütze den besten Mann und zeige ihm den richtigen Weg in den schweren Entscheidungen, die er mit zu beschließen hat!" — Indessen noch war das Maß ihrer Sorgen nicht voll. Nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen schieden in wachsender Anzahl die gemäßigten Mitglieder, teils freiwillig, teils von ihren Regierungen abberufen, aus; zuletzt hatte die Linke allein das Feld,

die nun ohne Verhüllung das deutsche Volk zur allgemeinen Revolution aufforderte. Was half es, daß die Stimmen Uhlands, der nicht fahnenflüchtig hatte sein wollen, und weniger Gesinnungsgenossen zur Mäßigung und Ruhe mahnten? Der Verfall des Parlaments war unabwendbar. Anfang Juni verlegte es seinen Sitz nach Stuttgart, wo es wenige Tage darauf durch Militär aufgelöst wurde. „Heute wurde nun doch der Schlag auf die Nationalversammlung geführt," schrieb Emma am 18. Juni. „Mein Uhland wollte diesem letzten tragischen Akt sich nicht entziehen . . . So endete die erste Nationalversammlung der Deutschen. Sie fiel durch eigene und fremde Schuld, durch Mangel an Mut der einen Hälfte, durch Leichtsinn und Übermut der andern."

So harrte Emma in Sturm und Drang bei ihrem Gatten aus, in unerschütterlichem Vertrauen auf die antike Größe seiner Gesinnung, die ihn in der Politik wohl zum unpraktischen Ideologen machen, nimmer aber einen Schritt von der Bahn des Rechtes abdrängen konnte. — Nach 1850 zog sich der alternde Uhland immer mehr aus dem öffentlichen Leben zurück. Mit ganzer Seele wendete er sich wieder seinen Studien und Forschungen zu, aus denen er nach so herben Enttäuschungen Freude und Erquickung schöpfte. — Inzwischen machten sich die beiden Pflegesöhne selbständig: Wilhelm Steudel ließ sich als Arzt in Böblingen, Ludwig Meyer als Rechtskonsulent in Reutlingen nieder. Bald erfolgte ihre Verehelichung, das Aufblühen lieber Enkelchen brachte neues Leben in das Uhlandsche Haus.

Mit zunehmendem Alter trat der angeborene Lebensernst bei Uhland schärfer hervor; die Zeitereignisse waren auch nicht der Art, daß ein deutschgesinnter Mann Freude

daran haben konnte. Dazu kam, daß viele seiner Freunde, die ihm seit den Jugendtagen nahe gestanden hatten, vor ihm ins Grab sanken. Der treue Schwab war schon 1850 geschieden; später folgten Wilhelm Grimm, Baron von Laßberg, sein Schwager Roser und sein Herzbruder Kerner. Mehr und mehr fühlte er sich vereinsamt, immer inniger schloß er sich an die treue Gefährtin an. Ohne ihre liebende Gegenwart war ihm das Haus verödet.

Im Frühjahr 1862 fing er an zu kränkeln. Eine Badekur in Jagstfeld bei Heilbronn, wo der Pflegesohn Badearzt war, brachte keine Heilung; seine körperliche Schwäche nahm nur zu. In hoffnungslosem Zustande wurde der Greis im Herbst nach Tübingen zurückgebracht. Die Seinigen konnten sich nicht verhehlen, daß sein Lebenstag sich neige. Wenn seine Frau ihn tröstete, er könne mit Gottes Hilfe wohl genesen, erwiderte er freundlich: „Und wenn Gott es anders fügt, so schicke ich mich auch darein, wenn ich auch gern noch bei dir geblieben, gern noch gearbeitet hätte.“ — „Nur Ruhe, nur Stille und Du zur Pflege!“ war sein Verlangen. Wie sehr auch seine Geisteskraft geschwächt wurde, sein liebreiches Gemüt, sein Zartsinn blieben bis zur letzten Stunde. Am 13. November 1862 verschied er.

Noch einige Jahre verweilte seine Witwe in dem Hause, wo sie an Uhlands Seite so über alle Maßen glücklich gewesen war. Als ihr dann später die Räume zu einsam wurden, zog sie 1871 nach Stuttgart zu ihren Verwandten. In ihren alten Tagen, die leider von den Beschwerden des Greisentums arg getrübt waren, wurde sie von einer Tochter des Dichters Karl Mayer treu gepflegt. Neunzehn Jahre hat Emma ihren Uhland über-

lebt. Am 5. Juni 1881 ist sie, zweiundachtzig Jahre alt, zu Stuttgart gestorben.

In ihrem Buche „Ludwig Uhlands Leben" hat sie nicht nur ihrem Manne, sondern auch sich selbst ein schönes Denkmal gesetzt: das Denkmal echter Gattenliebe und -Treue.

Kathi Fröhlich.

Nach Originalphotographie des im Besitze des Historischen Museums der Stadt Wien befindlichen Miniaturgemäldes von Daffinger.

Kathi Fröhlich.

Franz Grillparzer war mit dreißig Jahren ein berühmter Dichter. Seine Erstlingsdramen „Die Ahnfrau", „Sappho" und „Das goldene Vließ" hatten bei ihrer Aufführung im Wiener Hofburgtheater gewaltiges Aufsehen erregt, das in einem lebhaften litterarischen Streite österreichischer und deutscher Journale fortzitterte. Der junge Poet wurde zum besoldeten Theaterdichter des Burgtheaters ernannt; in allen Schichten der Gesellschaft regte sich die günstigste Stimmung für ihn; Metternich beschied ihn zu sich und behandelte ihn aufs liebenswürdigste. Zudem war Grillparzer damals — wie das der fünften Ausgabe seiner gesammelten Werke*) vorgesetzte Jugendporträt, sowie das im Jahre 1826 von Schmeller für Goethes Album gezeichnete Bildnis wohl ahnen lassen — eine gewinnende, interessante Persönlichkeit. „Er war nicht hübsch zu nennen," sagt Karoline Pichler in einer Schilderung aus jener Zeit, „aber eine schlanke Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne blaue Augen, die über die blassen Züge Geistestiefe und Güte

*) Grillparzers sämtliche Werke. Fünfte Ausgabe in zwanzig Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von August Sauer. Stuttgart. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

verbreiteten, und eine Fülle dunkelblonder Locken machten ihn zu einer Erscheinung, die man gewiß nicht so leicht vergaß.“ Schon damals ließ sein Wesen eine gewisse Herbheit und Verschlossenheit, eine Folge unglücklicher Beanlagung und trauriger Familienereignisse, durchschimmern. Im gesellschaftlichen Verkehr rühmte man das Gehaltvolle und Natürliche seines Gespräches, das wahrhaft Bescheidene seines Auftretens. So ist es begreiflich, daß sich dem jungen Manne die vornehmen Wiener Kreise gern öffneten, ja, daß er bald ein vielumworbenes Schoßkind der Gesellschaft wurde.

Gegen Ende des Winters 1820/21 lernte der Dichter im Salon des Banquiers Geymüller ein Mädchen kennen, das alle Frauen, die bereits sein Herz beschäftigt hatten, tief in den Schatten stellte: Kathi Fröhlich. In einem Briefe an einen Jugendfreund hat Grillparzer damals seine erste Begegnung mit Kathi folgendermaßen geschildert:

„Bei einer musikalischen Mittagsunterhaltung (im Geymüllerschen Salon) sehe ich auf einmal eine unruhige Bewegung entstehen. Ein Musikstück soll aufgeführt werden, bei dem auf die Mitwirkung jener gesangreichen Geschwister [der vier Schwestern Fröhlich] gerechnet ist, und sie selber sind nicht da. Fragen, Unruhe, Bewegung, komische Verzweiflung des Hausherrn! Endlich schellt die Glocke an der Hausthüre, man drängt sich zum Eingang und — sie sind's! sie sind's! erschallt es von allen Seiten den Eintretenden entgegen, die lachend über die verursachte Verlegenheit sogleich Tücher und Hüte ablegen und sich mit der Gleichgültigkeit der Gewohnheit über ihre Musikparte hermachen. Drei von ihnen kenne ich [aus einem früheren gelegentlichen Zusammentreffen], aber wer ist jene

vierte in der Mitte der anderen, über sie hervorragend an Gestalt und durch eine gewisse Sicherheit des Benehmens, in rotem Kleid, mit dem geringelten schwarzbraunen Haar? Jene — mit den Augen, hätte ich bald gesagt; denn es war, als hätte niemand Augen als sie, und als wäre sie selbst nur da in ihren Augen, so blitzten die dunkelbraunen Bälle, scharffassend, leicht beweglich, alles bemerkend, jede Bewegung, jedes Wort einträchtig begleitend. Sie setzte sich gleich nach dem Eintreten in dem Vorsaale, in dem sich die männlichen Zuhörer befanden, rechts und links Bekannte grüßend und wohl auch eine zum Willkomm dargebotene Hand nach Männerart fassend, aufs Sofa nieder und fing nun an, den auf sie Eindringenden unter Lachen und — so zu sagen — mit obligater Begleitung der herumschießenden, dunkel rollenden Augen die Ursachen der Verspätung auseinanderzusetzen, bis die Schwestern im Nebenzimmer zu singen anfingen, und sie sich selbst, ein wenig im Ton und in der Gebärde des Schulknabenjuxes, Schweigen auferlegte. Die Ungebundenheit des Mädchens mit den schönen Augen, wenn auch fern von aller Unbescheidenheit, konnte mir nicht eigentlich gefallen, obgleich ich einen gewissen Reiz in dem allen mir nicht ableugnen konnte. Ich begnügte mich, öfter nach ihr hinzusehen, wie nach einem eher merkwürdigen als ansprechenden Gegenstande; sprach jedoch nicht mit ihr, selbst dann nicht, als ich später mit ihren älteren Schwestern redete, die ich über ihren Gesang lobte, und die mich lebhaft zu einem Besuche aufforderten, bei dem sie mir allerlei neue Musikstücke hören zu lassen versprachen."

Die Schwestern Fröhlich, mit denen Grillparzer nun in Beziehung trat, gehörten einer ursprünglich wohl-

habenden Wiener Bürgerfamilie an, deren Verhältnisse aber zurückgegangen waren. Von Natur sämtlich künstlerisch beanlagt, hatten sie sich resolut auf eigene Füße gestellt. Die älteste und die jüngste, Anna und Josephine, im Familienkreise Netti und Pepi genannt, waren gefeierte Sängerinnen; Josephine betrat die Bühne als Opernsängerin, unternahm ausgedehnte Kunstreisen in Deutschland, Dänemark und Italien und widmete sich später dem Gesangunterrichte, den sie, ganz von der Weihe der Kunst erfüllt, vielen ihrer Zöglinge unentgeltlich erteilte. Schubert hat manches Lied für die Schwestern komponiert. Die zweitälteste, Barbara (Betty), verheiratet mit dem Kanzlisten der allgemeinen Hofkammer und Professor am Wiener Konservatorium Ferdinand Bogner, war eine geschätzte Blumen- und Porträtmalerin. Katharina stand, als Grillparzer sie kennen lernte, im Begriff, sich für das Schauspiel auszubilden — ein Plan, dessen Ausführung nur Grillparzers eifersüchtige Laune hintertrieben hat. Doch auch Betty und Kathi waren in hohem Grade musikalisch begabt. „Die Schwestern Fröhlich bedeuten für uns", sagt A. Sauer, „die höchste Blüte des edlen künstlerischen Dilettantismus in den bürgerlichen Kreisen Wiens. Sie sind von den Tönen Schuberts umrauscht, wie von den Versen Grillparzers. Sie sind mit der aufstrebenden Gesangskunst in Wien untrennbar verknüpft. Ja, die Schwestern Fröhlich waren eine musikalische Macht, deren Ansehen über die Grenzen von Wien hinausreichte." —

Kathi, am 10. Juni 1800 geboren, fast zehn Jahre jünger als Grillparzer, war unstreitig die Schönste unter den Schwestern. Alle Zeitgenossen sind voll des Lobes über die Anmut und den Adel ihrer Erscheinung.

Schon als Kind zeichnete sie sich durch Liebreiz aus; es wird berichtet, bei einer Begegnung habe Kaiser Franz wohlgefällig ihr dunkles Lockenköpfchen gestreichelt. In seinem Drama „König Ottokars Glück und Ende", das bald nach seiner Bekanntschaft mit den Fröhlichs entstand, hat Grillparzer diese Episode in einer reizenden kleinen Scene verewigt: unter der Volksmenge, die sich heranbrängt, Kaiser Rudolf zu sehen, wird auch „Katharina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien" erwähnt, die der leutselige Fürst mit den Worten anspricht:

Ei was ist sie hübsch!
Wie fromm sie aus den braunen Augen blickt
Und schelmisch doch. Zierst du dich auch schon, Kröte? —

Nur in einer Zeit ungetrübten Glückes konnte der Mann, der für gewöhnlich sein Innenleben aufs sorgfältigste den Augen der Menge verbarg, diese Zeilen seinem Drama einfügen. Und eine Zeit ungetrübten, reinen Glückes war es, die jener ersten Begegnung mit Kathi im Geymüllerschen Salon folgte. Der Besuch, zu dem die Schwestern ihn dringend aufgefordert, wurde abgestattet, und es blieb nicht bei dem einen. Gar bald war es nicht mehr die Musik allein, die den jungen Dichter und leidenschaftlichen Musikliebhaber in das Fröhlichsche Haus zog. Trotz des etwas strengen Urteils, das er in jenem Briefe über Kathis Auftreten fällte, hatten die schönen Augen, die Lieblichkeit und Herzensreinheit des jungen Mädchens es ihm gar bald angethan. Denn schon vom 6. März 1821 datiert das einfach-schöne Albumblatt, in dem es heißt:

In flüchtigen Sekunden
Trifft das Geschick;
Was Jahre nicht gefunden,
Giebt im Moment das Glück.

Es giebt noch zwei Gedichte aus demſelben Jahre, die volles bräutliches Glück atmen: „Als ſie, zuhörend, am Klaviere ſaß“ und „Allgegenwart“. In dem erſteren, das Sauer eine „feine Silberſtiftzeichnung“ nennt, heißt es:

Still ſaß ſie da, die Lieblichſte von allen,
Aufhorchend, ohne Tadel, ohne Lob;
Das dunkle Tuch war von der Bruſt gefallen,
Die, nur vom Kleid bedeckt, ſich atmend hob;
Das Haupt geſenkt, den Leib nach vorn gebogen,
Wie von den fliehnden Tönen nachgezogen.

Nenn' ich ſie ſchön? — Iſt Schönheit doch ein Bild,
Das ſelbſt ſich malt und nur ſich ſelbſt bedeutet;
Doch Höheres aus dieſen Zügen quillt,
Die, wie die Züge einer Schrift verbreitet,
An ſich oft bildlos, unſcheinbare Zeichen,
Doch himmliſch durch den Sinn, den ſie erreichen.

Und nun beſchreibt der Dichter, wie jeder Wechſel, jede Veränderung des Spiels auf ihren reinen Zügen ſich abſpiegelt: der Sturm der Leidenſchaft, des Schmerzes Gewalt und die ſüße Luſt:

Da trieb's mich auf: nun ſoll ſie's hören,
Was mich ſchon längſt bewegt, nun werd' ihr's kund;
Doch ſie blickt her; den Künſtler nicht zu ſtören,
Befiehlt ihr Finger, ſchwicht'gend an dem Mund;
Und wieder ſeh' ich horchend ſie ſich neigen,
Und wieder muß ich ſitzen, wieder ſchweigen.

„Allgegenwart“ beſingt den Zauber ihrer Augen:

Wo ich bin, fern und nah,
Stehen zwei Augen da,
Dunkelhell,
Blitzesſchnell,
Schimmernd wie Felſenquell,
Schattenumkränzt.

Und zum Schluß:

Abends, wenn's dämmert noch,
Steig' ich vier Treppen hoch,
Poch' ans Thor,
Streckt sich ein Hälslein vor;
Wangen rund,
Purpurmund,
Nächtig Haar,
Stirne klar,
Drunter mein Augenpaar!

Innige, ja glühende Liebe war es, die Grillparzer an Kathi Fröhlich fesselte. Und dennoch, ein seltsamer Brautstand, ein Brautstand, wie es wohl kaum einen zweiten je gegeben! — Man lese die Briefe, die der Dichter im Spätsommer des Jahres 1823, also nach zweieinhalbjährigem Verkehr mit seiner Braut, aus Jamnitz in Mähren, wohin er seinen Vorgesetzten und Gönner, den Grafen Stadion, begleitet hatte, an Kathi schrieb. Das sind nicht Briefe, wie ein glücklich Liebender sie schreibt. Sie starren von einer geradezu unheimlichen Dürre und Herzenskälte; selbst die spärlich genug auftretenden Liebesscherze klingen wunderlich erzwungen; wenn es beispielsweise heißt: „Du abscheuliches Ding! Ich glaube gar, ich bin in Dich verliebt!" oder: „Ich küsse Dich; in Gedanken; aufrichtig, in Wirklichkeit wär' es mir lieber! Ich bin rasend in Dich verliebt geworden. Ich habe in Jamnitz ganz vergessen, welch ein Ungeheuer Du bist. Eigentlich bleibst Du denn doch ein lieber Narr". — Selten tönt ein volles, herzliches Wort hindurch. Dagegen stößt man des öfteren auf Anspielungen, welche einen sehr streitbaren Brautstand vermuten lassen, wie: „Ich hoffe, bis heut über acht Tage mich schon wenigstens achthundertmal mit Dir gezankt zu haben. Oder

nicht? Bist Du nicht mehr zankſüchtig? nicht mehr zornig?“ — Und dieſe Briefe waren geſchrieben kurz vor der geplanten ehelichen Verbindung!

Ja, „das ſchöne Gefühl einer ihrer ſelbſt und ihres Gegenſtandes gewiſſen Liebe blieb“, wie es in einer empfehlenswerten Biographie Grillparzers von E. Lange*) heißt, „bei des Dichters unglückſelig-hypochondriſcher Art nicht lange ungetrübt“. Dieſer Hang zu ſchwermütigem Grübeln, dieſer ſelbſtquäleriſche Zug ſeines Weſens war ein Erbteil von mütterlicher Seite, an dem der Dichter zeitlebens ſchwer zu tragen hatte. Seine geliebte Mutter nahm ſich in einem Anfall von religiöſem Wahnſinn das Leben. Einer ſeiner Brüder ertränkte ſich; ein anderer klagte ſich in einer Anwandlung von Geiſtesgeſtörtheit fälſchlich eines Verbrechens an. Auch Grillparzer erſcheint in vielen Momenten ſeines Lebens als ſchwer belaſtet. Er weiß, wie er in dem wahrſcheinlich 1822 entſtandenen Gedicht „Incubus“ bekennt, ſich von einem unheimlichen, finſteren Geiſte, „Unfried“ genannt, beherrſcht; der treibt ihn raſtlos um, trübt ihm jeden unbefangenen Genuß, jede Freude des Lebens. Selbſt den Glauben an die Geliebte weiß er zu erſchüttern:

Flücht' ich zu ihr, die mein Glück,
Tadellos jeglichem Blick,
Er findet Tadel mir auf,
Wär's aus der Hölle herauf.

Und auf den Punkt, den er meint,
Hält er die Lichter vereint,
Daß es dem Aug' nicht entging',
Wenn es auch Blindheit umfing'.

*) Franz Grillparzer. Sein Leben, Dichten und Denken. Von Dr. E. Lange. Mit zwei Porträts. Gütersloh. Verlag von C. Bertelsmann. 1894. Preis 2,40 Mk.

Lacht sie, — so nennt er sie leicht,
Weint sie, — von Schuld wohl erweicht,
Spricht sie, — im heuchelnden Mut,
Schweigt sie, — voll anderer Glut. —

Grillparzer hat in diesen Strophen den Zustand seines Innern mit der ihm eigenen unbedingten Wahrhaftigkeit geschildert. Es tauchten, wie er seinem Freunde Altmüller anvertraute, schon sehr früh Zweifel in ihm auf, ob er Kathi ernstlich liebe, ja ob er einer rückhaltlosen Hingabe an ein anderes Wesen überhaupt fähig sei. In der That liebte Grillparzer immer als Künstler, nie als Liebender: „von dem Augenblicke an," bekennt er in seinem Tagebuch, „als der teilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ich mein Gefühl als ein fremdartiges auch so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu halten, verlorene Mühe waren."

Indessen diese selbstquälerischen Anwandlungen gingen zunächst vorüber, und das Liebesverhältnis schien im Herbst 1823 durch die Ehe den naturgemäßen Abschluß finden zu sollen; man hatte sogar schon eine Wohnung gemietet. Aber infolge eines heftigen Streites zwischen den Brautleuten, der dem Dichter von neuem schwere Zweifel erregte, ob eine dauernde Verbindung zu beiderseitigem Glücke ausschlagen würde, glaubte Grillparzer auf die Ehe mit Kathi verzichten zu müssen.

Es bedarf, um diese Episode zu verstehen, eines Zurückgreifens auf frühere Erlebnisse. 1818 hatte sich Grillparzers Vetter und Jugendfreund Ferdinand von Paumgarten mit der anmutigen und temperamentvollen Charlotte Jetzer vermählt. Von regem litterarischen

Interesse erfüllt, brachte die junge Frau den Arbeiten des Dichters die größte Bewunderung entgegen. „Aber dabei blieb es nicht," erzählt Lange; „das ursprünglich rein freundschaftliche Verhältnis ging bald in ein leidenschaftliches über. Beide Teile scheinen von schwerer Schuld nicht freigeblieben zu sein; das ergreifende Gedicht ‚Der Bann' verrät uns, wie entsetzlich der Dichter unter der unseligen Leidenschaft litt." Erst um die Zeit, wo er sich Kathi Fröhlich zuwandte, gelang es ihm, sich aus diesen Banden loszureißen. Kathi aber wußte, welche Beziehungen zwischen beiden bestanden hatten.

Und nun wurde sie eines Abends im Burgtheater Zeugin einer freundschaftlichen Begrüßung zwischen Grillparzer und Charlotte von Paumgarten: in aufflammender Eifersucht ließ sie sich vor aller Welt zu leidenschaftlichen Zornesausbrüchen hinreißen, Ausbrüchen, die als „geradezu ungeheuerlich" bezeichnet werden. Das arme Mädchen sollte diesen Mangel an Selbstbeherrschung schwer büßen: — Grillparzer verließ sie! —

Darauf verfiel Kathi Fröhlich in eine schwere Krankheit. Ihre Schwestern fürchteten, die gänzliche Trennung von Grillparzer möchte ihr Tod sein. Sie machten ihn darauf aufmerksam, und weichherzig, wie er war, entschloß er sich, den Verkehr im Hause Fröhlich wieder aufzunehmen. Derselbe Vorgang wiederholte sich später noch öfter. Grillparzer hat sich darüber in seinem Tagebuch (11. März 1829) folgendermaßen geäußert: „Es dürfte doch schwer sein, zu entscheiden, ob man durch fortgesetzte Verbindung sich und das Weib unglücklich machen soll, zu dem eine jugendliche Unvorsichtigkeit uns hingeführt, oder ob man sie geradezu töten soll, indem man sie verläßt. Die moralische Kraft ist mir verdächtig, die den

Weg der Stärke wählt, wenn er zugleich der des eigenen Vorteiles ist. Wenn derjenige, den ich im Auge habe [das war natürlich er selbst], die Trennung wiederholt angeboten, ja ausgeführt hat, er aber jedesmal die Erfahrung machte, daß ein Menschendasein bedroht wurde, das Dasein des liebevollsten, vortrefflichsten Geschöpfes; wenn — Schwachherzigkeit ist ein Fehler, Hartherzigkeit keine Tugend." —

Man könnte die Frage aufwerfen, ob Grillparzer, wäre dieses Zerwürfnis nicht dazwischen getreten, seine Kathi geheiratet haben würde? — Ich bezweifle es. „Ein Abgrund trennte die beiden Menschen," sagt Adam Müller-Guttenbrunn*), „ein Abgrund, der im Gemüte Grillparzers lag." Wer diesem Rätsel weiter nachspüren will, muß das Verhältnis Grillparzers zu seiner heißgeliebten Mutter betrachten. Der Dichter sagte einmal von sich: „Es ist etwas vom Tasso in mir, nicht vom Goetheschen, sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden; aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element, sonst zieht sich das Innere zusammen und versagt den Dienst." Er hatte bisher nur eine Frau gefunden, die dem tiefsten Bedürfnis seines Innern entgegenkam: eben seine Mutter. Sie, von der er sagte: „Sie hatte keinen Willen als den meinigen, mir fiel es aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige gewesen wäre;" die, ganz Zärtlichkeit und Aufopferung, in völliger Selbstvergessenheit ihrem geliebten Franz lebte: sie konnte ihm das

*) Im Jahrhundert Grillparzers. Litteratur- und Lebensbilder aus Österreich. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien. Verlag von Kirchner & Schmidt. 1893.

„warme Element“ bereiten, das ihm nötig war, wie den Pflanzen das Sonnenlicht, sie vermochte Funken aus dem Stein seines Herzens zu schlagen. Diesen Maßstab legte er nun an andere Frauen! „Ich hätte müssen allein sein können in der Ehe,“ lautet ein merkwürdiges, sein Wesen glücklich bezeichnendes Wort, „*indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein Anderes sei* ... Aber eigentlich zu Zweien sein, verbot mir das Einsame meines Wesens.“

Was er also von seiner Frau verlangte: völlige Selbstentäußerung, konnte Kathi, so heiß sie ihren Grillparzer liebte, ihm nicht gewähren, weil es wider ihre Natur war. Sie war eine frische, resolute Persönlichkeit, ein selbstherrlicher Charakter voll jungfräulichen Stolzes und heißer Leidenschaft. Nicht dienen konnte und wollte sie dem Manne ihres Herzens: besitzen wollte sie ihn! Hier stand Kraftnatur gegen Kraftnatur, Meinung gegen Meinung, Gefühl gegen Gefühl, leidenschaftliche Zornerregung gegen Zornerregung, und die heftigsten Kämpfe konnten nicht ausbleiben.

Bereits 1824 hat Grillparzer mit dem Tiefblick und der Kraft des echten Dichters den Urgrund dieses wahrlich tragischen Liebesverhältnisses aufgedeckt. In seiner damals gedichteten Elegie „*Jugenderinnerungen im Grünen*“ stellt er es schöner und packender dar, als jede psychologische Untersuchung es vermöchte:

Im Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten — aber, ach, wir schmolzen nicht.

Denn *Hälften* kann man aneinander passen,
Ich war ein *Ganzes* und auch *sie* war ganz,

Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzufest geschlungen war der Kranz.

So standen beide, suchten sich zu einen,
Das andre aufzunehmen ganz in sich;
Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich!

Ja, bis zum Grimme ward erhöht das Mühen,
Gesucht im Einzeln, was im Ganzen lag,
Kein Fehler ward, kein Wort ward mehr verziehen,
Und neues Quälen brachte jeder Tag.

Da ward ich hart. Im ew'gen Spiel der Winde,
Im Wettersturm, von Sonne nie durchblickt,
Umzog das stärkre Bäumchen sich mit Rinde,
Das schwächre neigte sich und war zerknickt.

O seliges Gefühl der ersten Tage,
Warum mußt du ein Traum gewesen sein!
Lebt denn das Schöne nur in Bild und Sage,
Und schlürft's die Wirklichkeit wie Nebel ein? —

Vielleicht hätte sich der Gegensatz der Naturen dennoch mit der Zeit ausgeglichen, vielleicht wäre aus dem streitbaren Brautstande eine ganz normale Ehe geworden, hätte sich nur Grillparzer entschließen können, das Glück mit resoluter Hand beim Schopfe zu packen. Dazu aber fehlte ihm der Mut. Dieser Mangel an Mut zum Glück, der wiederholt in seinem Leben auf überraschende Weise hervortritt, erscheint als ein Ausfluß seiner künstlerischen Weltanschauung. Ihm war der Dichter ein Auserwählter, ein Geweihter und Priester, den eine Schranke von der übrigen Menschheit trenne, der Verzicht leisten müsse auf des Lebens Freuden und Genüsse. Am wundervollsten hat er dieses sein Glaubensbekenntnis in seinem Trauerspiel „Sappho" verkörpert. Nichts anderes ist ja Sapphos

Schuld, als daß sie die Kluft, die zwischen Leben und Kunst befestigt ist, überbrücken, als daß sie, die den Göttern Geweihte, die Rosen irdischen Glückes um ihre Stirn flechten will. Da sie zur Erkenntnis ihres Wahns gelangt ist, ruft sie erschüttert aus (2. Scene des 3. Aktes):

Wen Götter sich zum Eigentum erlesen,
Geselle sich zu Erdenbürgern nicht;
Der Menschen und der Überird'schen Los,
Es mischt sich nimmer in demselben Becher.
Von beiden Welten *eine* mußt du wählen,
Hast du gewählt, dann ist kein Rücktritt mehr;
Ein Biß nur in des Ruhmes goldne Frucht,
Proserpinens Granatenkernen gleich,
Reiht dich auf ewig zu den stillen Schatten,
Und den Lebendigen gehörst du nimmer an!
Mag auch das Leben noch so lieblich blinken,
Mit holden Schmeichellauten zu dir tönen,
Als Freundschaft und als Liebe an dich locken:
Halt ein, Unsel'ger! Rosen willst du brechen
Und drückst dafür dir Dornen in die Brust! —

Und dann im letzten Akt spricht sie die leidvoll entsagenden Verse:

Ihr habt der Dichterin vergönnt, zu nippen
An dieses Lebens süß umkränztem Kelch!
Zu nippen nur, zu trinken nicht.
O seht! Gehorsam euerm hohen Wink,
Setz' ich ihn hin, den süß umkränzten Becher,
Und trinke nicht! —

So sehen wir Grillparzer mit stockendem Herzschlag vor dem Weibe stehen, zu dem es ihn mit tausend Banden zog, das ihn innig liebte, und an dessen Busen ihm das reichste Erdenglück winkte; und er wagte nicht, allen Mächten der Welt und seinem eigenen Fatalismus zum Trotz, die Geliebte in seine Arme zu reißen. Statt dessen

zog er es vor, die Entscheidung „dem Gottesurteile der Zeit und der Begebenheiten" zu überlassen, d. h. er ließ alles beim Alten. Die Folgen hat er selbst ausgesprochen:

Im Wettersturm, von Sonne nie durchblickt,
Umzog das stärkre Bäumchen sich mit Rinde,
Das schwächre neigte sich und war zerknickt.

Nach jener schweren Krankheit war Kathis sprühende Lebenslust gedämpft, ihr herber Mädchenstolz gebrochen. Ihre treue Liebe war geblieben, doch vermochte sie seine Neigung nicht wieder zu voller Glut zu entzünden.

Das zeigt so recht deutlich der Briefwechsel aus den Jahren 1826 und 1830, den Sauer im 4. Bande des Jahrbuchs der Grillparzergesellschaft (Wien. Verlag von Karl Konegen. 1894) veröffentlicht hat. Im Sommer 1826 begleitete Kathi ihre Schwester Josephine auf einer Kunstreise über Prag nach Deutschland. Das erste, was sie nach der Ankunft in Prag trotz ihrer Müdigkeit beginnt, ist ein Brief an Grillparzer; in derbkomischem Wiener Jargon erzählt es Pepi den Ihren: „Die Katti schreibt jetzt noch an ihren Herzensgepapel, wie bin ich froh, daß ich keinen Schlantander zurückgelassen habe, den ich, wie natürlich, mit einigen Süßigkeiten erfreuen müßte." — In dem ersten längeren Briefe, den Kathi nach Hause schreibt, bricht die Sehnsucht nach Grillparzer ergreifend hervor. Sie plaudert von den Bildern und Grabdenkmälern der Schloßkirche und fährt fort: „Ihre alten Könige ruhen hier, und wie ich bei dem Grabmal des Ottokar stand, so muß ich gestehen, daß mir bei der Erinnerung an Grillparzer [der bekanntlich Ottokar zum Helden eines Dramas gemacht hatte] ganz schmerzlich war. Ja! hätte ich ihn an meiner

Seite gehabt, das Reizende hätte noch mehr Reiz gehabt, das Erhabene mich noch mehr erhoben; es ist ganz was Eigenes um das Gefühl, wenn man seine Ansichten, seine Meinungen ohne Scheu einem solchen Manne mitteilen kann. Es geht ihm doch wohl? Obwohl ich noch keine Zeile von ihm erhielt, so kann ich ihm doch nicht zürnen. Sagt ihm, ich ließ ihn tausendmal küssen und grüßen, ich hätte mir so gern die Freude gemacht, an ihn zu schreiben, doch die Furcht, ihn damit zu quälen, hielt mich davon ab. Daß kein Augenblick vergeht, wo ich nicht an ihn denke, brauche ich nicht zu sagen. Kommt er doch zuweilen? Seid ja recht gut mit ihm, denkt, wieviel Unangenehmes seine Beschäftigung mit sich bringt, darum habt Geduld mit ihm; Netti soll sehen, daß er wieder zu singen anfängt." Am Schluß des Briefes bricht ihr warmes Gefühl nochmals hervor: „Küßt Grillparzer oft von mir und sagt, er soll mir bald schreiben, nur einige Zeilen, ich bin sehr genügsam geworden .... Soeben erhalten wir Euern Brief. Es ist der erste, den wir hier erhalten, welche Freude er uns bereitet, könnt Ihr Euch vorstellen. Doch wurde sie gedämpft durch den Gedanken: Grillparzer ist nicht heiter. Ach Gott, wie gern gäb' ich mein Leben hin, sie [die Heiterkeit] ihm zu erkaufen; macht daher Euer Möglichstes, ihn zu erheitern." —

Welche Innigkeit und Treue spricht aus diesem Briefe, und doch, welch ein Hauch der Resignation ist darüber gebreitet! Was sie aber für ihre aus warmem Herzen kommenden Worte, die Grillparzer als dem Hausfreunde der Familie Fröhlich regelmäßig mitgeteilt wurden, eintauschte, waren kurze, in trockenem Ton gehaltene und fast nur Thatsächliches berichtende Briefe. Beschwerte sie sich darüber, so erhielt sie Antworten wie diese: „Du be-

klagst Dich, daß meine Briefe nicht herzlich genug seien. So wie es Leute giebt, die ein ins Übertriebene gehendes körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei; ich mag meinen innern Menschen nicht nackt zeigen, und die größte Aufgabe für diejenigen, die mit mir umgehen wollen, ist es, dieses Gefühl zu überwinden und mir Herzensergießungen möglich zu machen. Dieses Zurückhalten der Äußerungen der Sensibilität hat zwar allerdings die üble Folge, daß (wie denn alles durch die Nichtübung abnimmt) auch die Erregbarkeit des Herzens nach und nach sich schwächt, aber sie bleibt doch immer da, und wer mich zu fassen wüßte, würde sich sehr wundern, mich früher für kalt gehalten zu haben." Wahrlich -- ein magerer Trost für die Heißempfindende! Mußte sie doch aus diesen Worten herauslesen, daß sie es eben nie verstanden habe, ihn „zu fassen". Das hatte er nun zwar nicht sagen wollen. Bekennt er doch in seinem Tagebuche: „Katty hatte es schon dahin gebracht, mich vergessen zu lassen, daß sie ein Äußeres sei, warum mußte sie selbst die Differenzierung herbeiführen?" Das sollte doch wohl, aus dem Grillparzerschen in das übliche Deutsch übertragen, heißen: Kathis Wesen hatte schon genau die Temperatur seines eigenen Wesens angenommen, sie hatte schon gelernt, in völliger Selbstvergessenheit dem Geliebten zu leben, aber — es war nicht von Bestand. „Das Mädchen ist durch Liebe und Achtung lenksam bis zur Willenlosigkeit und gleich darauf wieder die größte Rechthaberin von der Welt," schrieb er noch 1831. „Warum mußte dieses Wesen in meine Hände geraten oder je darauf verfallen, sich gleich auf gleich mir gegenüberzustellen?" — Wohl machte er noch zuweilen den Versuch, das alte Verhältnis wieder-

herzustellen. „Die Empfindung ist erloschen," gesteht er sich nach einem bei Fröhlichs verlebten Mittag; „ich möchte sie gar zu gern wieder anfachen; aber es geht nicht." — Nein, es ging nicht, und sich selbst und andere zu betrügen, litt seine Wahrheitsliebe nicht. So lebten sie neben einander hin, beide tief unbefriedigt, beide unglücklich: Kathi beständig hin- und hergeworfen zwischen Furcht und Hoffnung, Kampf und Entsagung; und wie es in Grillparzers Innern aussah, mögen uns folgende Worte sagen: „Ich komme mir als ein Verräter an allem Gefühl vor, weil ich das ihrige mißhandelte, meine Begeisterung für ein Gedachtes scheint mir Lüge, weil ich die für ein Wirkliches hinterging! Ah, there is the rub! Das zerstört mein Leben und meine Poesie." —

Mit dem Jahre 1827 war die Zeit der schwersten Herzenskämpfe für Grillparzer abgeschlossen. Wenigstens scheint es, daß auch die leidenschaftlichen Beziehungen, in die er zu Marie von Smolenitz, einer rätselhaft-dämonischen Frauennatur, getreten war, zu Ende dieses Jahres, wo sie sich mit dem Maler Daffinger vermählte, abgebrochen wurden. Zu Kathi Fröhlich rückte er allmählich in die Stellung eines herzlich teilnehmenden Freundes. Welchen Schwankungen und Störungen dieses Verhältnis aber immer noch ausgesetzt war, beweist folgender Vorfall aus dem Jahre 1830, wo nach allem, was sich ereignet, beide kaum noch an die Möglichkeit einer Verbindung denken konnten.

Im Sommer dieses Jahres war Kathi in Achau zu Besuch gewesen. Grillparzer kam das Gerücht zu Ohren, daß der Verwalter von Achau ernsthafte Absichten auf sie habe. Dies berichtete er in sichtlich gereizter Stimmung an die Schwester Josephine und fuhr

fort:*) „Ein, wie mir schien, veränderter Ton in Ihrem Hause, einige Anspielung von Schwester Betty, unterstützt von der spaßhaften Lebensweise und dem beinahe herausfordernden Ausbleiben Kathis, bestätigt meine Vermutung. So sehr ich nun geneigt bin, an jedem Guten, das Kathi'n zu teil wird, den innigsten Anteil zu nehmen, verdroß mich doch ihr Mangel an Vertrauen und die so plötzliche Abkühlung schien mir selbst ein nicht günstiges Licht auf ihren Charakter zu werfen, wozu noch kam, daß ich nicht gern abwarten und zuletzt noch die Rolle des Dupe spielen wollte . . ." Und in einem zweiten Briefe an dieselbe Schwester sagt er: „Sie selbst wissen nur zu gut, daß seit mehreren Jahren mein Verhältnis zu den Ihrigen nur durch die Besorgnis aufrecht erhalten wird, daß eine Trennung dem Gemüts- und Gesundheitszustande Ihrer Schwester Kathi verderblich werden könnte. Diese letztere scheint gegenwärtig von ihrer überreizten Empfindung zu mir hinlänglich hergestellt zu sein. Ich gedenke daher meine Besuche vorderhand einzustellen. Haben Sie die Güte, die Geheilte hiervon zu benachrichtigen . . ."

Wie ernst Grillparzer die Angelegenheit nahm, bezeugt folgende um dieselbe Zeit geschriebene Stelle seines Tagebuchs: „Gewiß! es ist an keine Änderung in meinem Innern zu denken, wenn nicht diese Verbindung mit F. ganz aufhört. Das kann aber ohne Atrocität [Grausamkeit] nur durch eine Aufenthaltsveränderung geschehen. Ich war schon einigemale willens, den Fürsten Metternich um eine Stelle bei einer Gesandtschaft anzugehen, nach Italien oder Spanien etwa; aber nebst der mangelnden Geläufig-

*) Briefe von und an Grillparzer. Herausgegeben von Carl Glossy. Wien. Verlag von Carl Konegen. 1892. S. 111, 112.

keit im Französischen ist mir auch alles Praktische so fremd geworden, daß ich mit einer Art von Schauder an jede eigentliche Amtsführung denke." — Nun, der Plan wurde, wie so mancher andre, nicht ausgeführt; auch der Verkehr wurde nicht abgebrochen oder wenigstens sehr bald wieder aufgenommen. Mochte jener Verwalter — Kirchstein hieß er — sich wirklich für Kathi interessieren: seine Neigung wurde nicht erwidert. Es mochte aber gut sein, daß Grillparzer und Kathi sich eine Zeit lang trennten, und so begleitete Kathi ihre Schwester Josephine abermals auf einer Kunstreise, deren Ziel Mailand war. Die auf dieser Reise geschriebenen Briefe bezeugen, welche rührend tiefe Neigung zu Grillparzer auch jetzt noch ihr Herz erfüllte.

Fast täglich läßt sie ihn grüßen und küssen, auch wohl „drücken, bis er schreit"; letzteren Auftrag erteilt sie dem kleinen Wilhelm Bogner, dem einzigen Sohn der verheirateten Schwester. Gern möchte sie ihm schreiben, aber sie fürchtet, ihm lästig zu fallen. „Wie geht es ihm? ist er munter? spricht er von uns?" — diese und hundert andere Fragen hat sie auf dem Herzen, wagt sie aber nicht zu äußern aus Furcht, ihm Verdruß zu machen. „Mit wahrem Schmerz habe ich [in den Briefen von Hause] nicht einmal einen Gruß von Grillparzer gelesen, ach, erkundigt er sich denn gar nicht nach mir?" — „Wilhelm soll etwas schreiben," bittet sie, „und Grillparzer soll ihm die Hand führen, so bekommen wir doch einen Fleck, wo beider Hand geruht." Jede Nacht fast träumt sie von ihm, „ein Zeichen, wie innig ich zu meinem Unglück an ihn denke." — „Diese Nacht", berichtet sie Ende Dezember, „träumte mir, Grillparzer wäre krank. Darüber wurde ich wach und bekam aber eine solche Sehn-

sucht, daß ich meinte, ich müßte gleich zu Fuß nach Wien laufen." — Sie will kein Geheimnis vor dem Freunde haben, darum spricht sie sich über jene „Plauscherei" über ihr Verhältnis zu Kirchstein wiederholt unumwunden aus. Sie versichert, trotz der Achtung, die Kirchstein ihr eingeflößt, werde er so wenig wie irgend ein anderer Mann je Eindruck auf ihr Herz machen. Und als dieser Klatsch immer wieder auftaucht, schreibt sie erregt (17. Dezbr. 1830): „Die Hand zittert mir! aber nicht aus Kälte oder Schwäche, sondern aus [illegible] Ärger über die ganze Geschichte mit Maly [das war Kirchsteins Schwester]. Diese dummen, bösen Mädels glauben, daß man eben so eitel ist wie sie und jedes freundliche Wort gleich für eine Liebeserklärung nimmt. Das war selbst mein Unglück mit Grillparzer, daß ich mir so wenig zutraute und daher die Mittel, welche wirklich in meinen Händen waren, ihn zu zerstreuen, andern überließ und ihn so von mir entfernte. Ich sagte Maly noch am Abend in Gegenwart ihrer Schwester, daß ich Grillparzer nie vergessen werde, denn alles, was gut an mir ist, habe ich seinem Umgang zu danken. Ich glaube, das ist doch genug."

Endlich überwand sie ihre Schüchternheit und schrieb dem Freunde mehrere Briefe. Zum Weihnachtsfest antwortete er ihr. „Heute den 26.," berichtete sie, „kaum waren wir aufgestanden, als es klopfte, es war der kleine Wilhelm, der Sohn des Hauses, der mir einen Brief von Grillparzer brachte. Das Mädchen, welches gerade das Frühstück brachte, muß mich für wahnsinnig gehalten haben, so sprang ich herum, getraute mir ihn aber nicht aufzumachen, bis Pepi es that. Er schreibt wohl, mein Brief hätte ihm Vergnügen gemacht, das übrige widersprach aber dem ganz; ich bin nun wieder so eingeschüchtert, daß

verständnissen entgegen, bis die Zeit allmählich auch ihr Ruhe und Mäßigung brachte."

Zu völliger Klarheit und Resignation rang sich Grillparzer erst um 1836 hindurch, um jene Zeit, als er sich zu einer Flucht in die Fremde aufraffte und in Paris das schmerzlich-lösende Wort fand (im Gedichte „Entsagung"):

Des Menschen ew'ges Los, es heißt: Entbehren,
Und kein Genuß, als den du dir versagt . . . .
Nur was du abweist, kann dir wiederkommen,
Was du verschmähst, naht ewig schmeichelnd sich;
Und in dem Abschied, vom Besitz genommen,
Erhältst du dir das einzig Deine: Dich! —

Eine ruhigere, freundschaftlichere Stimmung trat hinfort an die Stelle der leidenschaftlichen Liebeskämpfe. Kathis offenes Gemüt war eine zuverlässige Grundlage für eine dauernde Freundschaft. Wie manche zarte Blüte ihrer Seele jene Stürme geknickt haben mochten, wie manchen Hoffnungstraum dieses tiefster Empfindung fähige Mädchenherz begraben hatte: sie durfte auch ferner ihrem Grillparzer nahe sein und ihm Liebes und Gutes erweisen — das war ihr genug. Nach wie vor räumte Grillparzer ihr eine bevorzugte Stellung unter ihren Schwestern ein; an sie sind fast alle seine Briefe aus der Ferne gerichtet. Doch auch ihren Schwestern stand er in wahrhaft brüderlicher Zuneigung mit Rat und That zur Seite. Mit väterlicher Liebe nahm er sich des jungen Wilhelm Bogner an, der mit zwanzig Jahren seinen Vater verloren hatte. Grillparzer wurde sein Vormund und leitete sorgfältig den Studiengang des jungen Mannes, der ihn hinfort häufig auf Reisen begleitete. Leider wurde Wilhelm früh den Seinen entrissen; er starb 1848 im

Alter von erst 22 Jahren. Grillparzer, der ihn während der ganzen Krankheitsdauer treu gepflegt hatte, war tief gebeugt. Der Verlust brachte ihn den Schwestern Fröhlich innerlich noch näher, und da diese nach des Jünglings Tode — auch ihre Eltern waren inzwischen heimgegangen — sich vereinsamt fühlten, entschloß sich der bald Sechzigjährige, der Hausgenosse der gleichfalls gealterten Damen zu werden. Sie richteten ihm vier „Stiegen" hoch in der Spiegelgasse neben der ihrigen eine recht kleine, enge Wohnung her, und als bescheidener Mietsmann, der mittags in den naheliegenden Matschackerhof speisen ging, nahm er teil an einem schönen und innigen Familienleben, in welchem auch seine ausgeprägte Vorliebe für die Musik ihre Rechnung fand.

Es mochte keine ganz leichte Aufgabe für die drei Damen sein, mit dem alten Junggesellen zusammen zu hausen. Grillparzer litt seit Jahren unter einer chronisch gewordenen Verbitterung. Er konnte nicht vergessen, daß man seinen Genius nicht nach Verdienst geschätzt, daß man ihm als Dichter Hindernis auf Hindernis in den Weg gelegt, ihn auch dienstlich mehrmals geflissentlich übergangen hatte. Nach 1848 hat er, allen Bitten von Freunden und Verlegern zum Trotz, fast nichts mehr dem Druck übergeben: so tief saß ihm die Bitterkeit im Herzen. Die später ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen: die Wiederaufnahme seiner Stücke auf dem Burgtheater durch Laube, die Verleihung des Hofratstitels, die rauschende Feier seines achtzigsten Geburtstages u. a. m. konnten an seiner typisch gewordenen Verdrießlichkeit wenig ändern. Es mochte viel liebevolle Geduld dazu gehören, die Launen dieses Mannes zu ertragen, viel Mut und Ausdauer, um den oft krankhaft Gereizten oder in tiefe Melancholie Versunkenen zu

und ahnte nicht, wieviel Wahrheit das humoristisch-wehmütige Wort enthielt. —

Am 21. Januar 1872 trat der Tod leise an ihn heran. Seine Kathi durfte ihm die Augen zudrücken. Er hatte sie zur Erbin seines dichterischen Nachlasses und so indirekt zur Erbin seines Vermögens eingesetzt. Ihr und ihren beiden Schwestern ist es zu danken, daß seine hinterlassenen Schätze treulich gehütet und wohlerhalten den Herausgebern überliefert wurden; den Ertrag aus dem Verkauf seiner Werke aber wendete sie wohlthätigen Zwecken zu.

Sieben Jahre hat Katharina Fröhlich ihren Grillparzer überlebt; neunundsiebzigjährig schied sie am 3. März 1879 aus dem Leben. Auf demselben stillen Fleckchen Erde, wo sie den Dichter hatte bestatten lassen, liegt auch sie begraben, seine „ewige Braut".

Charlotte Stieglitz.

Nach einer Photographie in dem Werke „Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal." Berlin 1883.

Charlotte Stieglitz.

Unter den in der Natur des Weibes begründeten Charakterzügen steht die Hingebung als besonders schön und verehrungswürdig da. Die schwersten Pflichten des Weibes als Gattin und Mutter stützen sich auf diese Anlage; sie befähigt die Frau, ihre hohe Mission in dem großen sozialen Kampfe der Gegenwart zu erfüllen: Not zu lindern, Wunden zu heilen, durch heilige Werke der Liebe und Barmherzigkeit Versöhnung zu bringen. In tiefer angelegten Frauen treibt diese Wurzel die edelsten und seltsamsten Schößlinge hervor. Da steigert sich der Drang liebender Hingabe zu religiöser oder politischer Schwärmerei, zum feurigsten Heroismus, zu einer Opferwilligkeit, die an Selbstentäußerung grenzt und in einzelnen Fällen sogar zur Selbstvernichtung führt. — Dafür liefert das Leben der Charlotte Stieglitz ein merkwürdiges Beispiel.

Als Tochter eines geachteten Kaufmanns, Namens Willhöfft, wurde Charlotte am 18. Juni 1806 in Hamburg geboren. Sie verlebte jedoch ihre Kindheit in Leipzig, wohin der Vater seinen Wohnsitz verlegt hatte. Nach seinem frühen Tode wurde sie in die Familie ihrer

älteren Schwester, Julie Sickmann, aufgenommen und wuchs hier in einem geselligen, lebenslustigen Kreise auf. Schon früh zeigte das Wesen des schönen, anmutigen Kindes Spuren eines regen geistigen Lebens. Mitten im Spiel mit den Geschwistern und Freundinnen, denen sie herzlich zugethan war, wurde Charlotte plötzlich still und traurig und vergoß wohl heimlich Thränen, und die Mutter, deren Liebling sie war, wußte oft nicht, was sie aus dem seltsamen Kinde machen sollte. Jener unklare, doch innige Zug nach dem Schönen und Hohen, der eine ideal gerichtete Jugend beseelt, war stark in ihr ausgeprägt und nährte ihren Hang zur Einsamkeit. In der Stille ihres Stübchens zu lesen und zu schreiben, war ihre Wonne; in ihren schriftlichen Arbeiten verriet sich schon früh in kecken, auffallenden Ausdrücken ein ziemlich selbständiges, reiches und poetisch erregtes Innenleben.

Eine merkwürdige Wandelung hatte die Seele des Kindes in der Periode vom zwölften bis fünfzehnten Jahre zu durchlaufen. Einer ihrer liebsten Lehrer entzündete durch seinen in die Seele greifenden Religionsunterricht in seinen Schülerinnen eine bedenkliche Neigung zu pietistischer Schwärmerei. Mit wahrer Inbrunst gab sich Charlotte diesen Empfindungen hin. „Das kleine Mädchen", erzählt Theodor Mundt, den, als ihren vertrauten Freund, Charlotte später in diese Periode ihres Jugendlebens eingeweiht hat, „verging in ihrer starken Empfindung, wenn sie an Gott dachte, und ihre Weltanschauung zerriß in jene unheilvolle Trennung zwischen dem Diesseits und Jenseits, aus welcher der Pietismus sein süßes Gift saugt. Wie ein Kind vom Vaterhause, so träumte sie vom Jenseits, nach dessen fernblinkenden Sternen sie verlangte, und unter heißen Thränen hatte

sie wunderbare Gedanken über den Tod und die Zukunft. Sie wünschte sich, bald zu sterben und geriet in Stimmungen, wo sich der Drang ihrer bemeisterte, selbst und freiwillig ein Leben zu enden, das ihr nur als die Schranke einer innigeren Vereinigung mit Gott erschien." Wie ein Nönnchen war sie in dieser Zeit anzusehen; nur die einfachsten Speisen nahm sie zu sich, jede Zerstreuung, jedes geräuschvollere Vergnügen bereitete ihr Pein.

Die Gabe des Gesanges, für den sie reich beanlagt war, half ihr über diese Verirrung hinweg; in der Kunst fand sie Genesung. Von Begeisterung ergriffen, saß sie nun am Klavier und ließ, was ihre Seele bewegte, in Tönen ausströmen. Ihr war der Gesang mehr als die Bethätigung eines schönen Talents; wie der Dichter seine Empfindungen im Liede verkörpert, so sang sie, bald weinend, bald lächelnd, ihren Schmerz und ihre Lust sich vom Herzen herunter: sie war eine Dichterin im Singen. Nun läuterte sich allmählich ihre Schwärmerei zu echter Religiosität, die ihr durch das ganze Leben treu blieb. Zugleich entfaltete sich der holde Zauber ununterdrückbarer Jugend. „Sie ging ins sechzehnte Jahr", berichtet Th. Mundt in dem Denkmal,*) das er der Freundin nach ihrem Tode errichtet, „und stand plötzlich als eine holde seelenvolle Gestalt da, die niemand ohne freudige Rührung betrachten konnte. Sie war gesund, frisch, freundlich und beherzt geworden, und wenn ihr tiefsinniger Ernst sie manchmal wieder umschattete, kontrastierte damit lieblich der Scherz andrer mutwilliger Stunden, wo sie sich ganz der Heiterkeit überließ und die originellsten Einfälle haben konnte. Ihr Leben trat in seine köstlichste Blüte."

*) Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. Berlin. Veit & Co. 1835.

Eine Natur wie diese findet ihre volle Entfaltung erst im Sonnenschein der Liebe.

Im Jahre 1822 kam der Student Heinrich Stieglitz von Göttingen, wo er vollkommen schuldlos — denn die Politik ließ ihn im Grunde sehr kalt — in die demagogischen Wirren jener Zeit hineingezogen war, nach Leipzig, um hier sein Studium fortzusetzen. Die weiße Burschenmütze auf den schwarzen Locken, von verwegenem, leidenschaftlichem Aussehen, umstrahlt vom Glanze frischer Jugend, so trat er eines Tages, von Charlottens Bruder in das Sickmannsche Haus eingeführt, dem jungen Mädchen entgegen. Die beiden gemeinsame jugendlich-ideale Auffassung des Lebens schlug bald eine Brücke geistigen Verständnisses zwischen ihnen; es entspann sich ein geschwisterlich-harmloser Verkehr. Oft saßen die jungen Leute in Gegenwart der Mutter noch spät abends im Garten in der Laube, ernsten religiösen Gesprächen hingegeben. Charlotte scheint sehr bald nach dem Beginn dieser Bekanntschaft eine tiefere Neigung zu dem anziehenden Jüngling gefaßt zu haben. Dafür spricht folgender Erguß, den die Sechzehnjährige nach einem solchen Abend vertraulichen Beisammenseins niederschrieb: „Könnte ich nur einmal recht Großes, recht Schweres für ihn vollbringen, ohne daß er ahnte, von wo es ausginge! Könnte ich ungesehen von ihm ein trübes Geschick, ein großes Unheil von seinem geliebten Haupte auf das meinige lenken, und dann in mich geschmiegt und still aus meinem Dunkel hinauf zu ihm blicken und mich in seinem freudigen Lächeln sonnen! Dann, dünkt mich, wäre ich ruhig und glücklich für mein ganzes übriges Leben." —

Erst im Frühling des folgenden Jahres scheinen dem jungen Träumer die Augen aufgegangen zu sein für das

holde Wunder, das ihm erblühte. Jetzt entstanden die ersten ihr gesungenen und mit Herzklopfen überreichten Lieder: würde sie ihn verstehen? — Wundersüße Träume raubten ihm den Schlummer der Nächte. Zwei-, dreimal entflieht er nach Dresden, um das innere Gleichgewicht wiederherzustellen. Mit magnetischer Gewalt zieht es ihn in ihre Nähe zurück; er weiß: in ihr allein ist sein Glück beschlossen, und fühlt sich doch schüchtern und beklommen diesem Kinde gegenüber. So kommt der 18. Juli heran. Sie wandeln im Garten auf und nieder. Da findet endlich der Geliebte das Wort: „Schwesterchen, wenn uns der Himmel für einander bestimmt hat, warum wollten wir es einander verhehlen?" und aus Lottens Auge antwortet ihm ein Blick, der ihm alles sagt.

So war denn Charlotte Willhöfft Braut, eine Dichterbraut! —

Der Gedanke, eines Künstlers Geliebte zu sein, begeisterte sie, nahm sie ganz hin. Dergleichen hatte sie in ihren heimlichen Träumen ersehnt. Sie liebte in ihrem Heinrich in erster Linie nicht den Mann, sondern den Dichter. In ihm verkörperte sich ihr die Poesie, die Schönheit, das Ideal ihres Lebens, dem sie in dem dunkeln Drange ihrer jungen Seele sinnend und suchend nachgegangen war. Ja, ihr war, als wäre sie an seiner Hand nun selber in das goldene Reich der Kunst eingetreten. Hätte sie Stieglitz nicht gefunden, vielleicht wäre sie selbst eine Dichterin geworden. Nun aber hängte sich ihr von eigenster Poesie erfülltes Herz mit einer fast schmerzlichen Innigkeit an ihren Dichter; selten mag ein Mädchen glühender, zärtlicher, demütiger geliebt haben. — Ein solches Geschöpf sein eigen zu nennen, war ein köstliches, seltenes Glück, und Heinrich Stieglitz wußte es in vollem

Umfange zu würdigen; dafür legt jeder der zahlreichen Briefe,*) die er ihr während des Brautstandes (von 1823 bis 1828) schrieb, Zeugnis ab. Es war ihm heiliger Ernst mit dem Gelübde, das er ihr wenige Monate nach der Verlobung während einer Fußreise durch Süddeutschland in seinen liebeglühenden Briefen ablegte: „Ja, meine teure, geliebte Braut, Du sollst ein glückliches Weib werden, so wahr ich an eine Ewigkeit glaube! Treu Dir soll Deines Jünglings Herz in ewiger Jugend schlagen, und stark und ganz und mächtig wirken, wie es dem Manne ziemt; ich will das Glück verdienen, das mir ein Gott geschenkt, und Du, Geliebte, sollst der Preis sein und der Lohn." Und ein andermal: „Lasse Du uns, meine Lotte, innig unser Glück umfassend, einst ganz zeigen, welche Unendlichkeit in dem Einklang gleichgeschaffener Seelen liegt, wie sie, vereint zu gegenseitiger Vollendung, eine der andern Klang begreifend, zusammenstimmen zu einer Harmonie, die wahrhaft auf einen höhern, reinern Ursprung deutet."

Das Glück des persönlichen Verkehrs war den Liebenden nur kurz bemessen. Schon im Frühjahr 1824 siedelte Stieglitz nach Berlin über, um hier seine Studien abzuschließen. Sein Plan ging dahin, möglichst bald eine sichere Lebensstellung zu erringen und dann die Geliebte heimzuführen. Mit rühmlichem Ernst und Eifer strebte er in den nun folgenden Jahren diesem Ziele nach. Es war ihm ein Bedürfnis, sich abzuschließen von dem zerstreuenden gesellschaftlichen Leben, das nach dem interessanten Jüngling seine Fangarme ausstreckte; alles hohle,

*) Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte. In einer Auswahl aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von Louis Curtze. 2 Teile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1859.

gedankenlose Treiben, aller Schein war ihm ein Greuel. „Ganz für Dich nur leben," schrieb er der Geliebten, „in dem äußern Hingeben wie in jedem Schlag des Herzens, das nenn' ich ein Leben!" Darum fühlte er sich in der Einsamkeit gerade in der liebsten Gesellschaft: mit seiner Charlotte im Geiste vereinigt. Was er arbeitete, was er dachte und empfand, an allem mußte sie teilnehmen. Er erschloß ihr die Schönheiten seines geliebten Homer, regelte ihre Lektüre; er berichtete ihr über die dramatischen Aufführungen, die er besucht hatte, regte sie zu historischen Studien an, ja, er plauderte mit ihr über sein philosophisches Kolleg bei Hegel. So enthielten seine Verse Wahrheit:

Ich trage Dich in dem Gefühle
So recht voll heil'ger Jugendlust;
Ich fasse Dich mit dem Gedanken,
Und halte Dich in meiner Brust;
Du wandelst mit mir alle Wege,
Du bist in jedem Raum mir nah',
Und dennoch stöhnt's aus tiefstem Herzen
Bei jedem Schritt: O, wärst Du da!

Auch Charlottens Leben während der Trennung trug ein vorwiegend innerliches Gepräge. Gern floh sie Bälle und Gesellschaften, die sie nur vom Sinnen und Träumen ablenkten. Der harmlose Verkehr mit den Genossinnen der Jugend genügte ihr nicht mehr: „Ach, daß ich auch nur eine Seele hier hätte, die meine Freude zu teilen vermöchte!" klagte sie dem Geliebten. „Aber nein, niemand ist hier, gegen den ich mich auch nur auszusprechen wagte, wenn es mir so recht warm ums Herz ist. Höre, Heinrich, es ist etwas ganz Eigenes auf die Länge der Zeit, wenn man sich selbst so ganz verleugnen, so ganz aufgeben muß an Menschen, von denen man weder gekannt

noch verstanden wird.“ Um so glücklicher fühlte sie sich im stillen Heiligtum ihrer Liebe. „O, es ist aber auch ein Himmel, diese Liebe! Wie schön liegt jetzt das Leben vor mir! Ich fühle eine Aufgabe, die ewig neuen Reiz für mich haben wird, nach der ich mich schon frühe, beinahe zu frühe gesehnt! Ich bin mir jetzt eigentlich erst recht klar geworden, wovon ich in meinem vierzehnten und fünfzehnten Jahre schon oft in meiner Einsamkeit träumte; ich wollte eine Aufgabe im Leben lösen, und zwar keine geringe; sonst, das ist wahr, wollte ich lieber sterben, und konnte mich dann selbst glühend danach sehnen, aber auch nur dann. Ja, von großer, hoher Liebe habe ich doch wohl schon damals geträumt, darum dieser zu frühe Ernst; denn wenn ich um mich her sah, konnte ich ja nicht an die Möglichkeit dieser Erfüllung glauben, und dennoch trug ich diesen Gedanken oft mit mir herum; ach, es war wohl ein Ahnen kommender Seligkeit!“

Die geistigen Anregungen, welche Heinrichs Briefe ihr brachten, förderten Charlottens Bildung in reichem Maße. Große Freude bereitete ihr die Beschäftigung mit den Gedichten des Freundes, die ihr in großer Fülle aus Berlin übersandt wurden. Mit liebendem Eifer machte sie sich daran, sie abzuschreiben und mit Bemerkungen und Besserungsvorschlägen zu versehen; ja, sie traf oft selbst die einsichtigsten Änderungen. Sie besaß ein scharfes Urteil für poetische Leistungen und machte es dem Geliebten gegenüber ohne falsche Scheu geltend. Gehörte es doch zu der großen Aufgabe, die sie sich gestellt, ihren Dichter zu fördern, seine Kräfte zu vollkommener Leistung anzuspornen. Stieglitz, der, mit einem hübschen formalen Talent begabt, Unendliches zusammenreimte, war unbefangen genug, sich des kritischen Richteramtes der Geliebten zu

freuen. „Kann ich Dir auch nicht unbedingt zustimmen," schreibt er ihr einmal, „ich könnte Dich, wenn dieses möglich wäre, nur noch höher lieben um Deiner köstlichen Unbestechlichkeit willen." Er beschloß sogar, vor der Vereinigung mit ihr nichts Poetisches herauszugeben, um die letzte Durchsicht gemeinsam mit ihr vornehmen zu können.

So wurde ihr Umgang immer mehr zu einem geistigen Gemeinschaftsleben. Dieses geistige Sichdurchdringen, dieses Seel' in Seele-Leben hat Stieglitz unzählige Male auf seine etwas forciert-überschwengliche Weise gefeiert; so in folgender Strophe:

Es ist der Geist, der alles überwindet,
Der alles Leben weckt und hält und trägt,
Der nur dem Geist sich ewig treu verbindet,
Nur in der Seele Tiefen Wurzel schlägt;
Und was der Liebe Lebensstrahl entzündet,
Was sich geheimnisvoll im Herzen regt,
Nur in des Geistes lichtdurchglühten Sphären
Kann es zu ew'ger Jugend sich verklären.

Wie heilig ernst es den beiden jungen Menschen mit ihrer Seelenliebe war, es lag eine Gefahr in dieser Art des Umganges: die Gefahr der Abkehr vom Leben in der Wirklichkeit, und des Sichverlierens in wesenlose Gedanken- und Gefühlsschwärmerei. Das unablässige Hinaufschrauben der Gedanken und Empfindungen auf die „äußerste Polhöhe" des Daseins, das beständige Wandeln in den Rosengärten und Lorbeerhainen einer erträumten Welt mußte auf die Dauer zu einer Überreizung der Nerven führen, die sich um so fühlbarer machte, als das natürliche Gegengewicht: der persönliche Umgang, das Sicherproben im täglichen Verkehr, in den rein menschlichen Berührungen und Beziehungen des Lebens, fast gänzlich

fehlte. Sie hätten sich wohl öfter sehen können, denn zwischen Leipzig und Berlin waren auch damals keine unüberwindlichen Hindernisse aufgetürmt. Trotzdem setzten sie sich — auch hier tritt die Überspanntheit ihres Empfindens hervor — lange Entbehrungsfristen, durch die ihre Seelenfreundschaft geläutert werden sollte. Nur mit dem Aufgebot aller Festigkeit war es ihnen möglich, ihr Versprechen zu halten; sie litten oft schmerzlich unter der Trennung, waren krank vor Sehnsucht und hielten mit „seliger Grausamkeit" dennoch an ihrem Entschlusse fest. Während der vier Jahre ihres Brautstandes sahen sie sich nur dreimal, und nur einmal auf längere Zeit.

Diese erzwungene Enthaltsamkeit und Beschränkung auf die rein geistigen Beziehungen brachte mancherlei Störendes, Peinliches mit sich, wie sie denn auch der späteren Ehe verhängnisvoll werden sollte. Stieglitz litt schon damals zuweilen an einer, wie es scheint, tief in seinem Organismus begründeten Nervenverstimmung. Sie äußerte sich in einer bei ganz geringfügigen Anlässen jählings hervorbrechenden Heftigkeit, die sein ganzes Wesen aus den Fugen warf, und der er selbst völlig rat- und fassungslos gegenüberstand. In solchen Stunden beleidigte er durch maßlose Schroffheit, ohne es zu wollen, seine teuersten Freunde. Die Einzige, die ihn dann in Güte zu zügeln wußte, war Lottchen; ihr „Nur ruhig, Heinrich, ruhig!" wirkte in solchen düsteren Stunden Wunder. Doch fern von ihr, von den Qualen der Sehnsucht gefoltert, war er ein Spielball jeder Stimmung; konnte doch beispielsweise die bloße Vorstellung, Charlotten möchte ein Unheil begegnet sein, ihn in Thränen ausbrechen lassen!

Im Februar 1826, zwei Jahre nach der Trennung der Verlobten, starb Lottchens Schwester Julie, und das

Zerreißen so teurer Familienbande erschütterte das junge Mädchen tief. Stieglitz aber gedachte des Wunsches, den ihm beim letzten Wiedersehen die Verstorbene, damals schon schwer leidend, ans Herz gelegt hatte: „An Sie, Stieglitz, hab' ich nur eine Bitte: machen Sie Lottchen so recht ganz glücklich." Mit voller Energie ging er nun auf sein Ziel los. Im Mai 1826 bestand er das Staatsexamen, im Juli folgte die Doktorpromotion, und Ostern folgenden Jahres wurde er als Gymnasiallehrer in Berlin angestellt. Zu gleicher Zeit trat er als Volontär bei der Königlichen Bibliothek ein, in der Hoffnung, in nicht zu ferner Zeit auch hier feste Anstellung zu finden. Mit hingebendem Eifer widmete er sich seinem Doppelamte, so wenig diese Thätigkeit auch seinen inneren Ansprüchen genügte. Die Erfolge wackeren Strebens blieben nicht aus; Stieglitz erwarb sich in reichem Maße das Vertrauen seiner Vorgesetzten, und im Dezember 1827 wurde er als besoldeter Kustos in den königlichen Dienst übernommen. Dann aber war es auch mit seiner Kraft zu Ende: um Weihnachten brach er in körperlicher und seelischer Erschöpfung zusammen. Das Übermaß amtlicher Arbeit, dazu in den Mußestunden eine anstrengende poetische Thätigkeit, die er in rasendem Vertrauen auf die eigene Kraft ins Ungeheure steigerte; endlich die quälende Sehnsucht nach der Geliebten, die gewaltsam alle Dämme überflutete —: das alles hatte seine Kräfte völlig aufgerieben.

Voll tiefen Jammers hatte Charlotte aus der Ferne das traurige Schauspiel beobachtet. Lange schon hatte sie heimlich der Gedanke gequält, daß der Geliebte, ihr freier Dichter, um ihretwillen sich in das Joch eines Amtes schmiegen wolle. Um diese Zeit nun scheint es gewesen zu sein, wo sie, nach Mundts Bericht, den Ent-

schluß faßte, sich ihm durch den Tod zu entziehen, um ihn aus jenen geist- und krafttötenden bürgerlichen Banden zu befreien und seinem eigentlichen Berufe zurückzugeben. Das alte, in allem Glück ihr treu gebliebene Heimweh nach dem Tode erleichterte ihr diesen Entschluß. Sie wollte wie Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" sterben, indem sie jede Nahrung zurückwies. Doch eine heftige Krankheit bereitete diesen selbstquälerischen Anwandlungen ein Ende, und mit der glücklichen Genesung kehrte auch der Lebenstrieb zurück.

Nun rieten die Freunde zu baldiger Heirat; und im Juli 1828 reiste Stieglitz, der sich inzwischen erholt hatte und wieder „den vollen Lebensbecher hielt", nach Leipzig, um sein Bräutchen heimzuführen. Es war ein seltsames Wiedersehen! Beide waren infolge der überstandenen Leiden und Seelenkämpfe in niedergedrückter Stimmung. Während alle das glückliche Paar, so schön und lebenskräftig anzuschauen, priesen, war den beiden in dieser heißersehnten Stunde fast fremd zu Mute, und sie standen wie beklommen vor dem erreichten Ziele. Erst auf der Hochzeitsreise, die durch Thüringen und Franken an den Rhein führte, löste sich unter dem Einfluß der heiter lächelnden Sonne allmählich diese „Herzerstarrung vor der Wirklichkeit", wie Charlotte später die sonderbare Gebundenheit der Gefühle benannt hat. Auf dieser Reise wurde auch Stieglitz wieder der kecke, kräftige, enthusiastische Jüngling, wie ihn seine Charlotte so gern hatte.

In Berlin wartete des jungen Paares ein arbeitsames, in seinem äußeren Zuschnitt nicht gerade glänzendes Leben. Wenn auch Heinrichs Einkommen einigermaßen ausreichend war und sein Onkel, der reiche Baron Ludwig Stieglitz in Petersburg, der an des Neffen

vielversprechender Entwickelung regen Anteil nahm, die Sorgen der jungen Wirtschaft zu lindern wußte, so gab es doch manchmal Ebbe im Haushalt, und es waren keine reichlichen Feiertagsgerichte, die Charlotte dem Gatten vorsetzen konnte. Doch das trug man mit gutem Humor. Treu und eifrig gab sich die junge Hausfrau ihren wirtschaftlichen Pflichten hin; als echtes Weib war sie auf ihre häusliche Tüchtigkeit nicht minder stolz, als auf ihre Kenntnis der deutschen Klassiker. Auch sonst hatte sie nichts von einem gelehrten Blaustrumpf; sie gab etwas auf ihr Äußeres und erschien bei all ihrer Einfachheit auch zu Hause stets in anmutiger Kleidung. Über ihre äußere Erscheinung hat ihr Biograph Mundt, der sie nun kennen lernte, folgende, geradezu begeisterte Schilderung hinterlassen: „Jedes Edelste, Höchste und Lieblichste weiblichen Geschlechts stellte sie an sich in anmutig stiller Gestalt dar, und man lernte es eben von ihr empfinden und begreifen. Sie hatte überirdisch schöne Augen, die, groß und braun und glänzend, der krystallklarste Ausdruck eines immerbewegten Geisteslebens waren. Bald in Forschung und tiefes Nachsinnen versenkt, bald von trunkener Poesie der überwallenden Gefühle schwimmend, bald von der harmlosesten Schalkheit lachend erfüllt, sahen diese strahlenden Augen jeden, zu dem sie sich aufschlugen, mit einer holden bittenden Freundlichkeit an. Sie hätten mit ihren leuchtenden Sternen gern Liebe in die ganze Welt gehaucht, und nur selten wurden sie ernstdunkel oder zürnend, wo entschieden ausgesprochene Antipathien ihnen im Wege lagen. Es war die Hoheit der Liebe selbst, die in weiblicher Schönheit in die irdische Erscheinung getreten, um beglückend, versöhnend, vermittelnd, segnend zu walten in einer Welt voll Egoismus, Kälte, Eigennutz und niedrigen

Antrieben .... Dazu das lieblich gebildete Gesicht mit seinem scharfen, geistvollen Ausdruck, ein starkes Profil von ebensoviel kecker Zeichnung als edler Anmut." Die schön gewölbte, Nachdenken verratende Stirn von braunen Locken umspielt; eine feine längliche, leichtgeschwungene Nase; um die schwellenden Lippen ein leise verschmähender Zug, „welcher der Ausdruck ist eines unendlich keuschen und reinen Edelsinns, unbeschreiblich verletzbar durch jede Härte der Welt .... So sah man sie, meistenteils das Haupt ein wenig auf die linke Seite gebeugt, mit einer milden Senkung, worin sich ihr Hang zum Sinnen und inneren Vertiefen kundgab. Dieses leise eigentümliche Seelenleben selbst in ihrer Haltung ging durch des Körpers ganze, in sehr zierlichen und lebensvollen Formen ausgebildete Gestalt. Sie war von mittlerer Größe und schritt mit leichter, sylphenhafter Bewegung einher, das heiterste Ebenmaß der Glieder vorstellend."

Ein solches Weib war wohl dazu geschaffen, dem Manne ihrer Wahl ein neidenswertes Los zu bereiten, zumal ihr ganzes Dichten und Trachten darauf hinging, ihn von Herzen glücklich zu machen. „Dich glücklich wissen, glücklich und befriedigt im Streben und im Leben, das ist mein Glück, mein Frieden, das die Seelennahrung, an der ich zehre, in der ich gedeihe!" — Diese Worte, die sie im Jahre 1833 brieflich an ihren Gatten richtete, bezeichnen ihren ersten und wichtigsten Lebensgrundsatz.

In den ersten Jahren ihrer Ehe führten sie ein ziemlich zurückgezogenes, gleichförmiges Leben. Allmählich aber gelang es Stieglitz, die anfangs Widerstrebende in die Gesellschaft einzuführen. Es bildete sich ein schöner Freundeskreis, dem ausgezeichnete, in Litteratur und Wissenschaft hervorragende Männer angehörten; jedermann

fühlte sich durch die liebliche Erscheinung der jungen Frau, durch ihr anmutiges Walten, durch ihren herrlichen Gesang, den sie gern in den Dienst der Geselligkeit stellte, angezogen. Charlotte bewährte auch im Verkehr den eigentümlichen Ernst ihres Wesens. Ihr reger Bildungstrieb ließ sie mit Vorliebe die Unterhaltung mit gediegenen Männern suchen. Hohe Anforderungen stellte sie an den inneren Gehalt, den Ernst, die Treue und Wahrhaftigkeit der Freundschaft; es war nicht leicht, sie in dieser Hinsicht zu befriedigen. Wem es aber gelungen war, ihre Freundschaft zu erwerben, dem war sie herzlich zugethan und blieb ihm treu in allen Wandlungen des Lebens. — Von den lauten geselligen Freuden und Vergnügungen hielt sie nicht viel; tief verstimmend wirkte auf sie die oberflächliche, „farblose, kalte Glacéhandschuh-Unterhaltung", wie sie wohl zu allen Zeiten die üblichen Kaffeegesellschaften beherrscht hat. „Wie oft feir' ich Rahels Andenken in solch' einer Gesellschaft!" seufzt sie einmal nach einem großen Damenkaffee. „Wie oft denk' ich im stillen: Möchtest du sie an solch' einem Orte einmal getroffen haben, wie würdest du dich mit ihr verstanden, mit ihr befreundet haben!" — „Heiter," schreibt sie ein andermal, „nichts von Steifheit, gemütlich, geistig erschlossen, und doch den schönen wahren Anstand nie hintangesetzt, ohne Gemachtes: das ist mein gesellschaftliches Ideal." Und weiter: „Gott! wo man Gemüt findet, da ist gleich Austausch, da nickt Gemüt gleich dem Gemüt einander zu."

Es ist nur natürlich, daß in dieser Ehe die poetische Thätigkeit des Gatten im Vordergrunde des Interesses stand. Wie zur Zeit des Brautstandes, wurde Charlotte auch hinfort in alle poetischen Pläne eingeweiht, durfte raten, feilen, ja, in schwierigen Fällen, wenn des Dichters

Kraft versagte, selber Hand an die Ausführung legen. Doch nicht genug hieran: sie unterzog sich ihm zu Liebe der Mühe, viele Schriften, deren Inhalt sie nicht interessierte, nach Stoffen für ihn zu durchforschen. In dieser gemeinsamen kritisch-produktiven Arbeit lernte sie die Fähigkeiten ihres Mannes genauer kennen und mußte sich zu ihrem Schmerz gestehen, daß sie ihn überschätzt habe. Das Fehlen aller ursprünglichen Kraft und Tiefe des Empfindens, der auffallende Mangel an plastischer Phantasie konnte ihrem feinen Sinn nicht verborgen bleiben. Er hatte den Orient besungen, ohne ihn gesehen oder durch gründliche Studien seinem geistigen Auge erschlossen zu haben: das ist bezeichnend für die Art seines Schaffens. Er übernahm sich an künstlerischen Plänen und war dann verzweifelt, wenn ihm die Kraft zur Ausführung versagte; denn er wußte nur zu reimen, nicht zu gestalten. Charlotte empfand die Mark- und Kraftlosigkeit seiner Gebilde; doch über die Ursache des Mißlingens täuschte sie sich noch. Sie hielt, was im Grunde Unfruchtbarkeit war, nur für eine verkehrte Richtung des dichterischen Strebens, und zweifelte keinen Augenblick, daß hier eine Änderung und Besserung herbeizuführen möglich sei. Fein und schonend wies sie ihn auf die Natur und das reale Leben als auf den ergiebigsten Nährboden der künstlerischen Phantasie hin; unermüdlich spornte sie ihn an, das Herz mit seinen ureigenen Stimmungen und Empfindungen mutig darzustellen. Die folgenden Aussprüche aus ihren Briefen und Tagebüchern zeigen sie als das künstlerische und kritische Gewissen des Gatten.

Als er — zu seinem großen Verdruß — einmal einen Prozeß ausfechten mußte, tröstete sie ihn: „Mir ist die Sache auch für Dich lieb, sie zwingt Dich ein wenig

zu den unteren Lebensregionen herab; und das ist Dir zu Zeiten gut, und bleibt nicht ohne Nutzen selbst fürs höhere Streben; Du mußt eben alles kennen lernen, das ganze Leben in seinen verschiedensten Richtungen; auch die Schmutzwinkel darfst Du nicht aus angeborenem Ekel allzusorglich meiden; Du bleibst dennoch rein dabei; aber Du gewinnst das volle Bild, den richtigen Blick bis ins Einzelnste . . . Wie unstreitig die Furchen des Schmerzes von höchster Fruchtbarkeit, — und Dir vor vielen andern notwendig zum Reifen und Erkennen Deiner selbst — so heiße nur auch jede kleinste Erfahrung, die das kleine Treiben Dir abgewinnen will, hoch willkommen! Jede fördert Dich mit Siebenmeilenstiefeln . . . ."

„Glück zu, mein unermüdet Werdender! . . . ."

„Das ewig flüssige Element, das Unbegrenztsein ist die eigentlichste Bewährung alles Großen und Bedeutenden. Der Künstler darf nie zum System sich abschließen. Auch demonstrieren braucht er's nicht zu können, dazu giebt's andere. Diese Schranke ist sogar ein Teil seines Wesens. Aber eine Weite ohn' Ende, ein Verschwistertsein mit dem Ewigen, Unendlichen — das ist sein Reich. Und wer dies Reich wahrhaft in sich trägt, was braucht der sich zu zerquälen! Er hat sich nur zur Ruh zu bändigen, zu fassen, dann kommt ihm das Rechte schon zur rechten Stunde . . . ."

„Ich möchte wohl, Du setzest Dich mit der Zeit mehr in Korrespondenz mit echten Frauen. Echte Frauen sind des Dichters echtes Publikum. Es würde Dir interessant sein, wahr und offen zu vernehmen, wie sie über Dich, wie über Deine Werke denken und fühlen, Du würdest daraus manches abnehmen, vieles lernen und gewiß Dich daran erquicken und angenehm zerstreuen mit

Nutzen. Ich fordere Dich ernstlich dazu auf. Dein erster Feldherr und erkorener Adjutant bleib' ich doch immer; und in solchen Fällen hätt' ich noch den Spaß, Sekundant und Unparteiischer zugleich zu sein. Für etwaige Wunden wollt ich auch Charpie zupfen ...."

„Gieb nur Dein Eigenstes! Gieb Dein Innerstes rückhaltslos heraus! Das wird dann das Besondere sein, das Eigentümliche, das Neue ...."

Es ist keine Frage, daß der schmerzhafte Widerspruch zwischen dem leidenschaftlich gesteigerten Willen und dem ihm nicht gewachsenen Vermögen bereits in den ersten Jahren dieser Ehe in verzweifelten und die junge Frau tief erschütternden Seelenkämpfen zum Ausdruck gelangte. Bereits 1829, etwa ein Jahr nach der Hochzeit, scheint tiefer blickenden Beobachtern die eigentümliche seelische Spannung der beiden Gatten aufgefallen zu sein. In den Pfingstferien dieses Jahres machte das junge Paar einen Ausflug nach Potsdam. Hier traten sie mit Heine, der von Berlin herausgezogen war, um in ländlicher Stille am dritten Bande seiner „Reisebilder" zu arbeiten, in anregenden Verkehr. Fast täglich wurden gemeinsame Touren nach den umliegenden Seen und Hügeln unternommen, und mit besonderem Interesse ließ Heine sich von Stieglitz aus dem Manuskript seiner „Bilder des Orients" vorlesen. Eines Tages verbrachte auch sein Bruder Maximilian Heine auf der Durchreise durch Potsdam einige Stunden in der Gesellschaft von Heinrich und Charlotte Stieglitz, und er hat über dieses Zusammentreffen folgenden merkwürdigen Bericht erstattet*): „Der

*) H. Heines Leben und Werke. Von Adolf Strodtmann. 3. Auflage. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1884. Erster Band, S. 583 u. 584.

Eindruck, den das junge Paar auf mich machte, war ein ganz eigentümlicher, wenn ich ihn näher bezeichnen soll, ein ängstlicher zu nennen. Aus allem sprach die unsichere bürgerliche Lage, Überquellen dichterischer Phantasie, nirgends ein ruhiger Halt. Stieglitz und seine bewunderungswürdige Charlotte waren ernst, mein Bruder dagegen ausgelassen heiter; was mich betrifft, den bescheidenen Beobachter, so fielen mir die sonderbaren Kontraste nicht wenig auf. Ich weiß nicht, wie es kam, die lebhafte Unterhaltung berührte auch den Heroismus der Frauen in der französischen Revolution. ‚Mit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts,‘ rief Stieglitz aus, ‚sind die thatvollen großen Frauencharaktere verschwunden, und die Weiber sind hervorgetreten.‘ — Da verfinsterten sich plötzlich die schönen Gesichtszüge Charlottens, sie wandte sich rasch zu ihrem Manne um, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte mit einem mir unvergeßlichen Ausdruck ihrer Stimme: ‚Also Du glaubst wirklich, es gebe heutzutag keine Frauen mehr wie jene Römerin Arria, welche ihrem Manne den blutenden Dolch wie eine Bonbonnière präsentierte?‘ — ‚Jedenfalls‘, setzte Heine scherzend hinzu, ‚gehörte *er* mehr zu den Weibern.‘ Auf dem Heimwege brach er in die prophetischen Worte aus: ‚Max, *die* sind nicht glücklich zusammen, die zanken nicht mit einander, sondern hadern mit dem Schicksal. Das ist die schlechteste Sorte von Verdruß, und ich sage Dir, entweder er wird verrückt, oder sie begeht einen Selbstmord.‘“ —

Wenn man dem Bericht Glauben schenken darf, eine fürchterliche Weissagung! —

Charlotte trug ein Kreuz, aber sie trug es gern und geduldig. In vielen Dingen des praktischen Lebens, dem

er oft hilflos wie ein Kind gegenüberstand, bedurfte Stieglitz ihrer leitenden Hand. Er gehörte durchaus zu den „weiblichen Naturen“ unter den Dichtern, an die man, wie Charlotte einmal schreibt, nicht den gewöhnlichen Maßstab von den Pflichten des Mannes legen dürfe. „Man vernichtet sie mit solchen Anforderungen, man zerreißt ihre ungeteilte Natur; und nur zum Schein oder mit der ungeheuersten Selbstüberwindung, wobei dann auch ein gutes Teil von Kräften zugesetzt werden muß, erfüllen sie eine Zeitlang dergleichen Anforderungen; und rettet sie kein guter Genius aus solcher Lage, so möcht' ich es für sie bei allem Segen des innern Überreichtums dennoch als eine Strafe des Himmels ansehn, der sie eben so und nicht anders geschaffen hat.“ — Diese Reflexion war ein Ergebnis sorgsamer Beobachtung ihres Gatten. Sie war ihm gewiß ein „guter Genius“ und vermochte doch die Dämonen, die sein Gemüt immer von neuem heimsuchten, nicht stets wirksam zu bekämpfen. Die See, deren Heilkraft im Sommer 1832 in Doberan erprobt wurde, versagte diesen zerrütteten Nerven gegenüber ihre hypnotisierende Wirkung. Gegen Ende des Jahres wurde Heinrichs Zustand dermaßen besorgniserregend, daß Charlotte sich entschloß, heimlich den Petersburger Oheim um Rat zu bitten. Folgendermaßen beschrieb sie ihm den Zustand des bedauernswerten Mannes: „Es ist in ihm die Leidenschaftlichkeit der Spannung aller Kräfte auf *einen* Mittelpunkt [auf das dichterische Schaffen] mit einer Macht vorhanden, die zu gewissen Zeiten alles andere abschneidet und ausschließt; und eben in dem Unvermögen, den nach einem Ziele sich hindrängenden einseitigen Strom der Kräfte vor der Vollendung des Einen zu hemmen und zu bändigen, kommt es oft zu einem unsäglichen Leiden,

wenn Äußerliches, sich täglich wiederholend, zwischen ihn und seine Aufgabe tritt. Auf diese Weise wird die Stellung nach außen zu gewissen Zeiten der böse Dämon, nicht allein für die vorliegende Aufgabe, sondern wirklich und sichtbar für die Gesundheit; es kann hiermit bisweilen ein Zurückwerfen eintreten, wie es bei einer sonst so kräftigen Konstitution kaum glaublich ist, ein Vernichtetsein geistig und körperlich, das zu meinem Schreck in der letzten Zeit sich häufiger wiederholt und immer länger anhält, und das, wenn es so fortgeht, am Ende Geistiges und Physisches zugleich untergraben muß." Sie habe sich bisweilen Skrupel gemacht, ob es unter diesen Umständen nicht besser für Heinrich wäre, allein zu stehen. Sie trug dem Oheim mit Berufung auf das Urteil des Arztes, daß es auf diese Weise nicht länger gehen könne, schließlich die Bitte vor, Heinrich in die Lage zu versetzen, daß er das Bibliotheksamt — das Lehramt hatte er schon früher niedergelegt — aufgeben könne. Ludwig Stieglitz schnitt in seiner herzlich entgegenkommenden Antwort zwar die Möglichkeit späterer Erfüllung dieser Bitte nicht ab, wünschte aber den Plan einstweilen hinausgeschoben zu wissen; zunächst solle Heinrich Urlaub nehmen und mit seiner Frau zu längerem Besuch nach Petersburg kommen.

Im Sommer des folgenden Jahres wurde diese Reise ausgeführt. Mit großer Herzlichkeit wurde das junge Paar von den Verwandten aufgenommen und verlebte auf der schönen Besitzung Kamenoiostrow bei Petersburg glückliche, durch Liebe verschönte Tage und Wochen. Heinrich machte eine Studienreise durch Rußland, besuchte mit Lottchen auch Moskau, und erst im Spätherbst kehrten sie auf dem Seewege über Lübeck und Hamburg nach Hause zurück. Mit lebhaftem Danke durften sie auf diese

Reise zurückblicken; Stieglitz fühlte sich frischer und wohler denn je, und so ging man mit guter Hoffnung in den Winter hinein.

Leider waren die guten Folgen nicht von Dauer. Schon im Frühjahr 1834 brachen Heinrichs Kräfte wiederum zusammen. Mit größter Mühe nur konnte er seine Bibliotheksgeschäfte verrichten; des Nachts floh ihn der Schlummer, am Tage war er beständig schlafsüchtig. Perioden völliger Erschlaffung und stumpfen Insichversinkens wechselten mit solchen beängstigender Aufgeregtheit ab. Das peinigende Bewußtsein, eine Dichterkraft dritten oder vierten Ranges zu sein, die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllen zu können, kam in erschütternden Worten zum Ausdruck. „Ich will nicht länger mehr die verstimmte Leier, ich will der stimmführende Spielmann sein, der Ernst und Spiel zu mächtigen Akkorden eines Weltchors vereinigt!" rief er einmal aus. Ja, zuweilen verwirrten sich seine Sinne.

Die arme Charlotte trug dieses Schicksal mit tiefem Schmerze, aber auch mit erstaunlichem Heldenmut! Im August reiste sie mit dem kranken Gatten nach Kissingen zur Kur. Sie mußte für ihn sorgen und schaffen, wie für ein krankes Kind; denn er war mutlos und verzagt bis in den Tod. Unermüdlich war sie in dem vergeblichen Bestreben, ihn zu erheitern, ihm Mut zuzusprechen, die Geister des Aufruhrs zu besänftigen. Einmal, als kein freundlicher Zuspruch den Aufgeregten zu beruhigen vermochte, improvisierte sie, Verzweiflung im Herzen, ein Lied und versuchte, wie eine Mutter ihr fieberndes Kind, mit ihrer herrlichen Stimme ihn in Schlummer zu singen:

Rauschet, ihr Zweige,
Wehet, ihr Winde,

Säuselt ihm Fried' und
Kühlung ins Herz!

Inzwischen, wenn sie sich von ihm wegstehlen konnte, leitete sie mit seltener Umsicht und Energie, an Minister und Geheimräte schreibend, die nötigen Schritte ein, um ihren Mann bis zur völligen Herstellung der Gesundheit von allen Amtsgeschäften zu befreien. Jetzt nahm der in ihrem Leben immer wiederkehrende Gedanke, ihm alles, ja, wenn es sein mußte, sich selbst zum Opfer zu bringen, festere Gestalt an. Es ist das aus einigen Aussprüchen rätselhafter Art zu erkennen, die ihr in Kissingen im Gespräch mit ihrem Gatten entfielen. So sagte sie einmal: „Es wird schon der Moment kommen, wo einer fallen muß. Mein guter, treuer Kamerad, Du mußt vor in die Reihen mit doppelter Kraft und doppeltem Mut, wenn mich einmal die erste Kugel treffen sollte!"

Trotz solcher Gedanken und Stimmungen betrat sie, mit allen Fasern ihres jungen Herzens an dem schönen Leben hängend — zählte sie doch erst achtundzwanzig Jahre —, gegen Ende November fröhlichen Mutes wieder die alte Wohnung am Schiffbauerdamm in Berlin. Es konnte, es mußte ja noch alles gut werden; Heinrichs elastische Natur hatte so manche Krise schon überwunden! Doch bald sah sie, daß ihr Hoffen umsonst war. Gar zu schnell sank ihr Mann in sein altes Leiden zurück, und tiefer, denn je zuvor. Das war um so bedenklicher, als er nun, der Last des Amtes enthoben, ganz seinem Schaffen und seinen Studien leben durfte. Tiefe Mutlosigkeit bemächtigte sich endlich auch der gequälten Frau. Die Hintansetzung aller Rücksicht auf ihre eigene Ruhe und Pflege begann sich endlich an ihrem zarten Körper zu rächen. Die immer klarer sich ihr aufdrängende Erkenntnis, daß

überreden und nahm Abschied von ihr — für immer! — Denn in den beiden Stunden seiner Abwesenheit wollte sie ihr Werk vollbringen.

Sie hatte noch mancherlei zu besorgen, und sie that es mit beispielsloser Ruhe und Umsicht. Sie legte das Geld, das sie immer in Verwahrsam gehabt, nebst anderen Sachen obenauf in das Pult ihres Mannes und fügte ein Blatt hinzu, auf das sie den letzten Gruß an ihn geschrieben hatte. Dann nahm sie den Dolch, den sie einst als Braut dem Geliebten gekauft, schloß sich in ihr Schlafzimmer ein, streckte sich auf ihr Bett und senkte hier mit sicherer Hand die Waffe gerade ins Herz hinein. Dann zog sie den Dolch aus der Wunde und legte ihn neben sich hin. Mit der rechten Hand bedeckte sie die Wunde, mit der linken zog sie sich das Betttuch bis an den Hals hinauf. So fand man sie bald darauf, schon verschieden, die Wange noch rot, ein edles Bild des Friedens. „Nur um den einen Mundwinkel", erzählt Mundt, „zeichnete sich ein scharfer, trüber Zug, der Wehe ausrief über die Jämmerlichkeit einer Welt, in der die tiefste Liebe nicht in frohe Blüte treten darf, sondern vor Gram in den Tod geht."

Folgendermaßen lauten die letzten Zeilen, die sie ihrem Gatten hinterlassen:

„Unglücklicher konntest Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück! In dem Unglücklichsein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird sicher über Dich kommen! Wir litten beide ein Leiden, Du weißt es, wie ich in mir selber litt; nie komme ein Vorwurf über Dich, Du hast mich vielgeliebt! Es wird besser mit Dir werden, viel besser jetzt, warum? ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einst

wieder begegnen, freier, gelöster! Du aber wirst noch hier Dich herausleben, und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln.

Grüße alle, die ich liebte und die mich wiederliebten! Bis in alle Ewigkeit! Deine Charlotte.

Zeige Dich nicht schwach, sei ruhig und stark und groß!"

Die tiefsten Beweggründe zu dieser ungewöhnlichen That werden schwerlich jemals entschleiert werden. Hoffte Charlotte wirklich, durch den mächtigen Eindruck ihres Selbstmordes den Unmännlichen aus seiner Lethargie aufzurütteln, ihn durch den wahren Schmerz zum Manne und zugleich zum großen Dichter zu schmieden? — Ihrer tiefen Liebe und dem etwas überspannt-phantastischen Zuge ihres Wesens war ein solcher Opfermut gewiß zuzutrauen. Dennoch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Kleinmut und Verzweiflung ihre Hand im Spiele hatten. Sie mochte nach den furchtbaren Enttäuschungen, die dieser Mann ihrem stolzen Herzen bereitet hatte, nicht mehr leben. Und da sie denn ging, gehen *mußte*, wiegte sie sich selbst in den Wahn, ihr Tod würde ihm Segen und Selbstbesinnung bringen. Oder — glaubte sie selbst nicht an den Erfolg ihrer That? — Nach allem, was sie an seiner Seite erlebt und durchgekämpft hatte, *konnte* sie kaum daran glauben. Dann wäre also ihr Tod nichts als ein Akt der Verzweiflung gewesen, und ihre starkgeistigen Worte hätten nur den Zweck gehabt, den Überlebenden zu schonen und aufzurichten. In jedem Falle verdient die liebevolle, hochherzige Frau das echt menschliche Mitleid, das wir einem tragischen Schicksal gegenüber empfinden, und das so viel mehr ist, als blinde Vergötterung oder strenge Verdammung. —

Damals faßte man Charlottens Selbstmord allgemein als einen heldenmütigen Opfertod auf. Theodor Mundt war es, der in seiner Biographie als Erster diese Auffassung ausführlich begründete. Es war gewiß nicht pietätvoll gehandelt, daß er unmittelbar nach ihrem Tode das traurige Geheimnis dieser an Schmerzen so reichen Ehe enthüllte; dennoch handelte er aus guter Absicht: er wollte einer geliebten Freundin, einer modernen Märtyrerin ein Denkmal setzen. Wie er, erblickte ganz Berlin in ihrer That die Offenbarung eines bis dahin unerhörten geistigen Opfermutes. Dichter besangen sie als Heldin; Boeckh feierte in griechischen Distichen die neue Alkeste, „die zum Heil des Gemahls freiwillig zum Hades hinabstieg". Gutzkow wurde durch ihren Tod zur Konception seines Romans „Wally, die Zweiflerin" angeregt, deren blasierte Heldin indessen mit ihrem Urbilde wenig gemein hat.

Er aber, um dessen willen Charlotte ihr junges Leben hinwarf, zeigte sich ihrer im höchsten Grade unwürdig, schimpflich unwürdig! Die ganze Angelegenheit scheint seiner Eigenliebe so gewaltig geschmeichelt zu haben, daß ein ehrlicher Schmerz gar nicht aufkam. Er war der Mann, für den ein Weib wie Charlotte sich hingeopfert hatte —: war das nicht eine Glorifikation seiner selbst! — So wenig tief und nachhaltig war die Wirkung des Ereignisses auf sein durch lange Krankheit verwildertes Gemüt, daß er, wie ein von Geiger mitgeteilter Brief*) Mundts an Stieglitz beweist, wenige Monate später in frivolem und leichtfertigem Tone darüber sprechen und scherzen konnte; so daß der ehrliche Mundt ihm mahnend

*) Die Wahrheit über Charlotte Stieglitz. Von Ludwig Geiger. Gegenwart, Jahrg. 1894, Nr. 36.

zurief: „Bedenke, bedenke, daß es eine edle Tote ist, zu der diese deine Worte in Beziehung gestellt sind! Mir aber blieb nichts übrig, als mich mit tiefem Unwillen davon [von solcher Frivolität] abzuwenden.“

Zwar prahlte Stieglitz in seinen nachgelassenen Erinnerungen an Charlotte: „Ihre letzten Zeilen sind fortan mein Diplom, meine höhere Promotion.“ Aber zu einer großen dichterischen That vermochte er sich auch in Zukunft nicht aufzuraffen. Als Entschuldigung seiner Haltung nach dem Hinscheiden seiner Frau kann nur der eine Umstand gelten, daß er sich durch ihren Tod wie von einem Alpdruck befreit fühlte: war sie es doch gewesen, deren stumme Vorwürfe und ausgesprochene Bitten und Forderungen ihn beständig zu höheren Leistungen aufgestachelt hatten, als sie seiner poetischen Begabung entsprachen. Als Witwer hat er denn auch fast nichts mehr gedichtet, sondern nur noch — Reisebücher geschrieben. Nachdem er 1849 in Venedig an der Cholera gestorben war, wurde er seinem Wunsche gemäß am 17. Oktober 1850 neben seiner Frau auf dem Sophienkirchhofe zu Berlin beerdigt.

Henriette von Paalzow.

Eine reichbegabte Schriftstellerin, die in einem Zeitraume von kaum zehn Jahren vier umfangreiche Romane von insgesamt zwölf starken Bänden verfaßte, deren Auftreten von seltenem Erfolge begleitet war, ja, offenbare Sensation erregte, und die sich trotzdem mit aller Kraft und immer von neuem dagegen verwahrte, den Leuten vom Fach, der Schriftstellerzunft, zugerechnet zu werden; die sich zeitlebens, auch dann, als sie in weiten Kreisen bereits als Verfasserin ihrer Romane bekannt war, standhaft weigerte, vor dem großen Publikum den Schleier der Anonymität, in den sie sich gehüllt, zu lüften und durch die kleinste biographische Nachricht die allgemeine Neugier zu stillen —: eine solche Erscheinung ist unserer Zeit, in der die Frau die ihr natürliche Scheu vor öffentlichem Hervortreten lange überwunden hat, wo jährlich Hunderte von schriftstellernden Frauen ihre Schöpfungen auf den Büchermarkt werfen, ein psychologisches Rätsel. Nun sind aber die mimosenhafte Scheu vor der Öffentlichkeit, die Scham, welche es erregt, das eigenste, heimlichste Leben des Herzens und der Seele preisgegeben zu sehen, so echt weibliche Empfindungen, sie sind so durchaus das Merkmal einer zart fühlenden, keuschen Natur, daß man sich hüten soll, darüber als über eine Prüderie zu spotten.

Henriette Paalzow.

Nach einem Stich in dem Werke „Ein Schriftsteller-Leben. Briefe der Verfasserin von Godwie-Castle an ihren Verleger". Breslau 1855.

Vielmehr sollte man wünschen und hoffen, daß der Typus einer Schriftstellerin, wie ihn diese Skizze aufstellt, auch heute — unter durchaus veränderten Umständen — nicht ganz ausgestorben sein möchte.

Henriette wurde als die jüngste Tochter des Kriegsrates Wach im Jahre 1798 in Berlin geboren. Ihr Vater, ein strenger, verständiger Mann, wollte von den Emancipations-Ideen, die damals in der Luft lagen, absolut nichts wissen; hartnäckig verschloß er sein Hauswesen jedem Luftstrom einer neuen Zeit. Nach der damaligen Sitte lebte die ganze Familie — außer den Eltern drei Kinder — in einer einzigen großen Stube. An den Arbeitstisch des Vaters, der am Fenster stand, durfte kein Geräusch dringen, und so mußten die Kinder sich mäuschenstill verhalten. Abends sammelten sich alle um das Licht, bei dem am oberen Ende des langen Familientisches der Vater las; dann pflegte sich die kleine Henriette, auf einem Fußbänkchen sitzend, in der halbdunklen Ecke stundenlang Geschichten zu erzählen, die sie selbst erfand. Es war indes kaum jemand, der diesen Hang, die erste Äußerung einer lebhaften Phantasie, bemerkte oder nährte. Nur der Vater erzählte zuweilen in einfacher, aber um so eindringlicherer Weise wunderbare Traumgesichte und deren noch merkwürdigere Erfüllung und hinterließ damit den empfänglichen Kinderseelen einen unauslöschlichen Eindruck; doch geschah dies nur selten.

Unbeachtet rauschte der Strom des Weltlebens an diesem stillen Familienport vorüber. Kaum, daß der schweigsame, in sich gekehrte Vater einmal von dem, was er draußen erlebt, berichtete. In diesem engumgrenzten Kreise glich ein Tag dem andern. Eine seltsame Befangenheit gegenüber den Forderungen der Wirklichkeit

und jene schon gekennzeichnete Furcht vor dem rauhen Luftzuge der Öffentlichkeit blieben, als Frucht dieser Erziehung, Henrietten lebenslang treu. „Ich bin still erzogen, und das wird man nie wieder los," sagte sie wohl. Die Ausbildung der Töchter hatte nur deren Vorbereitung für den Beruf der Hausfrau im Auge. Ihr Unterricht war höchst dürftig; die Mutter brachte ihnen die Elemente des Lesens und Schreibens bei. Selbst später, als das Verlangen der Kinder nach reicherer Geistesnahrung sich nicht mehr beschwichtigen ließ, pflegte der Vater streng zu bemerken: „Ein Mädchen, das waschen, plätten, stricken und nähen kann und außerdem noch lesen und schreiben gelernt hat, weiß genug, um durch die Welt zu kommen, und alles andere sind hochfahrende Gedanken, die ich nicht liebe." — Nur der einzige Sohn, Wilhelm, der später als Maler bekannt wurde, erfuhr eine seinen Gaben entsprechende Ausbildung; besonders wurde sein schon früh hervortretendes Zeichentalent durch Unterricht gefördert. Er war es denn auch, der aus seinen eifrig gesammelten Geistesschätzen den Schwestern mitteilte, die sich dann heimlich mit Vokabeln und französischen Phrasen quälten. Das konnte natürlich den versäumten Unterricht nicht ersetzen, und trotz allen Bemühens, die Lücken ihrer Bildung später auszufüllen, hat Henriette immer den Stachel empfunden, in der Jugend Versäumtes eigentlich nie nachholen zu können.

Wuchs sie also in mancher Hinsicht in ihr widerstrebenden Verhältnissen auf, so ward ihr doch das hohe Glück zu teil, in einer reinen häuslichen Sphäre zu atmen, wo nie auch nur ein Hauch des Gemeinen ihre zarte Seele trüben konnte. Als die erste von allen Bedingungen, unter denen sich ihre geistige Eigenart entwickelte, be-

zeichnet sie den Umstand, daß „Gott ihr herrliche Eltern gegeben habe". Die feinen Formen, in denen sich das an sich einfache Leben in der Wachsschen Familie vollzog, waren nur der Ausdruck einer wahrhaft vornehmen, edlen Gesinnung. Als nach dem Erscheinen des ersten Romans der Paalzow, „Godwie-Castle", der bekanntlich in den höchsten Kreisen des englischen Adels spielt, eine Gräfin Dönhoff als Verfasserin genannt wurde, schrieb Henriette (1837) an ihren Verleger: „Das Publikum, welches über den Verfasser von G.-C. immer noch nichts Sicheres weiß, scheint hauptsächlich darum auf hohe Autoren zu schließen, weil in dem Roman die Gepräge der Etikette und Konvenienz ziemlich gut beobachtet sind. Daß nun die bürgerliche Frau aus bürgerlicher Familie diese kannte, mag als Lehre dienen, daß Formen, die mit einer edlen Charakterbildung zusammenhängen, Gemeingut sind. Ich habe von meinen Eltern und Geschwistern nie anderes gesehen, ich habe mich in bekannten Formen ausgesprochen, ohne zu glauben, daß die andere Klasse dies allein für sich in Anspruch nähme."

Bei Henriettens Naturanlage waren die Verhältnisse, die sie von früh auf umgaben, sehr geeignet, eine reiche innere Entwickelung zu fördern. Ihre schwärmerisch bewegte Seele schuf sich eine Welt, in der das junge Mädchen bald heimischer wurde als in der Wirklichkeit. Doch auch im äußeren Leben traten Veränderungen ein, die dem Willen des Vaters, seine Familie gegen jede Berührung mit der Welt abzuschließen, entgegenarbeiteten. Besonders bedeutungsvoll für Henriette wurde der Umstand, daß ihr Bruder Wilhelm, der sich durch künstlerische Leistungen immer mehr hervorthat, im väterlichen Hause sein Atelier einrichtete. Nun begannen sich ihr die

Pforten der Kunst und des Lebens zugleich zu öffnen. Ihre Liebe zur Malerei und das tiefe Verständnis dafür, das sie dem Bruder verdankte, treten in ihren viel später geschriebenen Romanen deutlich hervor. Die zum Teil wunderbar schönen Landschafts-Schilderungen, die figurenreichen Massengemälde, die sie mit großem Kompositionstalent entwirft, verraten auch dem, der ihre Lebensgeschichte nicht kennt, den malerisch geschulten Blick der Verfasserin. Jetzt wurde es ihr auch leichter gemacht, sich geistig zu bereichern. Sie entschädigte sich für die erzwungene Enthaltsamkeit, indem sie begierig alles las, was sie aus der alten und neuen Litteratur bekommen konnte, und es wird erzählt, niemand habe mit größerer Dankbarkeit von Menschen und Büchern, die ihm zur Erweiterung des Gedankenkreises oder zur Berichtigung verkehrter Auffassung verholfen, sprechen können, als Henriette Wach. Auch lernte sie nun unter Altersgenossen die unschuldigen Freuden der Jugend kennen. Nach einer kränklichen Kindheit rang sich in ihrem 13. oder 14. Lebensjahre ihre Gesundheit zu größerer Festigkeit hindurch. Sie entwickelte sich zu einer großen, schlanken, nicht eigentlich anmutigen Erscheinung; aber in ihren feingeschnittenen Zügen, deren Farbe von ungewöhnlicher Schönheit war, in jeder Bewegung sprach sich der Adel ihres Wesens aus.

Um diese Zeit traf die Prinzessin Wilhelm von Preußen Henriette im Atelier ihres Bruders, von dem sie sich malen ließ, und wurde so unwiderstehlich von der Erscheinung des jungen Mädchens gefesselt, daß sie bei jeder Sitzung die Gegenwart Henriettens erbat. Es bildete sich allmählich zwischen beiden ein freundschaftliches Verhältnis von einer Innigkeit, wie es selbst zwischen Personen gleichen Standes höchst selten ist. Diese Freund-

schaft dauerte für das Leben und hat Henriette in mancher Beziehung innerlich gefördert.

Das Jahr 1813 sprengte den schönen Freundeskreis der Geschwister Wach. Der große Völkerkrieg, der so viel tausend Wunden schlug, forderte auch von dem jungfräulichen Kinde ein schweres Opfer — das schwerste, das sie bringen konnte —: die ersten frischen Keime künftigen Glückes, die in ihrer Seele sproßten, wurden grausam zertreten. Außer dem teuern Bruder hatte sie bangen Herzens den Jugendgeliebten in den Kampf ziehen lassen; er kehrte ihr nicht wieder. In der Zurückgezogenheit, die sie mit den Eltern teilte, suchte das junge Mädchen Trost für ihren tiefen Schmerz. Sie verlangte nichts mehr vom Leben, das sie so grausam betrogen hatte. Schon damals griff sie oft zur Feder, um im geistigen Schaffen Ruhe und Vergessen zu finden. Doch diese Versuche genügten ihr selbst nicht, und was entstand, wurde bald wieder verworfen. Dagegen gewährte ihr die Musik, der sie sich mit wahrer Leidenschaft hingab, reiche Befriedigung und Trost in mancher trüben Stunde.

So rückte nach ein paar still verlebten Jahren der Zeitpunkt nahe, wo Henriette wieder in die Welt trat. Im Jahre 1816 reichte die Achtzehnjährige dem Major von Paalzow die Hand zum Ehebunde.

Über die Motive zu dieser Handlung und über die für Henriette überaus traurigen Folgen berichtet die Freundin, der wir eine kurze, aber mit Liebe geschriebene Lebensskizze der Paalzow*) verdanken, folgendermaßen: „Die

*) Man findet diese Skizze, mit der Chiffre K. unterzeichnet, in dem Buche: Ein Schriftsteller-Leben. Briefe der Verfasserin von Godwie-Castle an ihren Verleger. Breslau, Josef Max & Cie. 1855.

Beweggründe zu diesem Schritt lagen nach außen in dem Wunsche ihrer Familie — nach innen in der Selbsttäuschung eines edlen Herzens, dem es leicht wird, nach einem schweren Verlust wenigstens noch glücklich zu machen, wenn man es auch für sich aufgiebt, glücklich zu sein. So hat Henriette Wach mir oft diesen Schritt bezeichnet, — und welche andere Motive auch noch hinzukamen, und wie auch nach außen vieles anders scheinen mochte — gewiß ist, daß der Irrtum dieser Handlung sich nur zu bald erwies, und daß Henriette schwer dafür zu büßen hatte. Fünf Jahre lang lebte sie fern von Berlin in Westfalen oder am Rhein ein bewegtes Leben, in dem zuerst eine völlige Resignation und die Neuheit dieses Lebens keinen inneren Zwiespalt aufkommen ließ. Aber kaum war die Hälfte der eben angegebenen Zeit verstrichen, als schon die ersten Symptome inneren Zwiespaltes an diesem künstlichen Glück auftauchten und nach und nach mit solcher Energie sich Bahn brachen, daß ihr nur noch die Wahl blieb: daran zu Grunde zu gehn, oder diese Fesseln zu brechen. Die ursprüngliche Kraft ihrer Natur siegte bald über ihre sentimentalen Vorstellungen einer großartigen Selbstopferung, und als sie innerlich fest war, kämpfte sie mit aller Entschiedenheit gegen die starren Grundsätze der damaligen Zeit und die religiösen Skrupel über diesen eigenmächtigen Schritt. Sie siegte mit dem Bewußtsein, daß ihr Gott nicht auferlegen könne, ein Leben zu ertragen, welches ihre innerste Kraft lähmte."

Fünf Jahre nach ihrer Verheiratung also kehrte die noch so junge, schwergeprüfte Frau nach Berlin zu ihrer Mutter zurück, die nach dem Tode ihres Gatten — Wilhelm hielt sich seiner künstlerischen Durchbildung halber in Italien auf — dort allein lebte. Henriettens ernste,

würdevolle Haltung besiegte bald die Vorurteile, die damals einer geschiedenen Frau entgegenstanden. Als treue Tochter führte sie an der Seite der alternden Mutter ein stilles, zurückgezogenes Leben bis zu deren Tode. Etwa um dieselbe Zeit kehrte Wilhelm Wach aus Italien zurück, und nun erfüllte sich den Geschwistern ein Traum ihrer ersten Jugend, indem sie ein Haus bezogen und ein gemeinsames, der Arbeit und ästhetischem Genusse geweihtes Leben begannen. Durch geschwisterliche Liebe und durch verwandte Geistes- und Geschmacksrichtung verbunden, wuchsen diese beiden Künstlerseelen immer inniger ineinander, und nur der Tod konnte ein so seltenes Verhältnis lösen. Bald scharte sich um das Geschwisterpaar ein Kreis von Gelehrten und Künstlern, für dessen Gediegenheit allein der eine Name Wilhelm von Humboldt spricht.

In harmonischer Ruhe, befruchtet durch historische Studien und den belebten geistigen Verkehr mit ausgezeichneten Männern, wurde Henriettens Dichtertalent geboren. Von innerer Notwendigkeit getrieben, begann sie — es mag um das Jahr 1830 gewesen sein — zu schreiben und fand bald in diesem geheimen Schaffen einen ungeahnten Genuß; ja, die poetische Thätigkeit bildete mehr und mehr die eigentliche Würze und den Kern ihres damaligen Lebens. Ohne irgend eines Menschen Mitwissen entstand das erste Werk ihrer Feder, der Roman „Godwie-Castle", den sie in ihren Schreibtisch schloß mit dem traurigen Gefühl, daß sich in diesem Erstling ihr Talent auch erschöpft habe. Eine schmerzhaft zehrende Krankheit, die nun bei ihr ausbrach, bestärkte sie in diesem Gedanken; die vor kurzem noch so lebensfrische Frau beschäftigte sich fast nur mit ihrem Tode. Im Frühling 1835 wurde eine gefährliche Operation notwendig, die sie

wie alle Leiden der Krankheit mit wahrem Heldenmut ertrug. Ihre elastische Natur überwand die Krisis, und langsam erholte sie sich.

Als sie zur Feier ihrer Genesung zum ersten Male wieder in einem befreundeten Familienkreise den Abend zubrachte, holte sie ihr Manuskript hervor und begann zum Erstaunen aller daraus vorzulesen, bis sie durch einen nicht mehr zu unterdrückenden Enthusiasmus unterbrochen wurde.

An diesem Abend entschied sich Henriettens Schicksal. Wie sehr sie sich sträubte, wie sehr sie der Gedanke verwirrte, ihr Werk jemals gedruckt zu sehen: ihre Freunde ließen nicht nach, bis sie endlich einwilligte, den Roman der Öffentlichkeit zu übergeben. Wenn wir Henriettens Jugendleben überblicken, begreifen wir, welchen schweren Kampf es sie kostete, diesen Entschluß zu fassen. Galt es doch, die Macht der Gewohnheit und Erziehung zu überwinden. Tag und Nacht glaubte sie sich vom Zorn ihres toten Vaters verfolgt, der in einem solchen Schritte eine Verletzung der Weiblichkeit erblickt haben würde. So gab sie denn erst nach mehreren Monaten ihre Zustimmung; und auch dann noch mußte, um ihre Gefühle zu schonen, sehr vorsichtig operiert werden. Ihr Bruder, damals schon Professor der Akademie der Künste und Hofmaler in Berlin, bot im November 1835 dem gebildeten und angesehenen Verleger Josef Max in Breslau das Manuskript an, als das Werk eines Autors, der ganz unbekannt sei und — vorderhand sogar seinem Verleger — unbekannt zu bleiben die Absicht habe. Auch dann, als einen Monat später Henriette selbst mit Max in briefliche Verbindung trat, verschwieg sie sorgfältig ihren Namen und bat ihn dringend, Vorsicht zu üben, ihre Briefe nie aus der Hand

zu geben und großmütig jede Mutmaßung und Nachforschung aufzugeben, bis sie selbst sich ihm anvertrauen würde. Das aber geschah erst im Oktober 1836 nach vollendetem Druck des Romans, der natürlich anonym erschien. „Godwie-Castle", schrieb damals die Verfasserin in ihrer schnucklosen Weise an Josef Max, „ging aus den Mußestunden einer Frau hervor: ich bin die Majorin Paalzow, die jüngste Schwester des Professors Wach, und so glücklich, unter seinem Schutze in seinem Hause zu leben. Als seine Hausfrau, in Umgebungen, die die Existenz eines Künstlers in der Hauptstadt leicht mit sich führt, ward mir die Unabhängigkeit und Behaglichkeit zu teil, die ein solches Unternehmen begünstigt . . . . ." Zur Begründung ihres Wunsches, unbekannt zu bleiben, schrieb sie folgendes: „Meine unbeschreiblich große Abneigung gegen Bekanntwerdung meines Namens geht erstlich von der natürlichen Furcht aus, in dem Munde der Menge zu sein, ganz besonders aber aus meinem persönlichen Widerwillen gegen alle schriftstellernde Frauen." Und nun folgt zum ersten Male die in ihrem Briefwechsel mit Max immer wiederkehrende Versicherung, daß sie keine zünftige Schriftstellerin sei und nimmer werden wolle. „Ich bitte Sie aufs dringendste, mich um dieses einen Buches halber nicht für eine Schriftstellerin zu halten; denn indem ich mir selbst und alsdann dem Willen einiger weniger Freunde genug gethan, dies erst zu schreiben und dann es zu publizieren, habe ich meiner Überzeugung nach den Stoff in mir verbraucht, und Sie haben nicht zu fürchten, daß ich, wenn auch Gott meinen geistigen Keim nicht bald verpflanzen möchte, Sie mit einem matten Abdruck schriftstellerischer Sicherheit für Ihren Verlag belästigen werde. — Ich bin keine Schriftstellerin, ich will sie nicht par

force werden, und habe nur mit diesem meinem Buche mich selbst erleichtert von angesammelten Ideen."

In einer etwas später geschriebenen Briefstelle kommt dieser Gedanke noch klarer zum Ausdruck. „Es regt sich," schrieb etwa ein Jahr später Henriette ihrem Verleger, dem, als einem treuen, verständnisvollen Freunde, sie ihre Gedanken gern anvertraute, „es regt sich nicht der geringste Eifer in mir, wieder etwas in die Welt zu schicken; ich bin gerade wieder so einsam und still, wie vorher, mit mir, und warte, ob es sich zeigen wird, und fürchte nur das Eine: daß ich gegen mich selbst zu kritisch, zu mißtrauisch sein werde. Meine Beobachtungen haben mich nämlich gelehrt, daß nur allzu oft ein Erstlingswerk Erwartungen rege macht, welchen kein folgendes Produkt mehr entsprach; weil der Autor, der durchaus nicht des Prädikats Schriftsteller verlustig gehen wollte, den leer gewordenen Geist, blind für seinen Zustand, zu Produktionen zwang, zu denen die Kraft und der Stoff bereits nicht mehr vorhanden waren. — Daher kommt auch meine Angst, zu den Schriftstellerinnen gerechnet zu werden! Sie können denken, wie oft ich der Frage begegne, was ich jetzt schreibe*) u. s. w. Unaufhörlich und jedem antworte ich: ich bin keine Schriftstellerin! Ich habe nicht das sprudelnde Talent, das dazu stets auffordert, und ich würde mich nie hinsetzen können und sagen, ich will ein Buch schreiben. — Das eine Buch habe ich schreiben müssen; ob der innere Drang zur Produktion in meinem sich neigenden Leben noch einmal erwachen wird, will ich erwarten, aber ich bin macht- und willenlos dabei, und Gott

*) Damals (September 1837) war für einen Teil des Berliner Publikums der Schleier der Anonymität bereits gelüftet.

bewahre mich vor dem Dünkel, fürder produzieren zu wollen, weil es mir einmal gelungen scheint."

Es erhellt, daß der Protest der Frau von Paalzow, den Schriftstellern von Profession zugerechnet zu werden, einzig gegen die Leute gerichtet war, die ohne Herzensdrang und Begeisterung aus der Schriftstellerei ein Gewerbe machen. Indem sie sich diesen Leuten persönlich gegenüberstellte, übersah sie den sachlichen Gegensatz zwischen Schriftstellerei dieser Art und poetischem Schaffen; übersah sie, daß alle echte Poesie von Gottes Gnaden ist, daß jeder wahre Dichter demütig der Stimme des Gottes in seiner Brust lauscht und ein Bilden ohne inneren Beruf ihm eine Profanation der Kunst erscheint. Andrerseits scheint sie nicht bedacht zu haben, daß, wennschon das angeborene Talent, die innere Berufung der eigentliche Lebensnerv des Künstlers ist, doch der Dichter zugleich Schriftsteller sein muß, Schriftsteller im Goethischen Sinne: d. h. ein Mensch, welcher des Glaubens an die Macht des Wortes voll ist, in diesem Glauben lebt, webt und wirkt; der also unablässig ringen wird, des Wortes, als des einzigen ihm zustehenden Mittels, seine Gedanken- und Gefühlswelt auszudrücken, mächtig zu werden. — Eine Schriftstellerin in jenem üblen Sinne war die Paalzow gewiß nicht; daß sie es in diesem guten Sinne nicht geworden ist, verschuldet ihre souveräne Verachtung berufsmäßiger Übung und Vervollkommnung; diese Verachtung hat ihre tiefere künstlerische und ästhetische Durchbildung verhindert, und verursacht, daß sie als Dichterin nicht ganz die Stufe der Entwickelung erreichte, auf die ihre reichen Anlagen hinwiesen.

„Godwie-Castle" erregte sofort nach seinem Erscheinen bedeutendes Aufsehen, zunächst in den Kreisen

der vornehmen Gesellschaft. Trotz der Vorsicht, welche Henriette und ihre Freunde beobachtet hatten, konnte der Name der Verfasserin nicht lange verborgen bleiben. Um sich zu erholen und auch wohl, um allen Andeutungen und Nachfragen aus dem Wege zu gehen, nahm Frau von Paalzow vom Herbst 1836 ab einen einjährigen Aufenthalt in Köln. Schon im Februar 1837 erhielt sie von ihrer alten Freundin, der Prinzessin Wilhelm, aus Berlin die Nachricht, daß am Hofe in Gegenwart des Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., und seiner Gemahlin Abend für Abend aus dem Roman vorgelesen würde, und daß sie, angesichts der großen Teilnahme der hohen Herrschaften, nicht habe widerstehen können, den Autor zu nennen. Als Henriette dann im Herbst 1837 vom Rhein nach Berlin zurückkehrte, mußte sie dem Ansturm der Freunde und Feinde standhalten. In den ihr bekannten Kreisen war ihr Name in aller Munde. Das war eine harte Prüfung für diese decente Natur. „Es erschwert mein Erscheinen in Gesellschaften sehr," schrieb sie damals ihrem Verleger, „daß mich niemand sieht, ohne des Buches zu gedenken; ich zittere davor, ehe ich eintrete, und bleibe immer in einer ängstlichen Aufregung, da ich noch nicht gegen diese direkten Angriffe abgehärtet bin." Die teilweise überschwenglichrühmenden Urteile der Gesellschaft über den Roman setzten sie in Erstaunen und Verlegenheit. „Die Gräfinnen Bohlen und Bismarck," berichtete sie darüber, „danken dafür, wie für eine Erziehungsschrift, woran junge Mädchen und Frauen sich entwickeln können. Die Legationsrätin Eichhorn hat bei dem Tode ihres Sohnes Trost und Stärkung darin gefunden. Unser Gesandter in London, Herr von Bülow, findet es ein Buch für Diplomaten, er forscht den

Nachrichten über Mazarin und Briſtol nach, und fragt, wo ich dieſe Quellen gefunden. General Pfuel erkennt es als keinen Roman an, ſondern erklärt es für ein Geſchichts-Tableau, während ein Profeſſor der Geſchichte mir ſagt, er habe es ſeinen Schülern empfohlen als das charakteriſtiſchſte Werk, welches den damaligen Zuſtand von England darlegt; vor allem aber horchte ich den ehrenden Worten Alexander von Humboldts, der mir viel zu Gutes geſagt hat, um es ſelbſt Ihnen wieder ſagen zu können." Zu ſolchen anerkennenden Urteilen aus dem Munde bekannter Perſonen geſellten ſich höchſt ehrenvolle Beſprechungen in Zeitſchriften. Der größere Teil der Kritik erklärte ſich für das Werk, das nun ſehr bald auch in den bürgerlichen Ständen feſten Fuß faßte. Schon 1838 wurde die zweite Auflage notwendig, der bald die dritte (1840) und vierte (1842) folgten. Henriette war über Nacht eine berühmte Frau geworden! — Brockhaus in Leipzig machte ihr ehrende Anerbietungen. Zeitſchriften und Taſchenbücher warben um ihre Mitarbeit. Unbeirrt von Eitelkeit und Ruhmſucht, war ſie verſtändig genug, dergleichen Aufträge, deren Ausführung nur ihre Kraft zerſplittert hätte, abzulehnen. „Man bringt mich faſt um mit Journal-Anliegen — Novellen, Briefen, Biographien, meinem Porträt," klagte ſie einmal ihrem Verleger. „Sie würden lachen, wenn Sie beobachten könnten, wie maßlos dadurch mein Widerwillen gegen alle dieſe Dinge ſteigt. Ich ſchreibe mit zuſammengebiſſenen Zähnen ſo höfliche Briefe, daß mich gewiß keiner wieder darum angeht; dabei iſt es immer die Wahrheit, denn ich kann keine Novellen ſchreiben und bin keine privilegierte Perſon, die ihre Memoiren und ihr Porträt in allen Cafés herumtreiben laſſen mag." — Im übrigen trug ſie würdig und

bescheiden das reiche Maß von Ehre und Anerkennung, das auf ihren Scheitel gehäuft wurde. „Ich erlebe sehr viel Ehrenvolles und Erfreuliches," schrieb sie dem Freunde, „und insofern ich am schnellsten vergesse, die Veranlassung gewesen zu sein, ist mir die Erscheinung dieses Erfolges überaus interessant. Persönlich wird mir alles dadurch leicht gemacht, daß man mich keines Dünkels beargwöhnt und richtiger, als ich es für möglich hielt, sich in diese Erscheinung hineinfindet, ohne mich unter die Zunft der Schriftstellerinnen zu verweisen."

Inzwischen fühlte sie sich durch ihre geschichtlichen Studien, die sich jetzt auf die Epoche Ludwigs XIV. von Frankreich bezogen, von neuem zum Schaffen angeregt. War sie einmal im Zuge, so arbeitete sie mit bewundernswerter Spannkraft und Schnelligkeit. So konnte bereits 1839 ihr zweiter großer Roman „Saint-Roche" erscheinen. Er wurde mit fast noch größerem Enthusiasmus aufgenommen, als seinerzeit „Godwie-Castle". Der preußische Hof ging in der Ehrung der Verfasserin voran; doch auch die Kaiserin von Österreich, die Herzogin von Orleans, die Fürstin von Liegnitz sandten liebenswürdige Briefe und kostbare Geschenke. Eine höhere Freude, als das alles, bereitete ihr das Urteil Alexander von Humboldts, der ihr unter anderem schrieb: „Ihr historisches Werk über die Entwickelung der geistigen Übermacht Frankreichs ist sehr geistvoll und gelungen und von großer Meisterschaft des Ausdrucks. — Sie haben die größten aller Wagstücke begangen, den großen Hierarch und Madame de Sevignée redend einzuführen; aber man hat es Ihnen gern verziehen, so geistreich und sinnig sind die Charaktere gehalten, so voll Farbenreiz und sittlicher Anmut." — Neben solchen anerkennenden Urteilen fehlte

es auch diesmal nicht an zum Teil heftigen Angriffen und sogar persönlichen Verdächtigungen, die vornehmlich von der Romanschriftstellerin Karoline von Woltmann, die sich durch den Ruhm der Paalzow verdunkelt sah, und von einigen Schriftstellern des „jungen Deutschland" ausgingen. Wenn sie auch solche Anfeindungen nicht allzu tragisch nahm, bereitete es ihr doch einen nicht zu verhehlenden Triumph, als Laube, einer der geistigen Führer dieser Schriftsteller-Generation, ihr eines Tages (1842) seine Frau zuführte und ihr bei dieser Gelegenheit viel Schönes über „Saint-Roche" sagte: der Roman sei ihm noch lieber als „Godwie-Castle"; um ihn schreiben zu können, dazu gehöre eine so seltene Vereinigung von Eigenschaften, daß er sie für unmöglich gehalten haben würde.

Inmitten des Strudels, in den sie sich wider Willen gezogen sah, sehnte sie sich beständig nach Ruhe und Sammlung. „Ich denke an die Zeit, wo man mich etwas wird vergessen haben," schrieb sie im Februar 1840, „mit einer Sehnsucht, wie man sich vielleicht aus einem rauschenden Gesellschaftssaal in ein stilles, kühles Wohnzimmer zurücksehnt, wo man den Kopf stützen kann und mit freudiger Ruhe fühlen, daß man allein sei. Die Menschen kommen mir jetzt zu nah; das stille, heilige Alleinsein ist mir zerstört; ich fühle, so werde ich keine neue Offenbarung (nehmen Sie keinen Anstoß an dem Worte) empfangen. Ich sehne mich, zu erfahren, ob Gott mir noch ferner die Gnade schenken wird, schreiben zu können, denn dies — diese Fähigkeit — kauft während des Besitzes allen Beifall, alle Ehre der Welt aus." Diese fromme Seele faßte in Wahrheit den Schaffensakt als eine Offenbarung, als ein Geschenk göttlicher Gnade auf, das man demütig abzuwarten habe. Demgemäß mußte ihr ein

Schaffen ohne innere Berufung als eine Sünde wider den heiligen Geist der Kunst erscheinen. Was sie über dieses Thema gesagt hat, ist beherzigenswert für alle Zeiten, beispielsweise das folgende Wort, das den Vielschreibern, den „ewig Produzierenden", wie sie sie nennt, einen Spiegel vorhält: „Wonach ich mich recht aufrichtig sehne, ist nach dem Glück, wieder schreiben zu können; es ist aber noch eine trostlose Stille in mir, und ich muß warten! Wie wenige Menschen diesen demütigen Zustand meinem Talent gegenüber begreifen, macht mich oft nachdenkend und ist vielleicht der Beweis, wie roh die meisten Menschen selbst mit sich umgehen und das Geschenk des Geistes, die Produktion, diese Blüte der Existenz, einmal bei ihnen entwickelt, für einen Tribut halten, den sie zu allen Jahreszeiten fordern können; daher der viele Mißwachs; daher so weniges, was etwas Unmittelbares, tief Notwendiges bezeugt; daher diese Dienstbarkeit gegen die Einflüsse des Augenblicks, dieser Verstandes-Wille gegen den poetischen Geist, der als geknechtet ihnen die Form zurückläßt und sich die fremde Herrschaft nicht aufbürden läßt!" Und hieran anschließend die für ihre heilig-ernste Berufsauffassung so charakteristische Äußerung: „Soll ich denn zwischen dem Theekessel und der Bratenschüssel solchen Leuten erzählen, daß ich lieber auf meinen Knieen, als auf meinem Stuhl schreiben würde, wenn diese Gnade Gottes meinen Geist berührt?" —

Noch zweimal wurde ihr das ersehnte Glück: 1842 ließ sie den Roman „Thomas Thyrnau", 1845 „Jakob van der Nees" erscheinen. Auch diese Arbeiten erwarben sich große Beliebtheit. Am Hofe zu Charlottenburg schwärmte alles — der König voran — von Thyrnau; es ging der Scherz, der ganze Hof sei von der

„Thyrnomanie“ befallen. Der König ließ vier Aquarelle nach Motiven aus dem Roman für das Album seiner Gemahlin zu Weihnachten malen. So ganz hatten diese vornehmen Kreise die Paalzow zu ihrer Lieblingsdichterin erkoren. Konnte sie aus gesellschaftlichen Rücksichten diese Zirkel nicht ganz meiden, so verliehen ihr sittlicher Ernst und feiner Takt ihrer Haltung auch den höchstgestellten Gönnern gegenüber Freiheit und Würde. An den Hof kam sie sehr selten. Sie gab dem Verkehr mit Künstlern, Dichtern und Gelehrten den Vorzug. Höher aber als alle Geselligkeit stand ihr das häusliche Leben mit dem geliebten Bruder. Die Geschwister bewohnten am Weidendamm ein Haus mit angebautem Turm, der eine schöne Aussicht über die Spree in den Garten des Schlosses Monbijou gewährte, „der baumreich mit Rosen und einer Pergola von wildem Wein durchaus den Eindruck eines Waldes macht und gar nicht an eine Stadt und an Berlin erinnert“. Die Nachbarn hatten das Haus „Godwie-Castle“ getauft. Das Turmgemach war Henriettens Arbeitsraum. Hier saß sie, indem ihre Blicke über die hohen Baumwipfel schweiften, nach vollbrachtem Tagewerk in stillen Träumen; hier verlebte sie monatelang Tag für Tag die Morgenstunden im göttlichen Genuß des Schaffens; diese Wände vernahmen auch wohl manchen bangen Seufzer und Schmerzenslaut, manches heiße Gebet um Erhaltung der Kraft zum Leben und zur Arbeit.

Denn seit ihrem 35. Jahre etwa fühlte Henriette eine merkliche Abnahme ihrer Kräfte; ja, einigemale brachten schwere Leiden sie dem Tode nahe. Doch überwand ihre elastische Natur, unterstützt durch ein ruhiges Leben, liebevolle Pflege und den häufigen Gebrauch von Bädern, jedesmal glücklich die gefährlichen Krisen. Übrigens trug

sie alle Leiden mit Geduld und frommer Resignation. „Etwas gesünder möchte ich wohl werden," schrieb sie einmal. „Aber wer weiß, ob mir damit nicht auf andere Weise Gutes geschieht? Das rechte Verstehen ist die Hauptsache; es liegt oft im Leiden ein feiner Sinn, und Gott ist damit so gütig, wie mit den leichteren Aufgaben." Ein andermal spricht sie im Hinblick auf ihre Leiden die Überzeugung aus, „daß Gott in unserem Geiste eine schöne, beseligende Kraft wecken kann, die recht Schweres zu einer freudigen Arbeit umwandelt. Eine solche Überzeugung muß dann sehr erquickend werden und ist die Gerechtigkeit, an die ich so fest glaube und die nur verdeckt liegt, wenn wir nicht nachfragen, was Gott im Innern gewährt."

Nie hätte sie gedacht, daß sie, die ewig Kränkelnde, ihren gesunden, kräftigen Bruder überleben würde. Um so vernichtender war der Schlag, als er im Herbst 1845 nach kurzer Krankheit plötzlich ihr entrissen wurde. Ihr war, als stände das Leben still, als habe das Atmen keinen Zweck mehr; eine starre Lethargie legte sich über ihr Fühlen und Denken. So ergehen sich ihre Klagen um den Verlorenen auch nur in gedämpften Tönen; aber sie klingen um so ergreifender. „In dem Maße, wie mich die große erste Betäubung verläßt, breitet sich das zerstörte Lebensglück erst über alle Gegenstände aus, und ehe Gott den Weg durch diese Trümmer zeigt, entsteht dies traurige Stillestehen aller Lebensthätigkeit. ... Eins geht durch mein ganzes Leben als die größte Gnade Gottes: ich habe mich nie beklagen können, auch jetzt nicht! Er hatte mich überschwenglich reich gemacht in ihm, er sieht es, daß ich jetzt ärmer bin, hilfloser als der Sterbende am Wege; ich warte auf ihn, er muß mir helfen, ent-

weder hinüber oder hier durch Verleihung von Kraft!“ Oft meint sie, sie würde nicht so völlig unterliegen, wenn ihre erschütterte Gesundheit sie nicht ganz auf ein vegetierendes Leben anwiese. „Bedenke ich aber,“ fährt sie fort, „daß ich seit meinem ersten Bewußtsein mit allen Fasern meiner Existenz, mit jedem entwickelten Gefühl und Gedanken, mit allen Freuden und Leiden in ihm, meinem Lehrer, meinem Spielkameraden, meinem Freunde, meinem Richter und Bruder wurzelte, von ihm Nahrung und Sonnenschein erhielt, so bescheide ich mich wieder, daß ich nun so fremd, so tot, so erstorben zurückgeblieben bin ...“ Sie machte redliche Versuche, sich „äußerlich zu Hilfe zu kommen,“ suchte beispielsweise im Sommer 1846 auf Rügen Erholung und Stärkung; ja, sie fand zu Anfang des neuen Jahres die Kraft, ein neues Werk zu beginnen. Das war aber nur ein letztes Aufflackern dieses an einer unheilbaren Wunde dahinsiechenden Lebens. Im Sommer 1847 wurde sie von einer schmerzhaften „Flechtenkrankheit“ ergriffen, der sie nach schweren Leiden am 30. Oktober erlag. „Schwer würde es sein,“ berichtete die Schwester der Verstorbenen, Karoline Friebe, geb. Wach, „ein Kranken- und Sterbebett zu finden, welches alle, die es umgaben, mit solcher Rührung und Erhebung erfüllte, wie das der Teuren; Geduld, Mut und Ergebung beseelten sie, nie war eine Spur von Ungeduld für ihre treuen Pfleger zu finden; es war mit einem Wort das Sterbebett einer wahrhaft frommen und religiösen Frau.“ —

Die Romane der Paalzow sind heute im großen Publikum fast vergessen, und wer sie heute noch liest, begreift schwer, wie es möglich war, daß sie zur Zeit ihres Erscheinens so ungeheures Aufsehen erregten. Dennoch wäre es Unrecht, die Verfasserin mit dem Wort „Mode-

dichterin“ abzuthun. Gewiß waren ihre großen Erfolge zum Teil darin begründet, daß die von ihr behandelten Stoffe, die sittliche und gemütliche Sphäre, in welche sie dieselben erhob, die Gedankenwelt, in der sie sich bewegte, die von ihr eröffneten Perspektiven in die Geschichte, — kurz, daß ihre Werke nach ihrem stofflichen und ideellen Gehalt das konventionelle Denken und Empfinden der vornehmen Gesellschaft lebhaft ansprachen. Einen Vorwurf könnte man daraus nur in dem Fall konstruieren, daß Frau von Paalzow bewußt diesen Anschauungen der adeligen Kreise geschmeichelt habe. Das war aber keineswegs der Fall. Findet man heute, wo man an die historische und archäologische Treue geschichtlicher Romane außerordentlich hohe Anforderungen stellt, in ihren Erzählungen nicht „jene Höhe der Weltanschauung, welche den Geist der Geschichte in seiner Werdelust begreift,“ so möge man berücksichtigen, daß sie gar keine eigentlichen historischen Romane schreiben wollte. Zwar gab sie jedesmal der Fabel einen bestimmten geschichtlichen Hintergrund, führte auch in jedem Roman historische Personen ein, wollte aber nichtsdestoweniger nur Familiengeschichten schreiben; sie hat das mehrmals direkt ausgesprochen. Dagegen kann der Verfasserin mit Recht der Vorwurf gemacht werden, daß ihr die Gabe der künstlerischen Komposition abgeht. Das ist vielleicht die Hauptschwäche aller ihrer Arbeiten. Wir vermissen den künstlerisch vollendeten Aufbau, die Geschlossenheit des großen Ganzen, das rechte Verhältnis der einzelnen Teile, die Harmonie. Unbedeutendes wird mit derselben Wichtigkeit behandelt, wie Hauptsachen; über ihre „pompöse Breite“ scherzt sie gelegentlich selbst. Dieser Fehler war eine natürliche Folge ihrer Art zu arbeiten. Weit entfernt, einen sorgsam erwogenen

Plan festzustellen, wie es vor der Niederschrift so umfangreicher, mit einer großen Fülle von Figuren ausgestatteter Erzählungen unbedingt nötig gewesen wäre, setzte sich die Paalzow, wenn sie die Idee und den äußeren Umriß im Kopf hatte, an den Schreibtisch und wartete ab, was sich unter ihrer Feder entwickeln würde. Ganze Scenen und Situationen entstanden ihr selbst zur Überraschung und machten sie neugierig auf das, was noch kommen würde. „Der Plan", schrieb sie bei der Ausarbeitung von „Saint-Roche" ihrem Verleger, „ist ein kleiner Knaul, der aufgewickelt in meinem Kopf liegt; wenn ich mich niedersetze zum Schreiben, wickle ich den Faden langsam ab. Wie weit er ausreicht, findet sich nirgends verzeichnet ..." Das ist die Arbeit des Dilettanten. Ferner ist zu tadeln, daß die von ihr erzählten Begebenheiten oft an das Unwahrscheinliche grenzen; daß die epische Objektivität zuweilen durch subjektive Gefühls- und Meinungsäußerungen durchbrochen wird, u. a. m.

Indessen haben die Paalzowschen Romane auch ihre großen Vorzüge, — Vorzüge, die sie über die Produkte mancher heutigen Modeschriftstellerinnen, z. B. der viel gefeierten Eschstruth, weit emporheben. Vor allem eignet ihr in hohem Grade die Gabe psychologischer Entwickelung, besonders weiblicher Figuren. Gestalten, wie Lady Melville in „Godwie-Castle", Fennimore in „Saint-Roche" und Thomas Thyrnau, sind entzückend lebenswahr und plastisch, und prägen sich bis zur Unvergeßlichkeit dem Leser ein. Sie besitzt ferner ein brillantes Schilderungsvermögen, Reichtum an Phantasie, der sich in der spannenden Verschlingung der Begebenheiten ausspricht; sie weiß Stimmung zu erregen, ihr Stil ist fein und gebildet, zuweilen von glücklicher Kraft und Frische, nur selten präten-

tiös. — Rückt man sich die damals herrschende Schriftsteller- und Modepoesie der Männer vom „jungen Deutschland“ vor Augen, in welcher die Tendenz die Kunst tot machte und geistreiche Leitartikel und Feuilletons über alle möglichen politischen und religiösen Fragen den Mangel an dichterischer Gestaltungskraft ersetzen mußten; denkt man ferner an die gleichzeitigen Schriftstellerinnen, an Luise Mühlbach, Fanny Lewald, die Gräfin Hahn-Hahn, deren teils grell-unwahre, teils platt-prosaische, teils grob oder verhüllt unsittliche Bücher den Lesestoff des großen Publikums bildeten, so versteht man, daß die Romane der Paalzow vermöge der ihnen innewohnenden poetischen Qualität sofort eine große Wirkung erzielen mußten, ja selbst hervorragende Dichter in den Schatten stellen konnten.

Noch größer und tiefer als die poetische war vielleicht die ethische Wirkung dieser Romane. Man war des geistreich-ironisierenden Spiels der absterbenden romantischen Schule, der sittlichen Haltlosigkeit in den Produkten des „jungen Deutschland“ herzlich satt; man sehnte sich nach einer Lektüre, in der ein ethischer Geist und religiöses Empfinden lebte. Das fand man bei der Paalzow, in deren Romanen hoher, sittlicher Ernst, große Milde der Lebensanschauung und seltene Keuschheit und Innigkeit des Empfindens ohne allzu aufdringliche Tendenz hervortraten. Frau Paalzow pflegte Gewicht darauf zu legen, daß man ihren Büchern eine sittliche Bedeutung beimaß. Sie dachte in diesem Punkte gewiß nicht ganz künstlerisch; aber was sie ihrem Publikum darbot, war eine Speise, deren das Zeitalter bedurfte. Sie hat einmal der romantischen Weltanschauung Tiecks ihre eigene Richtung gegenübergestellt: „Seine negierende, ironische Weise, die Welt anzusehen

und ihre Zerwürfnisse hervorzuheben, sie in großen, sichtlichen Wunden zu zerreißen und ihre Heilung durch eine verächtliche Hoffnungslosigkeit für alle Zustände in Zweifel zu stellen, hat die Versöhnung bei ihm in ein rein phantastisches Gebiet verwiesen, das sich vom Leben ganz ablöst und es grollend isoliert, indem er jenes zwar mit poetischem Zauber, aber ohne Wesenheit, ohne absolute Wahrheit, abgerissen von dem Vorhandenen, auffaßt. Die Versöhnung, die ich aus dem Leben selbst gewinnen will, — der Nachweis, den ich suche, daß das Übel wirklich kleiner ist als die Wunde, die wir sehen, — das Geheimnis der Schönheit und Poesie, das für mich nicht in der Trennung von dem wirklichen Leben, sondern in seiner innigen warmen Auffassung, wie der süße Kern in der rauhen Schale, ruht —, dieses gläubige Vertrauen, daß die Wunden besser heilen, wenn wir nicht den Verband wegreißen und spottend zeigen, wie groß sie sind, sondern mit dem Ernst religiöser Wahrheit ihre Ursache nachzuweisen suchen, um auf diesem Wege dem Schwankenden festen Boden zu zeigen, und der Welt ihre ewige Harmonie zu retten: das sind Richtungen, die ihn beleidigen müssen, da er jene Geißel, die er wie seine ganze Schule schwingt, für seine ganze Zeit geflochten zu haben glaubt!" — Sie war der Ansicht, daß die Substanz des Charakters sich in jeder Handlung, in jedem Werke eines Individuums aussprechen müsse; so hielt sie es gewiß für keinen Fehler, daß sie gelegentlich ganz unepisch-subjektiv wurde, wenn sie nur eine sittliche Wirkung erreichte. Sehr bezeichnend ist folgender Ausspruch von ihr: „Kennen Sie Geibel? Das ist der erste junge Dichter, dem ich vertraue; er hat einen Charakter, er hat ein inneres Leben, er hat Religion!" —

Henriette Paalzow war keine hervorragende dichterische Erscheinung von bleibender Wirkung. Aber sie ist als Mensch wie als Schriftstellerin eine höchst liebenswürdige und beachtenswerte Gestalt, und sie hat auf ihre Zeitgenossen — in einer Periode der Seichtheit — eine sehr wohlthuende Wirkung ausgeübt.

Therese Niembsch.

Nach Originalphotographie des im Besitze des k. k. Hauptmann-Auditors Herrn Anton Schurz in Wien befindlichen Miniaturgemäldes.

Therese von Niembsch.

Als Franz von Niembsch, einundzwanzigjähriger Kadett im Dragoner-Regiment Fürst Lobkowiz, im Dezember 1798 von Pest nach Nagy-Körös bei Ketschkemet ausrücken mußte, ließ er dort Therese Maigraber, die hübsche, heißblütige Tochter des verstorbenen kgl. Oberfiskals der Stadt Pest, als Braut zurück. Theresens Mutter wollte von der Verbindung nichts wissen, weil ihr schlimme Dinge über den Bräutigam zu Ohren gekommen waren. In der That, der junge Baron, von seinen Kameraden der „schöne Niembsch" genannt, war ein äußerst leichtsinniger Mensch, der vor keinem noch so tollen Streiche zurückschrak. Von früher Jugend an war er mit seinem Vater, einem Oberleutnant beim Kürassier-Regiment Serbelloni, in Oberungarn heimatlos umhergewandert und fast ohne jede Schulbildung wie ein halber Zigeuner aufgewachsen; frühzeitig hatte er sich den Kadetten und Offizieren angeschlossen und in ihrer Gesellschaft den noblen Passionen des jungen Adels gehuldigt. Eine verhängnisvolle Leidenschaft für das Hasardspiel war die Frucht dieser wilden Lehrjahre. Der Widerstand der Mutter Theresens war also wohl begründet. Aber das arme Mädchen konnte nicht mehr zurück, — selbst wenn

heit ohnehin schon stark erschüttert war, seinem Dienst zu entsagen. Im Frühjahr 1803 begab sich seine Frau mit ihren beiden Kindern Nikolaus und Therese nach Alt-Ofen zu ihrer betrübten Mutter, während der leichtsinnige Gatte nach Wien reiste, um sich einen neuen Erwerb zu suchen. Anstatt nun aber mit allen Kräften diesem Ziele nachzustreben, lebte er in Wien, wo er sich Geld zu verschaffen gewußt, auf großem Fuße, hielt sich einen Bedienten und einen Reisewagen, spielte und machte schönen Damen den Hof. Seine Frau beschwor ihn in ihren Briefen, jede, auch die geringste Stellung anzunehmen; es sei keine Schande, zu dienen, wenn er dadurch nur die Seinigen ehrlich durchzubringen vermöge. Sie hielt ihm vor, ob es ihn denn gar nicht kränke, Weib und Kinder das Gnadenbrot essen zu lassen; ob er sich nicht nach seinem Sohne, dem „Niki" sehne, der überaus liebenswürdig, ein wahres Meisterstück der Natur sei? — All das konnte den Mann nicht auf den Weg der Pflicht zurückführen. Erst im Herbst, als ihm die Mittel ausgegangen waren, kehrte er nach Ofen zu seiner Familie zurück.

Bald darauf verfiel der körperlich zerrüttete und geistig gebrochene Mann einer langsam aufreibenden Abzehrung. Er zählte kaum dreißig Jahre, als er — im April 1807 — sein Leben aushauchte, ein durch eigene Schuld verdorbenes Leben. Bittere Reue, aber auch das tröstliche Bewußtsein, mit seinem treuen Weibe und seinen Eltern versöhnt zu sein, standen an seinem Sterbebette. Seines Sohnes, des Dichters, einzige Erinnerung an den Vater war — eine von ihm empfangene Züchtigung. Fast muß man es ein Glück nennen, daß er seinen Vater nicht gekannt hat. Was der Knabe später über ihn hörte, war

nicht geeignet, ein pietätvolles Andenken zu pflanzen. Es wird erzählt, er habe seiner niemals erwähnt. Vielleicht stand ihm das warnende Beispiel des Vaters vor Augen, wenn er zeitlebens Spiel und Trunk haßte. Indessen blieb er nicht ohne väterliches Erbe: seine rasch auflodernde Sinnlichkeit, seine Maßlosigkeit im Genießen weisen auf den Erzeuger zurück. —

Niembsch hatte seine Frau in einer üblen Lage zurückgelassen. Ohne Vermögen, mit Schulden belastet, war sie fast allein auf ihrer Hände Arbeit angewiesen. Die Großeltern väterlicherseits, Oberstleutnant und Kommandant der Militär-Monturs-Kommission, Joseph von Niembsch und seine Gattin, Freiin Katharina von Kellersberg, wünschten nun den kleinen Enkel zu sich nach Brünn zu nehmen. Die Mutter aber konnte sich nicht entschließen, den Liebling ihrer Seele fortzugeben. All die leidenschaftliche Liebe, die einst ihrem Manne gehört hatte, übertrug sie auf ihre Kinder, namentlich auf den kleinen „Niki", den sie maßlos verwöhnte. Selbst in den Jahren der bittersten Armut, in denen Mutter und Töchter oft genug trockenes Schwarzbrot aßen, mußte Niki wenigstens Weißbrot haben. So wurde durch die Schwäche der Mutter schon früh in dem Knaben der Grund zu jenem Eigenwillen gelegt, der ihm später so verderblich werden sollte. Sogar den Vorschlag der Großmutter, mit allen drei Kindern zur Versorgung und sorgfältigeren Erziehung nach Brünn zu kommen, wies Therese zurück: so groß war ihre Furcht, die Wohlthaten der Großeltern möchten ihr die Herzen ihrer Kinder entfremden. Daß die Großeltern, verstimmt durch die Hartnäckigkeit der Schwiegertochter, der sie ohnehin nicht recht geneigt waren, endlich ihre Unterstützungen einstellten, konnte Therese nicht beirren.

Schlecht und recht schlug sie sich viereinhalb Jahre durch. 1811 schloß sie dann, hauptsächlich aus Rücksicht auf die Kinder, mit dem Arzte Dr. Karl Vogel einen neuen Ehebund. Leider besaß auch der Stiefvater nicht die feste Hand, welche für Lenaus Erziehung notwendig gewesen wäre. Die Lage der Familie gestaltete sich aber insofern günstiger, als Theresen nach dem Tode ihrer Mutter ein nicht unbeträchtliches Vermögen zufiel, das ihr ermöglichte, einen großen Teil der von Niembsch hinterlassenen Schulden zu tilgen und die unfreiwillig vernachlässigte Ausbildung der Kinder reger zu betreiben. Von 1812 bis 1815 besuchte Nikolaus das Gymnasium der frommen Schulbrüder in Pest.

1816 siedelten Lenaus Eltern nach Tokai über, wo Dr. Vogel eine bessere Praxis zu finden hoffte. Nun begann aufs neue der Kampf der Großeltern mit Therese um die Kinder. Der Großvater — er war inzwischen nach Stockerau bei Wien versetzt worden — schrieb an den Stiefvater wohlwollend und gütig, die Großmutter, noch immer gereizt durch den ihr unbegreiflichen Widerstand, drohte mit Enterbung. Ja, ein von den Großeltern beauftragter Fiskal rückte der Mutter ihre prekäre Lage — es harrten noch immer Schuldforderungen der Tilgung — sehr nachdrücklich vor Augen und schrieb u. a.: „Der Großeltern sehnlichster Wunsch wäre, daß Ew. Gnaden die Kinder zur Erziehung ihnen übergeben möchten. Sie sind bereit, alles beizutragen zu einer noblen und großen Erziehung. Der Niki soll nach Wien zu den Mölkern kommen, allwo nur Kavalierskinder gebildet werden für jährlich 2000 fl. — Widrigenfalls haben die Kinder nach Absterben der Großeltern rechtmäßig nur 50 fl. ein jedes zu bekommen. Dies ist der letzte Willen, welchen ich mit-

zuteilen. Betrachten Ew. Gnaden das große Vermögen der Großeltern, treten Ew. Gnaden nicht das Glück mit Füßen!" — Thereſe hätte um ſo mehr Veranlaſſung gehabt, dem Wunſche der alten Leute zu willfahren, als in Tokai kein Gymnaſium war und die dauernde Unterhaltung eines Hauslehrers die Mittel der Familie Vogel überſtieg. Unter dieſen Umſtänden blieb nichts übrig, als Nikolaus nach Peſt zurückzubringen. Da faßte Thereſe, die ſich in ihrer leidenſchaftlichen Zärtlichkeit für ihren Sohn weit lieber von dem Gatten als von dieſem trennen wollte, den kühnen Entſchluß, mit ihren fünf Kindern nach der Hauptſtadt zurückzukehren, während ihr Gatte zunächſt in Tokai blieb.

Im Herbſt 1817 geſchah die Überſiedelung. Es war ein hartes und entbehrungsreiches Daſein, dem ſich die Mutter aus Liebe zu ihrem Sohne unterzog. Die Zuſchüſſe des Gatten von Tokai aus konnten nur gering ſein; mithin war Thereſe wiederum auf ihrer Hände Arbeit angewieſen. Trotz angeſtrengten Fleißes wollte es ihr oft nicht gelingen, den dürftigſten Lebensunterhalt zu ſchaffen. Mutter und Kinder, erzählt Schurz, konnten nicht immer ſatt zu Bette gehen, und ihr Bett war hart und dürftig, und die Beheizung ſchwach. Aber der Zweck war erreicht: Nikolaus' geiſtige Ausbildung machte gute Fortſchritte.

Nun aber gab der jetzt ſechzehnjährige Sohn, in dieſem Punkte praktiſcher als ſeine Mutter, ſelbſt den Anſtoß zur Trennung: er bat auf den Rat eines Onkels ſeine Großeltern um Unterſtützung. Mit Freuden ergriffen dieſe die willkommene Gelegenheit, eins oder mehrere ihrer Enkelkinder an ſich zu ziehen; im September 1818 ſchickten ſie einen expreſſen Boten, den Feldpater der Stockerauer Monturs-Kommiſſion, nach Peſt, um Nikolaus

und dessen jüngste Schwester Leni zu holen. Jetzt endlich gab die durch Elend und Not zermürbte Mutter nach. Am 8. September wurden die beiden Kinder wohlbehalten an die Großeltern abgeliefert. Bald darauf traf auch Therese zum Besuch in Stockerau ein. Daß sie sich daselbst niederließ, war gegen den Wunsch der Großeltern; schweren Herzens kehrte sie mit ihren drei übrigen Kindern nach Tokai zu ihrem Manne zurück.

So war nun doch geschehen, wogegen Therese sich so lange und hartnäckig gesträubt hatte. Um welchen Preis, das lehrt uns ein Brief der Mutter an Nikolaus vom Februar 1820, in dem es folgendermaßen heißt: „Guter, lieber Sohn, wie tief kränkt mich der Gedanke, daß es meinen Kindern gleichsam zur Bedingnis gemacht wird, ihre Mutter zu verlassen; fremd mit ihrer Mutter zu sein, um einst reich zu werden! — Ich erkämpfe Euch diesen Reichtum mit Millionen Thränen, die keine mitleidige Hand trocknet. Wie willig opferte ich alles, um Euch nur bei mir zu haben! Und nun hat man mich so grausam von Euch getrennt! Du, mein guter Niki, mein teurer, redlicher Sohn, suchest Vergnügen in dem Gedanken an die Zukunft, daß Du noch in meiner Nähe leben wirst. So lange es ja nur möglich ist, wird die Kabale es hindern; man wird Dich immer mehr entfernt halten, und ich werde indes mich kränken und martern. Und sollte einst vielleicht dieser Dein Wunsch erfüllt werden, so werde ich dieses Glück nicht lange mehr genießen können. Ich bitte nur den Allmächtigen, der so langmütig dieser Ungerechtigkeit zusieht, das Herz meiner guten Kinder gegen mich nicht erkalten zu lassen . . .“ Und in einem andern Briefe schreibt sie: „Entrissen ist mir alles, alles, jede Freude meines Lebens!“

Das ist der Schmerzens-, ja der Verzweiflungsschrei eines leidenschaftlich liebenden Mutterherzens. Und Nikolaus — wenngleich ihre Überschwenglichkeit ihm zuweilen Sorge machte, und er wünschte, „seine gute Mutter möge das Ebenmaß ihrer Gefühle, Empfindungen, Gedanken herstellen" — lohnte ihr diese Liebe durch treueste Anhänglichkeit und durch eine Aufrichtigkeit, die ihr Licht auf die verborgensten Gedanken seiner Seele warf. Seine Mutter war es auch, die er zuerst in das große Geheimnis seines dichterischen Schaffens einweihte.

Der Stolz der Unabhängigkeit, der die Mutter beseelte, lebte auch im Herzen des Sohnes und ließ ihn den Druck der goldenen Ketten, die ihn an die Großeltern banden, zuweilen schwer empfinden. Zweierlei kam hinzu, ihn zu verstimmen. Die Großeltern hatten ihn in Wien bei einem älteren ledigen Hauptmann Volz einquartiert. Als nun Lenaus ältere Schwester Therese nach ihrer Verheiratung mit dem Bergbeamten Schurz sich in Wien niedergelassen hatte, wünschte sie, den Bruder zu sich zu nehmen. Die eigenwilligen Großeltern aber versagten diesen gewiß gerechtfertigten Wunsch. Ferner wollte der junge Lenau seine Studien, die ihm schon lästig wurden, möglichst abkürzen; er hatte den Plan, das ungarische Recht, statt in Wien, mit nur zweijährigem Lehrkursus in Preßburg, wo jetzt seine Mutter wohnte, zu studieren. Auch mit diesem Plane waren seine Großeltern aus triftigen Gründen durchaus nicht einverstanden. Ein an sich geringfügiger Umstand gab in den Herbstferien des Jahres 1821 den Anlaß zu einem offenen Bruch. Eines Tages stürmte der Enkel, der sich in dem einsamen Stockerau häufig mit Vogelfang die Zeit vertrieb, fröhlich und laut lärmend mit beschmutzten Stiefeln in das Zimmer der

Großmutter. Diese erhob sich zornglühend von ihrem Sofasitze und rief, über sein Betragen empört, laut und schneidend: „Aber gerade wie ein rechter Bauer!“ — Dieses Wort war der erste Donnerschlag eines Doppelgewitters, das nun losbrach und mit Lenaus empörtem Rufe endete: „Lieber verhungern, als ein ewiger Sklave in goldenen Ketten sein!“ — Und sofort raffte der Heißsporn seine Habe zusammen und war wenige Tage später in Preßburg bei seiner Mutter, die den lang Entbehrten mit offenen Armen aufnahm. Sie billigte durchaus seinen raschen Schritt; volle Befriedigung atmet der Brief, den sie nach seiner Ankunft an ihre Tochter Therese nach Wien richtete; es heißt darin: „Gott sei Dank; zwei meiner Kinder [sie meinte Nikolaus und Therese] sind nun gerettet! Wenn nur die arme Leni [die noch bei den Großeltern war] auch schon befreit wäre! Wie niedrig haben sie meinen Sohn behandelt, und wie hätte er sich noch durch fünf Jahre sollen beim Volz aufhalten, während Du in Wien! Nicht einmal dies war Euch gegönnt! Gut hat er gethan; er erfüllte die Pflicht als Sohn: der Mutter Trost zu gewähren; und die Pflicht gegen sich selbst: um nur einmal die Schulen zu enden.“

Doch der mütterliche Triumph sollte nicht lange währen. Schurz vermittelte zwischen den beiden Parteien, und ein halbes Jahr nach jenem Zerwürfnis reiste der zwanzigjährige Student nach Stockerau und suchte und fand die Verzeihung der Großeltern. Diese mochten eben damals um so weniger von dem einzigen Enkel lassen, als Weihnachten 1820 der stets von der Familie geführte, aber nicht urkundlich erhärtete Adel von Kaiser Franz anerkannt und erneuert worden war. Der alte Oberst wurde als Joseph Niembsch, Edler von Strehlen-

au*) in den erblichen Adelsstand des Kaiserreiches aufgenommen. Aus dem Beinamen Strehlenau bildete der letzte des Geschlechtes sich seinen Dichternamen Lenau. — Die Großeltern zeigten sich nun auch insofern nachgiebig, als sie dem Enkel erlaubten, zunächst bis zum Herbst noch in Preßburg weiterzustudieren; der großväterliche Zuschuß sollte ihm auch dort erhalten bleiben. Den Großvater hatte Lenau bei dieser Aussöhnung zum letztenmal gesehen; er starb im Juli 1822.

Anstatt im Herbst, wie verabredet, nach Wien zu gehen, entschied sich Lenau, welcher der juristischen Studien längst überdrüssig war, in Ungarisch-Altenburg die Ackerbauschule zu besuchen. Seine Großmutter war mit dieser neuen Laune ihres Enkels wenig zufrieden, fügte sich aber. Wiederum folgte ihm seine Mutter, die eher ihr Leben als ihn gelassen hätte, mit Gatten, Kindern und der ganzen Habe, und Vogel, in diesem Punkte allzu nachgiebig, mußte sich wieder einmal nach einer neuen Praxis umsehen. Ein halbes Jahr später, im März 1823, begab sich Lenau, des landwirtschaftlichen Studiums schon wieder müde, nach Wien, um Philosophie und deutsches Recht zu hören; Ende 1826 ging er plötzlich mit kühnem Sprung zur Medizin über. Auch nach Wien zog ihm die Mutter mit der ganzen Familie nach. Sie kannte eben, wenn es ihrem vergötterten Niki galt, keine Rücksichten. Ein Glück war es, daß die Großmutter ihm, trotzdem er beständig umsattelnd von einer Wissenschaft zur andern flatterte, ihre Unterstützung nicht entzog.

*) Abgeleitet von der preußisch-schlesischen Stadt Strehlen, in deren Geschichte das Geschlecht der Niembsche schon im 16. Jahrhundert eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Wie blind Thereſens Mutterliebe war, in wie grenzenloſe Schwäche ſie ausartete, zeigt augenfällig ihr Verhalten in folgender Angelegenheit. Im Jahre 1821 hatte Lenau eine der unglückſeligſten Bekanntſchaften ſeines Lebens gemacht. Schurz*) berichtet ausführlich über dieſes unwürdige Verhältnis ſeines Schwagers zu der zwar hübſchen, aber innerlich leeren und leichtfertigen Bertha ..., die dem heißblütigen jungen Dichter eine ſtürmiſche Leidenſchaft einflößte und ihn jahrelang an ſich zu feſſeln wußte. Die Verbindung ſchleppte ſich erſterbend bis in das Jahr 1828 hin; die Folgen aber reichten viel weiter. Die troſtlos melancholiſche Stimmung in Lenaus früheren Gedichten (z. B. Das tote Glück, An die Wolke) iſt auf tiefe Enttäuſchungen, die dieſes Mädchen ihm bereitete, zurückzuführen. Auch in dieſen herben Seelenkämpfen ſtand Thereſe ihrem Sohne treu zur Seite; ja, in jener Periode, wo faſt ausſchließlich ihm die Unterhaltung der Geliebten und deren Mutter oblag, ließ ſie, ungeachtet ihrer eigenen bedrängten Lage, es ſich nicht nehmen, ihn auch hierin nach Kräften zu unterſtützen.

Noch acht Jahre nach jenem Wiederſehen in Preßburg im Herbſt 1821 genoß Thereſe das Glück, ihren Niki zu beſitzen und faſt immer in ſeiner Nähe zu ſein. In den letzten Jahren befiel ſie eine unheilbare Unterleibskrankheit, die nach unſäglichen, doch ſtandhaft ertragenen Leiden am 24. Oktober 1829 ihren Tod herbeiführte. Dieſer Tag war einer der traurigſten in Lenaus Leben. „Ich träume“, ſagte er in ſpäteren Jahren, „noch immer ſehr oft vom Totenbette meiner

*) Lenaus Leben. Großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. Von ſeinem Schweſtermanne Anton X. Schurz. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta. 1855.

Mutter, dieſe Erinnerung iſt am tiefſten in mein Herz geſchnitten. Als ich das Lager mit der Leiche verlaſſen hatte, mußte ich mühſam die Trümmer meiner Religion zuſammenraffen.“ — Mit wahrhaft ergreifenden Worten hat er, was er an ſeiner Mutter verlor, ſpäter in mehreren Gedichten ausgeſprochen, von denen die beiden ſchönſten hier ihre Stelle finden mögen:

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreiſt,
Und kehrte nicht heim, und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaiſt,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank ſtand offen, ich fand ihn noch heut,
Wie ſie abreiſend ihn eilig gelaſſen,
Wie alles man durcheinanderſtreut,
Wenn vor der Thür die Pferde ſchon paſſen.

Ein aufgeſchlagnes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geſchrieben;
Von ihrem Frühſtück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeſchlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zuſammen ſucht' ich den Speiſereſt,
Das kleinſte Krümchen, den letzten Splitter,
Und hätt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Sophie Löwenthal.

Die Frau hat in Lenaus Leben eine große — und zumeiſt verhängnisvolle — Rolle geſpielt. Sein heißes Empfindungsleben, ſein reizbares Temperament, ſein trotz mancher Schroffheiten weiches, leicht verletzliches Gemüt verwieſen ihn auf das Weib als Freundin, als Geliebte. Er hat in Öſterreich wie in Schwaben Freunde beſeſſen, die ihn bis zur Schwärmerei verehrten, und denen auch er herzlich zugethan war; aber nie hat er einem Manne den tiefen, beſitzergreifenden Einfluß auf ſein Fühlen und Denken und auf die Geſtaltung ſeines Schickſals eingeräumt, deſſen mehrere Frauen ſeiner Bekanntſchaft ſich rühmen durften. Es wiederholt ſich in ſeinem Leben, daß, wenn er einem neuen Familien- oder Freundeskreiſe nahe trat, er ſich bald eine Frau desſelben zur Vertrauten erkor, deren Verkehr er mit Vorliebe pflog, an die allein er faſt alle für die Freunde beſtimmten Mitteilungen richtete, die ihm ſozuſagen den Geiſt des ganzen Kreiſes verkörperte. So wurde ihm die edle Emilie von Reinbeck der Mittelpunkt, die Centralſonne des Hartmann-Reinbeckſchen Hauſes in Stuttgart. Innerhalb der Kleyle-Löwenthalſchen Familie in Wien errang ſich ihm

Sophie Löwenthal.

Nach Originalphotographie des im Beſitze des Herrn Arthur Freiherrn von Löwenthal in Wien befindlichen Oelgemäldes.

gegenüber eine ähnliche Stellung die Frau, deren Name an der Spitze dieser Arbeit steht.

Im Sommer 1833 war Lenau von seiner in jeder Beziehung mißlungenen Amerikareise müde und enttäuscht nach Deutschland zurückgekehrt und hatte zunächst in seinem lieben Schwaben Erheiterung und Erholung gesucht. Erst im Oktober trieb es ihn nach Wien, und hier war eine seiner ersten neuen Bekanntschaften die des Hofpostrats und Schriftstellers Max Löwenthal. Der stattliche, vielseitig gebildete und beliebte Mann, der in späteren Lebensjahren hohe Staatsämter bekleidet hat, war von befreundeter Seite auf Lenau als einen neuen Stern am deutschen Dichterhimmel aufmerksam gemacht worden, war ihm in dem Neunerschen Café, dem sogenannten „silbernen Kaffeehause", dem Vereinigungspunkt der Wiener Poeten, nahe getreten und beeilte sich, ihn bei sich einzuführen.

Von ihren drei blühenden Kindern umgeben, trat ihm als eine jugendlich-schöne Frau von 23 Jahren Löwenthals Gattin Sophie entgegen. Der Dichter und Arzt Ludwig August Frankl, der lange und häufig mit ihr verkehrt hat, charakterisierte sie folgendermaßen: „Sie war von mittelhoher, schlanker Gestalt, von plastisch edlen Formen. Die braunen Haare, besonders wenn sie beim Tanze sich zufällig aufrollten und über den weißen Nacken flossen, verliehen der Gestalt einen besonderen Reiz. Die Wangen blühten in frischer Gesundheit, wenn der anmutige Mund lächelte, schien er Perlen zu säen. Vor allem schön waren ihre blauen, feucht verklärten Augen, beseelte, verhängnisvolle Sterne. Wenn sie angeregt lebhafter sprach, gab sich trotz ihres jugendlichen Wesens ein ihr innewohnender Ernst, ein scharfer, schlagfertiger Verstand kund, der eine etwa versuchte wärmere

Annäherung ironisch heiter abzulehnen wußte. In ihrer, wohl von der Mutter her ererbten, etwas herben Weise regte sich nichtsdestoweniger eine leicht erregbare Phantasie, die in einer gewissen Schaffenslust Ausdruck fand."

Es war übrigens nicht das erste Mal, daß Lenau diesem Wesen begegnete. Vor dreizehn Jahren etwa hatte Sophie schon einmal als ganz junges Mädchen des Dichters Wege gekreuzt, ohne daß dieser geahnt hätte, welche Bedeutung für sein Leben und Dichten das Kind einmal gewinnen würde. Als Wiener Student wurde Lenau eines Tags von seinem Studiengenossen Fritz Kleyle, einem „lieben, blonden, schlanken, jungen Schwaben", wie er ihn nennt, zu einem Besuche eingeladen. Sein Vater, Hofrat des Erzherzogs Karl, bewohnte ein Gartenhaus in einer Vorstadt Wiens. Als die beiden Jünglinge am Gartensaale des Hauses vorüberschritten, bemerkte Lenau in demselben ein junges Mädchen, mit dem Rücken gegen das Fenster sitzend; ihre Haare, die sie kämmte, flossen ihr in langen, braunen Wellen über die Schultern hinab und ließen das nur zehn- oder elfjährige Kind fast jungfräulich reif erscheinen. Einen Augenblick blieb Lenau, von dem lieblichen Bilde angezogen, stehen; aber das junge Mädchen wandte sich nicht, und er ging weiter. — Das war Sophie, die zweitälteste Tochter des Hofrats. Lenau hätte damals und später wohl Gelegenheit gehabt, das Mädchen öfter zu sehen; denn das Kleylesche Haus zeichnete sich durch Gastfreundschaft aus; Abendgesellschaften und Bälle versammelten, wie Frankl erzählt, oft einen Kreis junger Damen und geistig gebildeter Männer. Der Zufall — oder besser: Lenaus Sonderlingsnatur, die ihn schon damals der Geselligkeit abgeneigt machte, hatte eine nähere Bekanntschaft verhindert. Nun, da er der Schwester

seines Jugendfreundes nach so langer Zeit ins Antlitz sah, war sie das Weib eines andern.

Sophie Löwenthal empfing Lenau mit begreiflichem Interesse. Verehrte sie, die poetisch empfindende Frau, in ihm doch bereits den Dichter leidenschaftlicher, schmerzlich süßer Lieder. Es konnte nicht ausbleiben, daß er auch als Mensch sie mächtig anzog. Hier möge ein Bild seiner Persönlichkeit Platz finden, wie es sein langjähriger Freund Frankl gezeichnet hat.

„Lenaus Gestalt war kurz und stämmig, sein Gang unelastisch, das Haupt vornübergebeugt, die dunklen Augen meist gesenkt, als ob er etwas auf der Erde suche. Sein Haupt war edel geformt, die hohe weiße Stirne breit, von nicht zu reichem, braunem, glatt gekämmtem Haare umgeben. Sein Auge war braun, groß, in bewegten Augenblicken voll Glut, dann ruhte es wieder schwer und weich auf dem, mit dem er eben über wichtige Fragen der Kunst und des Lebens sprach. Der etwas breite, mehr sinnlich geformte Mund war von einem starken Schnurrbart überschattet. Das Kinn und die etwas bräunlichen Wangen mußten immer glatt wie Sammet sein. Die fast schroff sich absenkende Nase war edel geformt, im ganzen war der von den Eltern ererbte magyarische Typus erkennbar. Lenau war es kein Bedürfnis zu sprechen. Angeregt von einem ihn interessierenden Gegenstande, sprach er aber oft lange, und dann wie aus einem tiefen Brunnen geschöpfte mächtige Gedanken in frappanten Wortwendungen und Bildern langsam und scharf betonend aus . . . Es lag in seiner ganzen äußeren Haltung etwas Vornehmes, dem Unbekannten gegenüber fast Ablehnendes. Wenn er in Gesellschaft erschien, was übrigens sehr selten geschah, war sein Betragen bescheiden, voll weltmännischen, ruhigen An-

standes. Für Frauen nicht unempfindlich, begegnete er ihnen mit zarter Aufmerksamkeit. Er bezauberte sie durch seine mit seiner klangvollen Stimme vorgebrachten ernsten und originellen Gedanken ... Es ist erklärlich, daß eine so bedeutende, edle, von jungem Ruhme schon umglänzte Persönlichkeit in der Gesellschaft eine lebhafte Aufmerksamkeit, namentlich der Frauen sich erwarb ..."

Das genüge, um den tiefen Eindruck Lenaus auf Frau Löwenthal zu erklären. Mächtiger noch war die Wirkung, die sie auf den sensitiven Dichter hervorbrachte. Er fühlte sich sofort von ihr gefesselt. Schon am 1. Dezember 1833 hatte er Emilie Reinbeck seine baldige Ankunft in Stuttgart gemeldet, ja, er hatte von seinen Wiener Bekannten bereits Abschied genommen. Aber es ließ ihn nicht fort von Sophie. Er blieb noch Monate in Wien, und erst im Februar 1834 langte er in Stuttgart an. Gegen die Freunde sprach er sich in harmlos klingenden Wendungen über die neue Bekanntschaft aus, wie: „Löwenthals Frau scheint mir noch immer das interessanteste Glied dieser sehr zahlreichen [Kleyle-Löwenthalschen] Hausgenossenschaft." Aber der Pfeil saß tiefer, als er vielleicht selber ahnte. Schon im September trieb es ihn wieder zu Sophie zurück. In demselben Monat schreibt er, noch immer zurückhaltend, an seinen Schwager Schurz: „Mittwoch hab' ich in Penzing [bei Wien] bei Max gespeist. Er und sie sind mir sehr zugethan. Recht gute, feine Menschen. Sonntag darauf hab' ich mit ihnen eine Partie nach Nußdorf gemacht. Mondhelle Nacht; Fahrt auf der Donau; fröhliches Nachtessen auf dem Balkon; Heimfahrt um 12 Uhr. Das war nicht übel." — Die Wirkung des Umganges mit Sophie läßt ein Brief ahnen, den Lenau im November 1834 an Löwenthal schrieb:

„Man wundert sich hier [der Dichter war schon wieder in Stuttgart] über mein aufgeheitertes Wesen, und wie man sagt, mein gutes Aussehen. Das erstere, und darum mittelbar auch das letztere, dank' ich Euch, Ihr lieben Freunde! Ihr habt mir, wie einem eingeschlagenen Bilde, das lange an einer melancholischen verlassenen Klosterwand gehangen, einen frischen heiteren Firnis gegeben, so daß jetzt wieder alte Farben an mir hervortreten, die ich längst für immer verloren wähnte."

Bereits die älteste Lenau-Biographie aus der Feder seines „Schwestermannes" Anton X. Schurz*) giebt über das Verhältnis der beiden Menschen ausführlichen Bericht. Schurz veröffentlichte eine stattliche Anzahl von Briefen Lenaus an Sophie aus dem Zeitraum von 1834 bis 1845. Das ist auch im wesentlichen das Material, auf dem G. Emil Barthel in seiner Biographie Lenaus**), einer der besten und zuverlässigsten neueren Arbeiten auf diesem Gebiete, bei der Beurteilung des Verhältnisses fußt. Nach dieser Quelle erscheint das letztere als eines jener Seelenbündnisse zwischen Mann und Weib, die zwar nicht ohne leidenschaftliche Beimischung sind, doch aber vorwiegend geistiges Gepräge tragen; man konnte an Goethe und die Stein, an Schiller und Karoline von Beulwitz erinnert werden. Erst viel später trat zu Tage, daß Schurz nur die ostensiblen Briefe, gleichsam die offizielle Korrespondenz, zur Benutzung erhalten und veröffentlicht hatte: es fehlten sämtliche Briefe Sophiens, die Lenau

*) Lenaus Leben. Großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. 2 Bände. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cottascher Verlag. 1855.

**) Nicolaus Lenaus sämtliche Werke in einem Bande. 2. Aufl. Leipzig, Philipp Reclam jun.

wahrscheinlich im Beginn seiner Geistesumnachtung vernichtet hat; außerdem lief neben dieser offiziellen Korrespondenz, von der Sophiens Gatte und Lenaus Freunde wußten, ein geheimer Austausch von schriftlichen Äußerungen her, die, soweit sie erhalten blieben, erst 41 Jahre nach Lenaus Tode von dem vertrauten Frankl herausgegeben wurden, und die plötzlich ein ganz neues Licht auf das Verhältnis warfen. Doch schöpfen wir ein Bild der Beziehungen zwischen Lenau und der neugewonnenen Freundin zunächst aus den von Schurz veröffentlichten Briefen allein, die ja durch Frankls Enthüllungen nur ergänzt, nicht jedoch entwertet worden sind.

Was den Dichter von Anfang an zu Sophie hinzog und je länger, je inniger fesselte, war eine seltene geistige Verwandtschaft beider. Oft hat Lenau versichert, daß kein Mensch auf Erden ihn verstände wie sie. Dieser Seelenrapport ging schließlich so weit, daß sie, viele Meilen von einander entfernt, dieselben Gedanken dachten. „Geistige Verwandtschaft", schreibt Lenau einmal mit Bezug auf eine solche Erfahrung, „ist doch die innigste und übertrifft an sympathischer Tiefe selbst die harmonischsten Beziehungen in der Natur. Während der Baum nicht zwei ganz gleichgestaltete Blätter produziert, tragen zwei gleichgesinnte Menschen den nämlichen Gedanken. Mich freut diese Entdeckung als die schönste Blüte, die mir der gegenwärtige Lenz gebracht hat" (Mai 1844). — Am innigsten und schönsten aber hat er der beglückenden Seelenharmonie in dem an Sophie gerichteten Gedichte „Zueignung" Ausdruck geliehen:

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die, liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfaßlich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
In deines Wortes süßem Klange.

Und durft' ich ahnend in den Bronnen
Der göttlichen Gedanken sinken,
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem schönen Auge blinken ...

Das Liebste, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten ...

Ein überaus glänzendes Zeugnis stellte er Sophiens geistiger Begabung aus, indem er 1844 gegen Reinbecks äußerte: „Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann. Wie versteht sie mich, eilt mir nicht selten voraus! Sie ist mehr als die Sand." Dementsprechend machte er sie zur Vertrauten seiner geheimsten Gedanken. Naturgemäß erstreckte sich ihr Ideenaustausch in erster Linie auf die Kunst. Lenau gab viel auf ihr Urteil in ästhetischen Dingen: „Sie haben", schrieb er ihr einmal, „so viel gesunden und feinen Geschmack, daß man alle unsere kritischen Journale vollauf damit versehen könnte ..." Den 1838 im Verlage der Hallbergerschen Verlagsbuchhandlung erschienenen zweiten Band seiner Gedichte, der alles enthielt, was nach seiner Bekanntschaft mit Sophie und zum Teil unter ihrem Ein-

fluß entstanden war, nannte er „ihre Gedichte". Wiederholt gab er ihr die Versicherung, daß er ohne sie sein Epos „Savonarola" nicht geschrieben haben würde. Als eine neue Auflage seines „Faust" und des „Savonarola" bevorstand, bat er die Freundin dringend, die beiden Dichtungen zuvor zu recensieren. „Wenn Sie, liebe Sophie, Zeit finden," schrieb er ihr am 30. Mai 1840, „diese beiden Bücher nochmals zu lesen, so bitte ich Sie darum und zugleich um einen ausführlichen Brief, worin Sie mir alles angeben, was Sie in den beiden Gedichten anders wünschen. Versagen Sie mir das nicht. Ich verlange durchaus keine Gründe für Ihre Bemerkungen; der Ausspruch Ihres feinen und sichern Gefühls, des von mir schon oft als Leitstern erprobten, genügt mir. Das dürfen Sie mir nicht versagen. Weisen Sie diesmal ihre Bescheidenheit zurecht, und seien Sie überzeugt, daß meine Bitte nicht ein Kompliment für Sie sein soll, sondern aus meinem eigenen wohlverstandenen Interesse entsprungen ist. Kein Tadel wird mich verletzen; seien Sie ganz offen! Ich bitte Sie sehr, liebe Sophie!..." Und im folgenden Briefe: „Überwinden Sie die letzte Scheu und recensieren Sie mich! Von Beethoven, dem Meere, dem Hochgebirg und Ihnen habe ich ja das Beste und Meiste gelernt oder vielmehr durch Euch vier von Gott. Es ist kein Hochmut, wenn Sie daran glauben. Wenn ich einst meine gesammelten Schriften herausgebe, widme ich sie Ihnen. Darf ich?..."

Gegen Sophie beklagte sich der Dichter mit bitteren Worten über die ungerechte, gehässige Kritik, welche sich an seinen „Savonarola" heftete. Und wie tief sie eingeweiht war in sein Seelenleben, bezeugt jene Betrachtung, welche sie nach seinem Tode schrieb, um nachzuweisen, daß

Lenau das Kreuz getragen und geliebt habe, und daß deshalb auf sein Denkmal ein Kreuz gehöre. — Außer der Litteratur teilten sie die Neigung zur Musik und Malerei. Lenau war leidenschaftlicher Verehrer der Musik und selbst ausgezeichneter Geiger. Sophie pflegte die Kunst der Blumenmalerei, und ihr Freund war sehr empört, als einst ein Professor versuchte, ihr die Ausübung dieser Kunst zu verleiden. Sie pflegte ihre Briefe an Lenau mit gemalten Blumen und schönen Initialen zu schmücken, Zeichen der Freundschaft, die ihm die Blätter noch wertvoller machten.

Indessen, nicht ausschließlich geistige Interessen, sondern daneben rein menschliche, gemütliche Beziehungen waren es, die den Dichter mit Sophie und dem ganzen Löwenthalschen Hause verknüpften. Wie schon berichtet, war ihr Bruder Fritz Kleyle ein lieber Jugendfreund Lenaus; in zwei gefühlvollen Gedichten hat er den Frühverblichenen besungen. Sophiens Vater, der Hofrat Kleyle, war ihm ein „wohlwollender Freund", in dessen Hause er gern verkehrte, und den er verehrte und liebte, wenn sie auch, in lebhafter Debatte begriffen, zuweilen in einen freundschaftlichen Streit gerieten. Sophiens Gatten war er in aufrichtiger Freundschaft ergeben, die sich ebensowohl auf Übereinstimmung der Interessen als auf Charakterschätzung gründete. Er pflegte Löwenthal brieflich „seinen treuen Max" zu nennen. Wie rückhaltlos Löwenthal dem Hausfreunde vertraute, wird später zu erörtern sein. Ganz besonders ans Herz gewachsen waren dem Dichter Sophiens Kinder, die von ihrer Mutter treu und gewissenhaft erzogen wurden. Gern versammelte er die kleine Gesellschaft um sich, ihnen Geschichten zu erzählen oder sich an ihren Einfällen zu ergötzen. Es machte ihm Freude, wenn

die Kleinen sich seiner in der Ferne erinnerten; ja, er wechselte gelegentlich Briefe mit ihnen. So versicherte er 1843 von Stuttgart aus „seinem lieben Trutsch“ (Arthur), daß er, wie klein er auch noch sei, zu seinen liebsten Korrespondenten gehöre, und versprach, ihm eine Schachtel schöner Bleisoldaten mitzubringen. „Fürchte Dich nicht im Dunkeln,“ schließt der Brief, „sonst mußt Du Dich Dein ganzes Leben fürchten, denn das ganze Leben ist etwas dunkel. Das soll Dir Deine Mutter erklären. Ich küsse Dich. Dein Freund Niembsch.“ — An Sophie schrieb er: „Ja, der Trutschi ist ein sehr liebes Kind, und ich will ihn noch besonders an mein Herz ziehen und, wenn ich's imstande bin, ihm auch noch nützlich werden.“ Im Sommer 1841, als Lenau mit Löwenthals in Ischl weilte, war seine liebste Erholung, dem kleinen Ernst lateinischen Unterricht zu geben.

So spannen sich Fäden der Freundschaft und Liebe herüber und hinüber. Lenau war nicht nur Hausfreund, sondern häufig auch ständiger Hausgenosse der Löwenthalschen Familie. In Wien und Penzing wohnte er oft mit ihnen unter einem Dache oder wenigstens in unmittelbarer Nähe, und wenn er nicht auf Reisen war, verging kaum ein Tag, der ihn nicht mit den Freunden vereint gesehen hätte. Fast jeden Sommer kam er nach Ischl, wo Sophie mit ihren Kindern stets längere Zeit zu verweilen pflegte. Im engen häuslichen Kreise hatte er vollauf Gelegenheit, sie als wirtschaftliche Hausfrau und treue Mutter ihrer Kinder zu bewundern. „Zu den geistigen Verbindlichkeiten“, schrieb er ihr 1838 scherzend, „kommen auch noch physische in Rechnung. Ich hätte ohne Sie den letzten Winter viel weniger gut gegessen, liebe Sophie. Sie waren mir auch eine sehr sorgfältige Hauswirtin, und

Ihre Freundschaft ist bei mir als Speis' und Trank in Fleisch und Blut übergegangen. Ich bin prosaisch genug, einzugestehen, daß dieses meine Anhänglichkeit noch vermehrt hat." — Trotz manchmal krankhafter Ehescheu lebte in ihm eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Heimatfrieden eines stillen Familienlebens. Der innige Anschluß an die Freunde, die süße Gewohnheit, in ihrem Kreise „physisch wie moralisch in einer warmen Temperatur zu leben", bot ihm einigen Ersatz für ein Glück, das — nach seiner tiefen Überzeugung — „für ihn verloren" war. Der tägliche, ungezwungen-familiäre Verkehr hatte ein Vertrauen zur Folge, wie es nur unter Familiengenossen üblich ist. Die großen und kleinen Ereignisse des äußeren Lebens, seine Lebensweise daheim und auf Reisen, seine Gewohnheiten und Liebhabereien, seine Vermögensverhältnisse, seine neuen Beziehungen und Bekanntschaften, seine Launen und sein Grübeln, die Störungen und Schwankungen seiner seelischen und körperlichen Gesundheit: alles beichtete er der Freundin. Fort und fort ängstigte ihn ihre unsichere Gesundheit; dringend bat er sie oft, sich Schonung aufzuerlegen. Zu ihrem Geburtstage im Jahre 1836 schrieb er ihr von Ulm: „Feiern Sie den Tag Ihrer Geburt, das ist mein Wunsch und meine dringende Bitte, feiern Sie ihn mit dem unverbrüchlichen Gelübde, daß Sie ernstlich und redlich wirken wollen zur Wiederherstellung Ihrer teuern Gesundheit. Sie sind viel zu bescheiden, um zu wissen, was Sie Ihren Eltern, Max, Ihren Geschwistern und Kindern sind und Ihren Freunden. Darum ist es nötig, Sie manchmal daran zu erinnern. An Geist und Gemüt sind Sie den Ihrigen eine liebe, erfreuliche, erhebende Erscheinung, und es thut jedem wohl, auf eine solche hinzublicken. Ich aber versichere Ihnen

insbesondere, daß mich kein Mensch auf Erden so versteht, wie Sie, und daß Ihr Tod keinen Menschen schmerzlicher treffen könnte, als mich." — Und als sie 1842 nach Karlsbad zu reisen im Begriff stand, gab er ihr folgenden Segenswunsch mit auf den Weg: „Reisen Sie glücklich, liebe Sophie; möge die Natur ihre besten Heilkräfte für Ihr teures Leben aufbieten. Es ist noch niemand von innigeren Wünschen nach Karlsbad begleitet worden, als die meinigen sind, die ich für Sie der Natur ans Herz legen möchte. Öffnen Sie Ihr Ohr den Ärzten, Ihr Herz der Heiterkeit und Ihr ganzes Leben den wohlthätigen Einflüssen des Himmels und der Erde. Amen, Amen, liebe, herrliche, seltene Frau!" — Das sind Töne echter, unverfälschter Freundschaft. Manches Mal war Sophiens heller Verstand ihm, der gar zu leicht augenblicklichen Stimmungen gehorchte, eine Leuchte im Leben. Als er einmal in Baden-Baden durch die Spielsäle strich und der alte Spielteufel, der seinem Vater so namenloses Unglück gebracht, ihn verlocken wollte, da gingen ihm plötzlich Sophiens warnende Worte durch die Seele: „Niembsch, spielen Sie nicht, denn der Zufall ist Ihr Feind." — „Da war die Lust", berichtet er, „plötzlich in Abscheu verwandelt, und das ganze Treiben an der grünen Tafel erschien mir als tiefe Gemeinheit. Ich bin für immer geheilt von diesem Unsinn."

Welch ein Segen dem Dichter aus diesem Verkehr erwuchs, bezeugen die schönen, innigen Briefe, die er ihr im Sommer 1838 von Stuttgart aus schrieb, und aus denen hier einige Stellen mitgeteilt seien: „. . . Sie kennen mein Leben in seiner traurigen, mir jede Zukunft verdüsternden Vergangenheit; Sie kennen dessen gegenwärtige Verhältnisse genug, um zu ermessen, wie unaussprechlich

teuer mir der Umgang der teilnehmenden, liebevollen, mir so tief verwandten Frau geworden ist, die seit einer Reihe von Jahren über manche kummervolle Stunde hinweggeholfen hat mit der Macht ihres Herzens und ihres Geistes . . . Sie haben sich mildernd und versöhnend meinem Leben angeschlossen, und es hat von Ihnen Segnungen empfangen, wie sie nur von den edelsten Naturen ausgehen können . . ." Und weiter: „Mich freut es, daß ich Euch so lieb habe und mein Leben so an Eures geheftet. Dadurch hat mein Leben eine gewisse wohlthätige Positivität und wenigstens den Anstrich einer gewissen Heimatlichkeit bekommen, deren Mangel ich früher oft gar so bitter empfand. Betrachten Sie diese Heimatlichkeit meines Lebens als Ihr viertes Kind, teure Freundin! . . ."

Feste, Götterfeste waren es, die er in trauter Gemeinschaft mit der Freundin im Bade Ischl verleben durfte. Hier, am Herzen einer wunderbar schönen Natur, fern von den Menschen, losgelöst von allen ihn drückenden Banden, fühlte er ihre hohe sittliche Würde still und tief auf sich einwirken; hier empfand er, wie sein Wesen wurzelte und wuchs im Boden ihrer Freundschaft. Da erschien sie ihm als die Vereinigung alles dessen, was ihn in tiefster Seele beglückte, als die lebendige Fülle alles Wahren und Schönen, das ihn warm und unmittelbar aus ihrem Wesen anwehte; als ein „liebliches Mysterium", das ihn täglich neu überraschte, das er nicht auskennen lernte, dem er ewig nachhängen mußte. In ihrer demütigen Hoheit überstrahlte sie ihm alle anderen Frauen tausend- und tausendmal. In ihrer Gegenwart schlug sein Herz freier und rollte sein Blut frischer durch die Adern; bei ihr, in ihr sprudelte die Quelle seines Lebens und seiner

Herzensjugend. So wandelte sie neben ihm durch die Wälder und Berge des schönen Ischl, die Verkörperung von Jugend, Geist und Schönheit, seine Muse, seine — Geliebte!

Denn was Herz zum Herzen zwang, war schon lange nicht bloße Freundschaft mehr, es war eine starke, heiße, leidenschaftliche Liebe: auch diese Erkenntnis war ihnen vielleicht zuerst in der Ischler Einsamkeit aufgegangen, oder im schönen Parke zu Penzing, einer Vorstadt Wiens, wo Sophiens Eltern eine von prächtigem Garten umgebene Villa besaßen. „Nicht durch die unwiderstehliche Macht eines einzigen bewältigenden Augenblickes," so urteilt Lenaus Freund, der Dichter Anastasius Grün, „sondern allmählich und langsam, durch die süße Macht der Angewöhnung, durch die befriedigte Sehnsucht nach dem Verkehre mit einer als verwandt erkannten Seele, durch das sich immer inniger aufschließende gegenseitige Verständnis ist des Dichters Herz der anmutigen, durch Bildung und Kunstsinn, dichterische Anlage und überaus klaren Verstand ausgezeichneten Frau unlösbar zugefallen." — Einen Abglanz dieser Liebe mit ihrem reichen Glück und ihren unseligen Qualen tragen eben jene Blätter, die Lenau, wenn ein mündlicher Gedankenaustausch sich verbot, der Geliebten heimlich in die Hand spielte, und die er selbst folgendermaßen charakterisiert hat: „Wenn ich einmal tot bin, und Du liesest diese Zettel, wird Dir das Herz weh thun. Diese Zettel sind mir das liebste, was ich geschrieben habe. So unüberlegt sind mir dabei die Worte aus dem Herzen aufs Papier gesprungen, wie ein Vogel aus dem Neste fliegt. Wer mich kennen will, muß diese Zettel lesen." — Als Frankl zwei Jahre nach Sophiens Tode und kurze Zeit vor seinem eigenen

Abscheiden die Blätter*) veröffentlichte, folgte er einer ausdrücklichen Willensbestimmung der Verstorbenen. Es ist ein Zeichen hoher Gesinnung, daß sie der Welt ihr Verhältnis zu Lenau im Lichte der Wahrheit zeigen wollte, obgleich sie sich gewiß klar darüber war, daß diese Wahrheit einen Schatten auf ihr eigenes Charakterbild werfen mußte. —

„Sie ist mein Glück und meine Wunde" — so sagte Lenau von Sophie, als schon sein Geist umnachtet war. Diese Worte sind gewissermaßen das Grundthema der Lenauschen Tagebuchblätter. Mögen nun die Aufzeichnungen, deren viele schön wie Gedichte in Prosa klingen, für sich selbst sprechen.

„O, es war ein schöner Tag!" schreibt Lenau am 22. Oktober 1836, am letzten Tage seines Zusammenlebens mit Sophie in Penzing. „Fahr wohl, du schöner Tag! Du flüchtiger Gast aus einer bessern Welt! Ich möchte weinen um dich. O liebe Sophie! Das ist ein Tag, an dessen Erinnerung sich Dein Herz klammern soll; ich werde ihn feiern jedes Jahr wie Deinen Geburtstag. Ich habe in Deinem Umgang mehr Bürgschaft des ewigen Lebens gefunden, als in allem Forschen und Betrachten der Welt. Wenn ich in einer glücklichen Stunde glaubte, jetzt sei das Höchste der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben gekommen, weil ja doch nichts Schöneres mehr nachfolgen könne: so war es jedesmal eine Täuschung, und es folgte noch eine schönere Stunde, da ich Dich noch höher liebte. Diese immer neuen, immer tieferen Abgründe des Lebens ver-

*) Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters, herausgegeben von Ludwig August Frankl. Stuttgart, Cotta. 1891.

kürzen mir seine Ewigkeit. Ich habe heut' in Deinem schönen Auge die ganze Fülle des Göttlichen erblickt ... In einem so schönen Auge, wie das Deinige, zeigt sich uns der Stoff, aus welchem einst unser ewiger Leib gemacht sein wird, wie in einer prophetischen Hieroglyphe. Wenn ich sterbe, so geh' ich reich aus diesem Leben, denn ich habe das Schönste gesehen." — Und fast genau ein Jahr später (21. Oktober 1837): „Deine Worte von heute abend sind wie Balsam in mein Herz geflossen. Ja, Du liebes, edles, süßes Weib, unser gemeinsames Leiden soll uns heilig sein. Ich bereue nicht, Dich gefunden zu haben. Solche Stunden bestürmen das Herz zugleich mit einem Übermaß von Lust und Leid, daß das verwirrte nicht weiß, ob es bluten soll oder lachen, und verzweifeln möchte in seinem Himmel; aber sie sind die besten meines Lebens. Hätte ich Dich nicht gefunden, so hätte ich auch nie erfahren, was es heißt, von einem Weibe geliebt zu werden, die es wert ist, daß mir mein Unglück das Liebste ist, was ich habe. Ich habe mir nie ein Glück geträumt, wogegen ich dieses Unglück vertauschen möchte. Ein Blick in Deine Seele ist nicht zu teuer erkauft mit dem schmerzlichsten, bis an meinen Tod fortgekämpften Entsagen."

Lenau betont öfter, seine Liebe zu Sophie hänge mit seiner Religion zusammen. Das war kein Spiel mit Worten. Gleich in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft erwachte in Sophie der sehnliche Wunsch, den Dichter von seinen „trostlos nächtlichen Grübeleien", von seiner unseligen Verstimmung, die ihr tiefen Kummer bereitete, zu heilen; sie faßte das als eine Mission auf, die sie an seiner Seele zu erfüllen habe. In einem Liede sprach sie dem Freunde diesen Wunsch aus. Ihr Streben

ſcheint nicht ohne Erfolg geblieben zu ſein. Lenau erkannte und fühlte in Sophie „den vollen Zauber, das Schöne, Unerſetzliche, Alleinbeſiegende der Perſönlichkeit“; er begriff, daß tote, herzloſe Naturkräfte und Naturgeſetze unmöglich ſolch ein Weſen zuſtande bringen könnten. So erwachte in ihm die Liebe zu einem perſönlichen Gott, deſſen Lieblingsgeſchöpf Sophie ſei. „Das drang mir tief und feſt ins Herz in mancher ſchönen Stunde, die ich mit Dir leben durfte,“ ſchrieb er. „Das, meine Sophie! iſt der feſte und geweihte Boden, auf dem unſre Liebe ſteht, aufrecht und immer.“ Und noch deutlicher ſprach er ſich ein andermal aus: „Ich bleibe bei Gott und meiner Sophie, die mich zu ihm geführt hat.“ Welche hohe und bedeutungsvolle Rolle in ſeinem Seelenleben wies er ihr in folgendem Worte an: „Du biſt meine Zuflucht, mein Troſt, meine Stärkung. Du bringſt bei mir das Leben wieder zu Ehren, wenn es mir andre entſtellt und verſudelt haben. Ich trachte, auf die Menſchheit zu wirken, nachdem mich Deine Liebe dazu ermuntert hat. So ſtehſt Du durch mich mit der Welt in Verkehr, vielleicht in einem geſegneten. Das iſt nächſt der Erziehung Deiner Kinder Dein Beruf ...“ — Es geht aus dieſen Tagebuchſtellen deutlich hervor, daß Lenau in Sophiens Liebe allein das ernſt und heilig aufgefaßte Lebenswerk und die Aufgabe ſeiner Kunſt ausführen zu können glaubte.

War denn dieſe Liebe reich an Glück, wie es ſeliger nicht vielen Sterblichen geblüht haben mag, reicher war ſie an Seelenqualen bitterſter Art, an Leid, für das es keinen Troſt und keine Hoffnung giebt.

Ach wärſt du mein, es wär' ein ſchönes Leben!
So aber iſt's Entſagen nur und Trauern,

Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schickſal nicht vergeben.

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie beſitzen werde.

Das Lied iſt an Sophie gerichtet, und es enthüllt blitzgleich das tragiſche Verhängnis dieſer Liebe. Sophie, die er liebte, wie er nie ein Weib geliebt, der ſeines Herzens Schläge bis auf den letzten gehörten: — ſie war das Weib eines andern! — „Mein Schmerz um Dich iſt abſolut, da giebt's keinen Troſt, das iſt hin, Du biſt nicht mein Weib, das iſt eine recht tiefe, ehrliche Wunde, die blutet fort, ſolang noch ein Blut in mir geht.“ — Hier half keine Betäubung, keine Philoſophie; tiefer und tiefer bohrte ſich beſtändig der Stachel dieſes Schmerzes. Auf dem lauten Markt des Lebens, wie in der Einſamkeit der Junggeſellenklauſe blieb die nagende Pein lebendig; auf Schritt und Tritt folgte ſie ihm, ja, die Außenwelt, die Natur kleidete ſich in die düſteren Farben leidvoller Entſagung. Das folgende ſchöne Lied vergegenwärtigt einen jener Abende im Parke zu Penzing, wo ſie, ein jedes mit ſeinen trüben Gedanken beſchäftigt, neben einander wandelten:

Der ſchwere Abend.

Die dunklen Wolken hingen
Herab ſo bang und ſchwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und ſtumm, ſo trübe
Und ſternlos war die Nacht,
So ganz wie unſre Liebe
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte ſcheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünſcht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Wohl kamen Stunden, in denen Lenau — eingedenk der Mahnung Sophiens: „Freudig kämpfen und entſagen!" — mutig ſich hindurchrang zur Reſignation und ſingen konnte:

Wild verwachſ'ne, dunkle Fichten,
Leiſe klagt die Quelle fort;
Herz, das iſt der rechte Ort
Für dein ſchmerzliches Verzichten!

— — — — — — — — — —

Nicht verloren hier im Mooſe,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott verſteht,
Deine tiefe, hoffnungsloſe!

Aber es kamen auch andere Stunden, wo die nie geſtillte Sehnſucht ſich in wilde Verzweiflung wandelte, wo die Liebe, die hart am Ziel der heißerſehnten Erfüllung immer wieder umkehren mußte, zur irren Raſerei wurde. Da ſchrie der Unglückliche wohl auf: „Ich bin in einem furchtbaren Aufruhr, in dem ich Dir ſchreibe, Sophie, es iſt wahnſinnige Liebe, die mich treibt. Weh mir! wär' ich lieber tot, als daß Du nicht mein biſt!" — Dann floh er wohl in die Ferne, um dem Bann zu entrinnen. Oft freilich ohne Erfolg. „Mein Leben ohne Dich iſt ein fortwährendes ſtilles Bluten meines Herzens," bekennt er (1836) der Freundin. Ja, gerade wenn ſie ihm unerreichbar fern iſt, überflutet ſeine Sehnſucht alle Dämme, ſtürmt ein unſinniges Verlangen nach der Geliebten ihm durch Leib und Seele. Da irrt er umher

wie „ein verlornes Stück" von ihr, da lechzt er nach irgend einer Spur ihres Daseins, nach einem Kleidungsstück, das sie an ihrem Leibe getragen, da stammelt er im Sehnsuchtfieber wirre, irre Worte der Liebesverzückung, die, so ergreifend schön sie klingen mögen, doch auch die pathologische Seite seines Wesens sehr deutlich enthüllen. — In solchen Momenten war es auch, wo sein Geist in ohnmächtigem Zorn aufbäumte vor der starren Schranke gesellschaftlicher Überlieferung, wo er sich zu Aussprüchen hinreißen ließ wie: „Die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut."

Pflichtete die geliebte Frau dieser Ansicht bei? — Erwiderte sie seine stürmische Leidenschaft mit einer Liebe, groß und stark genug, um Ketten zu sprengen, Vorurteilen zu trotzen, frei und kühn sich auszuleben? — Lenaus immer wiederkehrende Klagen über ihre Gleichgültigkeit, ihren Kaltsinn sprechen dagegen. Gewiß hat sie ihn mit ganzer Seele geliebt; doch auch in der süßesten Stunde, wenn der Taumel der Leidenschaft und des Entzückens ihn überwältigte, verlor sie nie die Besonnenheit. Nie vergaß sie, was sie dem Gatten, ihren Kindern, der Ehre ihres Hauses schuldig war. Mag ihre Standhaftigkeit ein Ausfluß starken Pflichtgefühls gewesen, mag sie auf Sanftheit des Empfindens, auf einen gewissen Mangel an sinnlichem Feuer zurückzuführen sein: an der Thatsache, daß sie sich seinem heißen Werben gegenüber in ihrer hausfraulichen Ehre und Würde zu behaupten wußte, ist nicht zu zweifeln. Löwenthal selbst, mochte auch zuweilen der frivole Klatsch der Wiener Gesellschaft ihn verdrießen, vertraute der Gattin wie dem Freunde so völlig, daß er ihrem intimen Umgange niemals Hindernisse in den Weg gelegt hat. „Max ist sehr gut," schrieb Lenau einmal an Sophie,

„und mich freut es innig und tröstet mich am besten, daß wir sein schönes Vertrauen nicht mißbraucht haben". — Frankl berichtet, er habe lange nach Lenaus Tode gelegentlich einer Unterhaltung mit dem Bischof Martensen, dem Lenau einst geistig sehr nahe gestanden, dieses Liebesverhältnis berührt. „Der Bischof erzählte mir, daß er in einer vertraulichen Stunde den Freund gefragt habe, wie es sich damit verhalte, und da habe ihm Lenau, feierlich, wie er zu sein pflegte, gebeichtet, daß trotz wilder, fast dämonischer sinnlicher Anfechtungen nicht durch ihn, sondern durch die keusche Standhaftigkeit der geliebten Frau sein Gewissen rein geblieben sei." —

„Du bist mir verfallen," schrieb im Dezember 1837 Sophie an Lenau, und das Wort ergriff ihn freudig: „Es ist mir, als hätte der Himmel gesagt, ich sei ihm verfallen." Wußte er sich doch nichts Besseres, als ihr zu gehören mit Leib und Seele! War es doch, wie er schreibt, seine Lust, „mich auf den ungestümsten Wogen der Leidenschaft herumtreiben zu lassen und mein Ruder in die Flut zu werfen und meine Arme lieber dazu zu brauchen, daß ich Dich recht fest an mein Herz ziehe, Du liebes, herrliches Weib!" — Sie aber hätte es nicht sprechen dürfen, das siegessichere Wort, um so weniger als sie wußte, welche verhängnisvolle Wahrheit es barg. So gewinnt es den Anschein, als habe sie ihn gereizt und gelockt, um sich dann mit kühlem Mitleid ihm zu versagen; als habe sie im Bewußtsein ihrer Macht triumphiert.

Aber die Selbstsucht ihrer Liebe sollte sich noch deutlicher offenbaren.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Lenau der unausgesetzten Kämpfe und Seelenstürme, in welche diese Liebe ihn verstrickte, manchmal müde ward und nach Ruhe,

nach heimiſchem Familienglück verlangte. Naturgemäß trat dieſes Verlangen beſonders ſtark in Momenten hervor, wo Sophie ihre Macht über ihn mißbraucht hatte. Er war ehrlich genug, die Geliebte zu warnen. „Zuweilen iſt es mir vorgekommen," ſchrieb er ihr einmal, „als ſchlummere eine Kraft in mir, die ich nur herauszulaſſen brauchte, um mit einem Satz auf dem alten Boden der Freiheit zu ſtehen ... Wann war dieſes zuweilen? Dann, wenn Du mich recht innerlich gekränkt oder aufgebracht hatteſt. Da iſt mir allerdings manchmal zu Mute geworden, als wäre ich meiner noch mächtig genug, mich loszureißen ..., das nämliche ſagt Dir die Strophe:

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der ſüßer Heimat ſich entreißt,
Dem Himmel, mit verſchwiegnem Kummer,
Auf immerdar den Rücken weiſt." —

Zweimal hat Lenau verſucht, ſich der Geliebten zu entziehen, um jedesmal die Erfahrung zu machen, daß die ſüßen Bande, die ihn an ſie knüpften, ſich in eherne, unerbittliche Sklavenketten verwandelten.

Im Sommer 1839 lernte er in Wien die berühmte dramatiſche Sängerin Karoline Unger kennen, eine Kraftnatur, die ihn ſtark feſſelte. Sobald er Sophie über den Eindruck berichtete, den dieſe Frau auf ihn geübt, loderten in ihrem Herzen die Eiferſucht, die Angſt, ihn zu verlieren, in hellen Flammen auf. Aus ſeinen Antworten können wir auf den Inhalt und Ton ihrer Briefe ſchließen: ſie bat, ſie forderte, ſie drohte, ſie wendete alles auf, ihn zu ſich zurückzubringen. Hier liegt ihre ſittliche Schuld! Sie mußte, ſobald ſich ſein Herz einer andern Frau zuwandte, ihm freudig die Freiheit geben und ſeine Wahl ſegnen; oder aber: war ihre Liebe ſo

echt und innig, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit, des Einsseins für Zeit und Ewigkeit mit heiliger Gewißheit sie durchdrang, dann war es ihre Pflicht, die Hindernisse, welche zwischen ihnen standen, zu besiegen, und dem Geliebten vor der Welt anzugehören. — Hätte Lenau den gesunden Egoismus Goethes besessen, so würde er sich jetzt rücksichtslos von Sophie gelöst haben. Aber er war aus weniger festem Holz geschnitzt. Er stutzte und begann unsicher zu werden. „Liebe Sophie!“ schrieb er ihr fast kläglich. „Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerschmettert. Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht's als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich . . . Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt. Ich wollte, ich wäre schon tot.“ — In der letzten Juliwoche eilte Lenau nach Ischl, um mit Sophie einen alle Teile versöhnenden Ausweg zu finden. Sophie gewann bei dieser Zusammenkunft wohl die Überzeugung, daß die gefürchtete Verbindung doch noch sehr zweifelhaft sei. Sie gab ihre Einwilligung unter gewissen Bedingungen. Beispielsweise mußte Lenau auf ihren Rat seiner Braut erklären, daß von einer Vermählung keine Rede sein könne, solange sie der Öffentlichkeit angehöre; Sophie aber wußte, als sie diesen Rat erteilte, sehr wohl, daß die Unger kontraktmäßig noch auf neunzehn Monate an die Bühne gefesselt war. „Sophiens, von Lenau als edelmütiges Opfer gepriesene

Einwilligung wird demnach dem Unbefangenen mehr klug als entsagungsvoll erscheinen," urteilt M. Koch*) mit Recht. Übrigens kühlte sich unter Sophiens suggerierendem Einfluß Lenaus Enthusiasmus sehr bald ab. „Gerade, weil sie eine große Schauspielerin war," meinte er später, „und je mehr ich es erkannte, um so furchtsamer wurde ich vor einer Verbindung mit ihr. Ich wußte nicht mehr, was echt, was falsch an ihr sei". Schon Ende 1839 hatte er völlig Verzicht geleistet, und im Juli 1840 erlangte er von Karoline seine Briefe, seine „dokumentierten Narrheiten", zurück.

So war denn Sophie wieder Alleinherrscherin über Lenaus Herz. Aber ihre Eifersucht entschlummerte nicht. — Fünf Jahre später machte er den zweiten und letzten Versuch, sich ihrer Macht zu entziehen. Wie bitter ernst es ihm diesmal mit seinem Entschlusse war, beweist die ungewöhnliche Energie seiner Anstalten. Je entschiedener aber er von ihr fortstrebte, je heftiger er an seinen Ketten rüttelte, desto verzweifelter kämpfte sie um ihr Liebesglück. Vielleicht nie in ihrem Leben hat sie ein Weib bitterer gehaßt, als das edle, unschuldige Mädchen, dem Lenau für den Rest seines Lebens anzugehören entschlossen war. Obwohl sie nie in persönliche Berührung traten, sind die beiden Frauen in Lenaus ferneres Schicksal so eng und eigentümlich verflochten, daß es zweckmäßig erscheint, Sophiens Anteil an der furchtbaren Katastrophe, die sich nun abspielen sollte, im Zusammenhange mit dem Leben ihrer Rivalin, Marie Behrends, darzustellen.

*) Einleitung zu Lenaus Werken. Herausgegeben von Professor Dr. Max Koch. (154. Band der Deutschen National-Litteratur, herausg. von Joseph Kürschner.) Berlin und Stuttgart. W. Spemann.

Marie Behrends.

Nach Originalphotographie einer im Besitz der Frau Ferd. Graubner in Frankfurt a. M. befindlichen Bleistiftzeichnung.
Hier zum ersten Male veröffentlicht.

Marie Behrends.

Im 1. April 1844 kam, wie die treuen Aufzeichnungen*) Emilie von Reinbecks über die Ereigniſſe des Unglücksjahres berichten, Lenau in Stuttgart an und ſtieg nach ſeiner Gewohnheit im Reinbeckſchen Hauſe ab. Er erzählte, daß er diesmal Urlaub auf drei Jahre genommen und große Reiſepläne habe; vornehmlich ſchien ihn die See zu locken. Indeſſen blieb er, mit der Redaktion neuer Auflagen ſeiner Gedichte und des „Savonarola“ beſchäftigt, zunächſt faſt drei Monate in Stuttgart. Als dann der Arzt der leidenden Emilie einen Kuraufenthalt in Lichtenthal bei Baden vorſchlug, ließ er alle andern Pläne fallen und entſchloß ſich ſofort, die Freunde dorthin zu begleiten und mit allen Kräften zur Geneſung und Erheiterung der verehrten Freundin beizutragen.

Gegen Ende Juni reiſte er einige Tage voraus, um das bereits beſtellte Quartier einrichten zu helfen und, wie er ſagte, die Freunde dann zu empfangen. Um ſo

*) Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832 bis 1844 nebſt Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung 1844—1846. Herausg. von Dr. Anton Schloſſar. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1896.

mehr waren Reinbecks überrascht, als sie, zur festgesetzten Frist ankommend, ihn nicht trafen und hörten, er habe sich überhaupt noch nicht blicken lassen. Erst am folgenden Tage erschien er, war einsilbig und verstimmt und gestand bald, daß es ihm in Baden, wo er sich bisher aufgehalten, weit besser gefalle, meinte auch, daß er jetzt lange genug in asketischer Ruhe gelebt habe und sich nun wieder der Welt freuen wolle. Da Reinbecks ihn lebhaft baten, sich nicht für gebunden zu halten, siedelte er — unter dem Versprechen, die Freunde recht oft zu besuchen — bereits am nächsten Morgen wieder nach Baden über.

Er ließ sich jedoch selten genug sehen. Alle paar Tage kam er einmal, meist im Wagen, den er auf sich warten ließ, blieb eine Viertelstunde, zerstreut, verschlossen und so überaus unfreundlich, daß es selbst fremden Menschen auffiel. Doch solche Launen war man von seiner Seite gewöhnt und ertrug sie schweigend. Als eine Kränkung aber empfanden es die Freunde, als sie, anstatt aus seinem eigenen Munde, von Badenser Kurgästen gerüchtweise erfuhren, daß Lenau durch ein Mädchen gefesselt sei und verlobt gesagt werde. „Noch wenige Wochen vorher und öfters", erzählt Emilie, „hatte er uns erklärt, daß er aus verschiedenen Gründen nie heiraten würde ... Und nun — stand er vor der ganzen großen Badewelt als glücklicher Freiwerber und quasi Bräutigam, ehe er den nächsten Freunden ein Wort davon gesagt! — Reinbeck fand endlich nötig, ihn über sein höchst unartiges Benehmen gegen uns zur Rede zu stellen, wo er zuerst die Schuld auf uns schieben wollte, dann aber sich damit entschuldigte, daß er als ein Verliebter nicht zurechnungsfähig sei, und auf die freundliche Warnung, er möchte

sich doch nicht von einer Leidenschaft überrumpeln lassen, erwiderte, er sei ja kein Kind mehr und habe schon öfter dergleichen Dinge erlebt."

Was sich inzwischen in Baden ereignet hatte, war folgendes. Gleich nach seiner Ankunft, am 27. Juni, hatte Lenau an der Tafel des „Englischen Hofes" ein junges Mädchen erblickt, das sofort sein ganzes Herz einnahm. Sie stand nicht mehr in erster Jugend; ihr Antlitz aber war von madonnenhafter Lieblichkeit und Sanftmut, ihre Gestalt fein und anmutig, ihr ganzes Wesen atmete edle Bescheidenheit. Wie anziehend sie dem Dichter erschien, läßt sich daraus ermessen, daß er, wie er ihr später selbst wiederholt erzählte, sogleich nach dieser ersten Begegnung — ohne auch nur ihren Namen zu wissen — den Entschluß faßte, sie für immer zu gewinnen; in sein Zimmer zurückkehrend, trat er vor den Spiegel und sagte, seine Halsbinde ordnend, zu sich selbst: „Nun, du kannst's ja versuchen, du darfst sie ja zur Frau begehren."

Die Erkorene war Fräulein Marie Behrends aus Frankfurt a. M., die mit ihrer Tante, Frau Jäger, Gattin eines Frankfurter Banquiers, etwa zehn Tage früher nach Baden in die Sommerfrische gekommen war. Am 4. Oktober 1811 als Tochter eines Advokaten geboren, hatte sie ihren Vater, der das Amt eines Schöffen und Bürgermeisters bekleidete, im September 1843 verloren. In Gemeinschaft mit der Mutter hatte sie ihn fünf Jahre lang bis an sein Ende gepflegt; oft hatte er ihr zu seiner Erleichterung seine Arbeiten in die Feder diktiert. In dieser ernsten Prüfungszeit hatte sich ihre Seele vertieft und ihr Wesen sich zu einer milden Ruhe herabgestimmt. — Im Jahre 1889, nach Mariens Tode, sind ihre eigenen Aufzeichnungen über ihr Verhältnis zu

Lenau veröffentlicht worden.*) Die schlichten, unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschriebenen Bekenntnisse gewähren zum erstenmale einen intimeren Einblick in dieses so verschieden beurteilte Liebesverhältnis.

Auch Marien war der neue Ankömmling beim ersten Zusammentreffen an der Tafel sofort aufgefallen; wurde er doch von den anwesenden Herren in einer so auffälligen Weise bewillkommnet und ausgezeichnet, daß man auf eine berühmte Persönlichkeit schließen mußte. Die beiden Damen zerbrachen sich denn auch den Kopf, wer der Fremde, von dem die Tischgäste „so viel Wesens machten", wohl sein möchte. Trotzdem und trotz gelegentlicher Begegnungen beschäftigte er das junge Mädchen in den ersten Tagen nicht sonderlich. Erst am folgenden Sonntage begann ihr Herz vernehmlicher für ihn zu sprechen. Während des Konzertes, das an diesem Tage wegen schlechten Wetters im Kursaal ausgeführt wurde, stand Lenau, an eine Säule gelehnt, einsam, ernst und schweigend in der Menge; auf seinem bleichen Antlitz, in seinem düsteren Auge, das Marie, so oft sie aufblickte, auf sich gerichtet sah, spiegelte sich die tiefe Melancholie seines Wesens. — „Ich versank in Nachsinnen," erzählt sie. „Wie des fremden Mannes Kummer heilen? wie seine düstre Stimmung erheitern? war schon an diesem Abend der Gedanke, der mich unablässig beschäftigte, der sich meiner immer mehr und mehr bemächtigte. Auf diesem Gedanken beruht mein ganzes Verhältnis zu ihm; er ist das unsichtbare Band, das mich zu ihm hinzog, mich an ihn kettete, mich mit ihm so innig und unauflöslich verband. Auf

*) Mitgeteilt von Paul Weisser im Dezemberheft der „Deutschen Rundschau", Jahrgang 1889. (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.)

diesem Gedanken oder Gefühl beruht meine Liebe, oder es ist eins mit mir, dieses unerklärliche, unwillkürliche, unfreiwillige Gefühl."

Am nächsten Abend, als die Damen, wie immer, in einem Parterre-Zimmer neben der Restauration ihren Thee einnahmen, trat der Fremde herein, setzte sich zu ihnen und begann mit den Worten: „Die Damen haben sich auch die Lichtenthaler Allee zu ihrem Lieblingsspaziergang erwählt," ein harmloses Gespräch, das sich auf Badens Umgebung bezog. Später kam die Rede auf das Bad Ischl, dessen Naturschönheiten Lenau pries, auf Frankfurt und das Goethe-Denkmal, das dort enthüllt werden sollte; bei diesem Anlaß charakterisierte er Goethe und Schiller mit wenigen Worten. — Marie, die anfangs unbefangen mitgeplaudert hatte, war immer mehr Zuhörerin geworden, dem Eindruck seiner Persönlichkeit völlig hingegeben. „Ich war ganz verändert, als ich auf mein Zimmer kam," bekennt sie, „wie aus einem Traum zum Leben erwacht, oder in neue schöne Träume versunken, eine Welt von Gedanken, ein Meer von Empfindungen bewegten mich, die mir aber nicht klar wurden. So hatte noch nie jemand vor mir geredet, auch eine solche Stimme hatte ich noch nicht gehört."

Am nächsten Morgen kam Lenau ganz verjüngt und freudestrahlend zu seinem Freunde Berthold Auerbach, der damals in Baden-Baden weilte, und erzählte ihm im Schloßgarten sein Erlebnis. „Er ergoß sich", berichtet Auerbach, „in den überschwenglichsten Ausdrücken, und dann sprach er wieder jedes einfache Wort mit einem Ausdruck, in den der tiefste Seelenjubel eingepreßt war. Eine innere Zuversicht sagte ihm, daß auch das Mädchen sich ihm zugeneigt habe. Er sprach es wiederholt mit

Lenau veröffentlicht worden.*) Die schlichten, unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschriebenen Bekenntnisse gewähren zum erstenmale einen intimeren Einblick in dieses so verschieden beurteilte Liebesverhältnis.

Auch Marien war der neue Ankömmling beim ersten Zusammentreffen an der Tafel sofort aufgefallen; wurde er doch von den anwesenden Herren in einer so auffälligen Weise bewillkommnet und ausgezeichnet, daß man auf eine berühmte Persönlichkeit schließen mußte. Die beiden Damen zerbrachen sich denn auch den Kopf, wer der Fremde, von dem die Tischgäste „so viel Wesens machten", wohl sein möchte. Trotzdem und trotz gelegentlicher Begegnungen beschäftigte er das junge Mädchen in den ersten Tagen nicht sonderlich. Erst am folgenden Sonntage begann ihr Herz vernehmlicher für ihn zu sprechen. Während des Konzertes, das an diesem Tage wegen schlechten Wetters im Kursaal ausgeführt wurde, stand Lenau, an eine Säule gelehnt, einsam, ernst und schweigend in der Menge; auf seinem bleichen Antlitz, in seinem düsteren Auge, das Marie, so oft sie aufblickte, auf sich gerichtet sah, spiegelte sich die tiefe Melancholie seines Wesens. — „Ich versank in Nachsinnen," erzählt sie. „Wie des fremden Mannes Kummer heilen? wie seine düstre Stimmung erheitern? war schon an diesem Abend der Gedanke, der mich unabläßig beschäftigte, der sich meiner immer mehr und mehr bemächtigte. Auf diesem Gedanken beruht mein ganzes Verhältnis zu ihm; er ist das unsichtbare Band, das mich zu ihm hinzog, mich an ihn kettete, mich mit ihm so innig und unauflöslich verband. Auf

*) Mitgeteilt von Paul Weisser im Dezemberheft der „Deutschen Rundschau", Jahrgang 1889. (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.)

dieſem Gedanken oder Gefühl beruht meine Liebe, oder es iſt eins mit mir, dieſes unerklärliche, unwillkürliche, unfreiwillige Gefühl.“

Am nächſten Abend, als die Damen, wie immer, in einem Parterre-Zimmer neben der Reſtauration ihren Thee einnahmen, trat der Fremde herein, ſetzte ſich zu ihnen und begann mit den Worten: „Die Damen haben ſich auch die Lichtenthaler Allee zu ihrem Lieblingsſpaziergang erwählt,“ ein harmloſes Geſpräch, das ſich auf Badens Umgebung bezog. Später kam die Rede auf das Bad Iſchl, deſſen Naturſchönheiten Lenau pries, auf Frankfurt und das Goethe-Denkmal, das dort enthüllt werden ſollte; bei dieſem Anlaß charakteriſierte er Goethe und Schiller mit wenigen Worten. — Marie, die anfangs unbefangen mitgeplaudert hatte, war immer mehr Zuhörerin geworden, dem Eindruck ſeiner Perſönlichkeit völlig hingegeben. „Ich war ganz verändert, als ich auf mein Zimmer kam,“ bekennt ſie, „wie aus einem Traum zum Leben erwacht, oder in neue ſchöne Träume verſunken, eine Welt von Gedanken, ein Meer von Empfindungen bewegten mich, die mir aber nicht klar wurden. So hatte noch nie jemand vor mir geredet, auch eine ſolche Stimme hatte ich noch nicht gehört.“

Am nächſten Morgen kam Lenau ganz verjüngt und freudeſtrahlend zu ſeinem Freunde Berthold Auerbach, der damals in Baden-Baden weilte, und erzählte ihm im Schloßgarten ſein Erlebnis. „Er ergoß ſich“, berichtet Auerbach, „in den überſchwenglichſten Ausdrücken, und dann ſprach er wieder jedes einfache Wort mit einem Ausdruck, in den der tiefſte Seelenjubel eingepreßt war. Eine innere Zuverſicht ſagte ihm, daß auch das Mädchen ſich ihm zugeneigt habe. Er ſprach es wiederholt mit

Freundschaft die geistreichsten Männer und Frauen geizten, hatte sich zu ihr herabgelassen, würdigte sie nicht nur seines Vertrauens, sondern erhoffte von ihr das Glück und die Zukunft seines Lebens! — „Es war der Anfang eines neuen Daseins“: so bezeichnen ihre schmucklosen Worte die gewaltige Umwandlung, die sich in ihr vollzog.

Am 10. Juli reiste Marie mit ihrer Tante in die Heimat zurück; Lenau begleitete sie an den Wagen. „Ewig seh' ich ihn vor mir,“ berichtet Marie, „als ich, mich umkehrend, noch einen Blick auf ihn warf.“ —

Nach ihrer Abreise eilte Lenau zum Freunde und vertraute ihm, daß dieses Mädchen sein werden müsse. „Er war wiedergeboren,“ erzählt Auerbach, „alles vergangene Leben hinter ihm eingesunken ... Ein neuer Blütenfrühling sproßte in ihm auf, und er ward nicht müde, den hohen Seelenadel und die Anspruchslosigkeit der Erkorenen zu preisen.“ — „Bruder, das is ä Mädel! Aber das is ä Mädel!“ — das war der elementare Ausdruck seiner Herzensfreude, wie er ihn Auerbach gegenüber wieder und wieder gebrauchte.

Lenau war nun fest entschlossen, der Geliebten baldmöglichst nachzureisen und bei der Mutter um sie anzuhalten. Am Tage vor der Abreise glaubte Emilie von Reinbeck, die eine Übereilung besorgte, es sich selbst und dem Freunde schuldig zu sein, ihm einige leise Vorstellungen zu machen. Sie fand ihn jedoch durchaus fest in seinem Entschlusse. Auf ihre bescheidene Frage nach den Vermögensverhältnissen der Braut antwortete er, „daß er aus guter Quelle erfahren, Fräulein Behrends habe Vermögen, sich übrigens in dieser Sache so sichtbar von Gott geführt und zu seinem Glück geleitet sehe, daß er auch

die Kraft in sich fühle, selbst ohne diese materielle Hilfe seinen eigenen Herd zu gründen und durch geistige Thätigkeit seine Zukunft zu sichern. Er verspüre schon jetzt eine besondere Lust und Freudigkeit zur Arbeit anrücken, wie sie nie dagewesen sei, und in dem Glück der Ruhe und Häuslichkeit sich erst noch recht entwickeln werde. Er sei seines bisherigen unstäten, zwecklosen Lebens längst überdrüssig, und seine Sehnsucht nach Weib und Kind sei oft über alle Beschreibung groß und dringend. Ich konnte", fährt Emilie fort, „dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es jedenfalls gut für ihn sein möchte, wenn sein Herz, das der Egoismus in neuester Zeit etwas erkältet habe, sich für ein anderes erwärme, und er auch im Glücklichmachen sein eignes Glück finden lerne. Er gab mir darin vollkommen recht, behauptete sogar, denselben Gedanken gehabt zu haben, und trennte sich von uns mit erleichtertem Gemüt und der erneuten Überzeugung, daß wir, als wahrhafte Freunde für sein wahres Wohl besorgt, in treuer Teilnahme an ihm festhielten trotz seiner wunderlichen Sprünge." Seit dieser Aussprache waren Reinbecks — und bald auch die übrigen schwäbischen Freunde — überzeugt, daß Lenaus Wahl die rechte sei, und die Verbindung mit Marie Behrends ihm nur zum Segen gereichen könne.

Schon am 16. Juli kam Lenau in Frankfurt an, und am folgenden Tage trat er zum erstenmal vor Mariens Mutter. Von den Wiener Verwandten und Freunden, die gegen die Heirat waren, ist dieser Frau später der Vorwurf gemacht worden, sie habe allzu rasch und ohne die Verhältnisse gehörig zu prüfen, ihre Einwilligung gegeben. Marie hat ihre Mutter diesem Vorwurfe gegenüber zu rechtfertigen versucht; ihre Aufzeichnungen geben

Mutter seiner Braut möchte bedauern, so schnell eingewilligt zu haben. „Nicht der überwältigenden Macht des Augenblicks und nicht einer überraschten Aufregung Ihrer zärtlichen und gütigen Mutterliebe will ich das Glück meines Lebens zu verdanken haben, sondern Ihrer ruhigen und festen Überzeugung, daß Ihre geliebte und herrliche Tochter mit mir glücklich, glücklich wie ich mit ihr, sein werde. Die Hand, die uns segnet, soll nicht im leisesten zittern aus banger Befürchtung. Jener Vorbehalt der Einwilligung [nähere Bekanntschaft, pekuniäre Sicherung, Einwilligung der Verwandten] soll darum vorerst zu Ihrer Beruhigung für Sie, herzlichst verehrte Frau, noch stehen bleiben. Für mich giebt es keinen Vorbehalt, keine Bedingung. Mein Entschluß ist unbedingt und unerschütterlich wie meine Liebe."

Dieser Brief stimmte Frau Behrends völlig zu Lenaus Gunsten. „Wer so denkt und schreibt," sagte sie, „dem kann ich mit Beruhigung meine Tochter anvertrauen."

Aus Mariens Tagebuchaufzeichnungen und dem mitgeteilten Briefe geht klar hervor, daß Lenau vor der Verlobung über die Vermögenslage der Familie und seiner Braut genügend aufgeklärt worden ist. Jener Vorwurf der Wiener Verwandten, Frau Behrends habe unbedacht in die Verbindung gewilligt, und Lenau sei gewissermaßen das Opfer einer Täuschung gewesen, wird durch diese Zeugnisse vollständig entkräftet.*)

Ende Juli reiste Lenau von Baden nach Stuttgart, um mit Cotta zu verhandeln. Auf dessen Besitzung Dotternhausen wurde auf Lenaus heftiges Drängen am

*) Auch Max Koch (s. a. a. O. S. XLII) meint, Lenau habe sich bei der Verlobung in dem Wahne befunden, Marie sei ein reiches Mädchen.

30. Juli sehr eilfertig ein Verlagskontrakt abgeschlossen. Es wurden Lenau für die Überlassung des immerwährenden und ausschließlichen Verlagsrechtes seiner sämtlichen Schriften 20000 Gulden zugesichert, deren Auszahlung binnen fünf Jahren in je zwei Jahresraten erfolgen sollte; außerdem wurde dem Dichter für jeden Band der noch zu erwartenden Schriften ein für allemal die Summe von 2500 Gulden zugesichert. Lenau war überglücklich über den Abschluß des Kontraktes, der, wie sich bei späterer genauer Prüfung herausstellte, seine großen Schwächen hatte; Lenau war eben kein Geschäftsmann, und diesen Umstand scheint Cotta sich zu nutze gemacht zu haben. „Der Vertrag", berichtet Koch, „war in der That eine kluge Übervorteilung des arglos vertrauenden Bräutigams. Als in der Folge Lenaus Werke immer steigenden Absatz fanden, sein Vermögen aber zur Deckung der durch die Krankheit verursachten Kosten nicht ausreichte, bestand die Cottasche Verlagshandlung den berechtigten Vorstellungen der Verwandten gegenüber auf ihrem Scheine. Wie eine zur Einschüchterung bestimmte Antwort auf billige Vorschläge der Verwandten Lenaus brachte die im Cottaschen Verlage erscheinende ‚Allgemeine Zeitung' die gemeinsten Verleumdungen gegen den trefflichen ‚felsenbiederen' Schurz und seine um des Bruders Trauerlos klagende Gattin."

Vorläufig ahnte Lenau nicht, daß er übervorteilt worden sei. Mit seinem Kontrakt in der Tasche trat er am 2. August ganz unerwartet vor seine Braut. Er erklärte ihr und ihrer Mutter, er betrachte den Kontrakt als eine sichere Grundlage, auf der er weiter zu bauen gedenke. Er werde doch so gut etwas verdienen können, wie jeder andere. Er ergreife das Leben wieder mit Freudigkeit, fühle Kraft und Jugend; er habe noch

mancherlei Pläne und Entwürfe, die sich ohne große Mühe ausarbeiten ließen. Die Mutter erklärte sich nun zufrieden. Wenn Marie den Wunsch aussprach, reich zu sein, damit er sich mit solchen Sorgen nicht zu plagen brauche, versicherte er stets, diese Sorgen bekümmerten und bedrückten ihn nicht; im Gegenteil, er sei froh, daß er nun für jemand zu sorgen und zu leben habe.

Er verbrachte an Mariens Seite diesmal vier Tage reinsten, ungetrübten Glückes. „Wenn ich ihn ansah," erzählt seine Braut, „ihm die Hand reichte, war ich vollständig, vollkommen glücklich und fühlte eine innere Befriedigung, wie sie uns gewiß nur in seltenen Momenten hienieden geboten wird. Meine steten Versicherungen, daß ich vollständig glücklich sei, mir gar nichts fehle, freuten ihn ungemein." — Die natürliche Scheu, die seine geistige Überlegenheit ihr einflößte, verlor sich mehr und mehr; und wenn dennoch ein leises Zagen vor dem Übermaß des Glückes sie überkam, wußte der Bräutigam solche Stimmungen mit lieben Worten trefflich zu scheuchen. „Sie ist oft so still," sagte er, „ich werde sie aber schon reden machen." Oder: „Deine Seele liegt wie ein klarer Spiegel vor mir, ich will aber schon alles hervorziehen, was da verborgen liegt." Er nannte sie: „Herzerl! Poetenbraut!" und fügte hinzu: „Das hört sie gern." Immer inniger erschlossen sich ihre Seelen einander, immer vertrauensvoller und heiterer wurde ihr Verkehr. Gern erging sich der Dichter in Träumen von künftigen schönen Tagen: „neue Gedichte sollten entstehen, das Ausruhen und die Erquickung auf blumigen, weichen Wiesenwegen sollte besungen werden, der Eintritt in den kühlen Wald, wo jeder Baum und jedes Gräschen süße Düfte ausströmten, und eine ganze Serie Marienlieder sollte

folgen.“ Stundenlang saß die beglückte Braut neben ihm und lauschte selbstvergessen seinen Worten, seiner schönen, melodischen Stimme. „Es offenbarte sich mir der ganze Reichtum seines Herzens und Geistes; alles Edle, Große und Schöne, was in ihm lag. Treu habe ich es bewahrt.“ In diesen Tagen schrieb Lenau an Emilie nach Stuttgart: „Heute wurde meine Verlobung mit Marie Behrends hier bekannt gemacht, morgen reise ich nach Stuttgart und Wien, um desto bälder wieder zurückzukehren zu meiner Auserwählten. Sie wird mir mit jedem Tage teurer. Über mein ganzes Leben ist ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn diesseits nicht mehr zu gewinnen hoffte. Ich fühle mich von Gott geführt und gesegnet in dieser großen und schönen Wendung meines Lebens. Segnen auch Sie mich, l. E.“ — Ein Freund, der Komponist Karl Evers, der zufällig in Frankfurt war und Lenau vom Fenster aus mit seiner Braut vorüberfahren sah, berichtet, er habe dermaßen freudestrahlend ausgesehen, daß es ihm (Evers) als etwas ganz Ungewöhnliches aufgefallen sei und ihn sogar besorgt gemacht habe.

Als erklärter Bräutigam Mariens schied Lenau am 6. August von Frankfurt — auf Nimmerwiederkehr! —

Ganz berauscht von seinem Liebesglück, mitteilsam, nicht ganz zurechnungsfähig in seinem freudig-aufgeregten Zustande, kam er bei den Stuttgarter Freunden an. Im nächsten Monat schon solle Hochzeit gemacht werden, erzählte er Reinbecks. Er werde mit Marie eine Musterehe führen; nie sollten ihre schönen lieben Augen eine Thräne über ihn vergießen. Einen reichen Frühling wolle er durch seine Liebe um die junge Gattin zaubern, ihr alle Opfer der Kindesliebe und versäumten Jugend tausendfach vergüten.

Noch stand eine schwere Aufgabe ihm bevor: die Auseinandersetzung mit Sophie Löwenthal! —

Man hat Lenaus Verbindung mit Marie Behrends wohl als eine „verschlechterte neue Auflage des dummen Streiches von 1839" — seiner Verlobung mit der Unger — bezeichnet. Ich kann dieser Auffassung nicht beistimmen. Alles in allem erscheint dieser Schritt als wohl motiviert, der Entschluß, sein Geschick an das des guten, edlen Mädchens zu knüpfen, tritt so fest und jeden äußeren Widerstand besiegend auf, die Gewißheit, an ihrer Seite Glück und Frieden zu finden, ist von einer derartigen Stärke und Freudigkeit, die Anstalten endlich, den Entschluß ins Werk zu setzen, wurden mit einer Thatkraft betrieben, daß es keine Berechtigung hat, die Angelegenheit als das Werk einer bloßen Laune, als einen „dummen Streich" zu betrachten. Wohl aber legt die stürmische Eile, mit der Lenau auf sein Ziel losging, den Gedanken nahe, daß nicht der innige Wunsch nach dem Besitz der Geliebten allein ihn beflügelte; daß noch etwas anderes im Hintergrunde seines Herzens lauerte und ihn vorwärts hetzte —: es war das brennende Verlangen, sich durch die neue Wendung seines Lebens für immer der Macht seiner Wiener Freundin zu entziehen; es war die Furcht, seinen Plan am Ende doch noch von ihr durchkreuzt zu sehen. Emilie von Reinbeck, die in des Dichters Seele wie in einem offenen Buche las, hat das mit klaren Worten ausgesprochen: „Der Entschluß, zu heiraten, war der letzte gesunde Vorsatz, sich von drückenden Fesseln zu befreien und in der gesetzlichen Verbindung mit einem liebenswürdigen, edlen Mädchen, dessen treffliche Eigenschaften er bei der kurzen Bekanntschaft ganz richtig auffaßte, Ruhe und inneren Frieden

zu finden, sowie einen Beruf und äußeren Antrieb zu geregelter Thätigkeit. Es war der rettende Anker, den er im stürmischen Aufruhr widerstreitender Empfindungen erfaßte."

Lenau selbst bestätigt diese Auffassung, indem er seiner Braut schrieb: „Deine Begegnung in Baden war der letzte Versuch, die letzte Anfrage des Schicksals oder vielmehr Gottes an mich, ob ich noch vor meinem Tode zur Versöhnung und zum Heile gelangen wolle? Aus Deinen lieben Augen leuchtete mir die entscheidende Frage in die innerste Seele, und ich sprach ein herzhaftes Ja!"

Als Emilie Lenau nach vollzogener Verlobung in Stuttgart wiedersah, bemerkten ihre klugen Augen sehr bald die Unruhe, die der Gedanke an Wien ihm erregte. Er ließ durchblicken, daß er in den ersten Jahren der Ehe auf keinen Fall dort wohnen wolle; jeden Tag fragte er, ob die Zeitungen noch keine Notiz von seiner Verlobung genommen hätten: er wollte Sophie Löwenthal und die Wiener Freunde vor eine bereits allbekannte, vollendete Thatsache stellen. Als Emilie ihn bat, das Ereignis direkt nach Wien zu berichten, um zu verhüten, daß die Seinigen die erste Nachricht durch die Zeitung erhielten, murmelte er vor sich hin: „Sie müssen's sich schon gefallen lassen." — Wie sehr er eine Aussprache mit Sophie fürchtete, beweist der Umstand, daß er sogar den Freund Auerbach an seiner Stelle nach Wien entsenden wollte, um die nötigen Formalitäten zu erledigen. Schließlich siegten Vernunft und Pflichtgefühl, und am 10. August trat er die Reise an.

Durch die Augsburger „Allgemeine Zeitung" war die überraschende Nachricht in der That schon zu den Freunden gedrungen; und als er am 14. August in Lainz

vor Sophie trat, warf sie ihm sofort die Frage entgegen: „Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?“ — Und er, der durch diese erste Frage schon den feindseligen Widerstand mochte zittern hören, antwortete erregt: „Ja! — Doch wenn Sie's wünschen, verheirate ich mich nicht; dann aber erschieße ich mich!“ — Außer dieser Begrüßung sind uns nur die Worte bewahrt worden, welche die beiden einen Monat später beim Abschied tauschten. Da wird uns von Emma Niendorf*) berichtet, wie teuere Lippen im Scheiden fieberhaft zu Lenau gesprochen: „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen!“ und dann das grausig-prophetische Wort: „Eines von uns muß wahnsinnig werden!“ Er aber antwortete (nach Schurz): „Ich bin der Ihre fest und ewig!“

Was sich zwischen diesem Empfange und Abschied vollzog, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber wir können nach allem, was wir über die Personen und Verhältnisse wissen, schließen, daß es eine der erschütterndsten Tragödien war, die je zwischen zwei Menschenherzen sich abspielten. Sophie fand auch jetzt nicht die Kraft der Entsagung. Sie wird ihm nicht offenen Widerstand entgegengesetzt haben; aber sie wird ihm auch die Qualen der Eifersucht und die Seelenangst um den drohenden Verlust des über alles Geliebten nicht verborgen haben. Zehn Jahre war er der Inhalt und das Glück ihres Lebens gewesen, und nun sollte sie ihn für immer verlieren an ein Mädchen, das er kaum recht kennen gelernt, dem er Hals über Kopf sich verlobt hatte, ein Mädchen, dem sie sich weit überlegen fühlte, dessen schlichte

*) Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens. Von Emma Niendorf. Leipzig, Friedrich Ludwig Herbig. 1855.

Vorzüge sie, selbst wenn sie es gewollt hätte, vielleicht gar nicht zu schätzen im stande war. Ihr Gram, ihre Klagen schnitten ihm in die Seele, er ward müde und kraftlos unter ihren jetzt flehenden und werbenden, jetzt vorwurfsvollen und kalt zurückweisenden Blicken. Die immerwährenden Gemütserschütterungen versetzten ihn in einen Zustand, der seine Freunde besorgt machte. Ausgelassene, funkelnde Freudigkeit wechselte plötzlich mit tiefster Niedergeschlagenheit; oft mußte er, zumal in schlaflosen Nächten, heftig weinen. — Was ihn so schmerzlich erregte, war nicht Sophiens Widerstand allein. Auch die Freunde verwirrten ihn mit Bedenken und Einwendungen aller Art. Sie hielten seine Verlobung für einen Schritt, der ihm nimmer zum Heile gereichen könne. Kannten sie doch die Stärke der Bande, die ihn an Sophie ketteten, und jene junggesellenhaften Charaktereigenschaften und Lebensgewohnheiten, die ihn für die Rolle eines Ehegatten und Familienvaters als ganz ungeeignet erscheinen ließen. Allen voran hielt es Schurz für seine Schuldigkeit, seine Bedenken auf das nachdrücklichste geltend zu machen. Insbesondere wußte er Lenau zu überzeugen, daß der von Cotta bewilligte Ablösungsbetrag in Rücksicht auf die so häufigen Auflagen seiner Werke zu gering bemessen sei, zumal da dessen Auszahlung allmählich in Raten erfolgen solle; er müsse auf sogleich zu beginnende Verzinsung des Kapitals oder auf sofortige Auszahlung der ganzen Summe bestehen. Diese Ansicht begründete der Schwager durch eine ziffernmäßige Auseinandersetzung.

Trotz dieses ihn tief kränkenden und beunruhigenden Widerstandes blieb Lenau im ganzen fest und betrieb seine Geschäfte mit größtem Nachdruck. Er besorgte die

zur Trauung nötigen Zeugnisse, ordnete seine Papiere und traf alle Vorbereitungen, die erforderlich waren, um zur Konfession seiner Braut überzutreten und sich dauernd in Schwaben niederzulassen. Am 9. September konnte er seiner sehnsüchtig harrenden Braut melden, daß er am Ziele sei und in den nächsten Tagen nach Stuttgart abreisen werde. Er hatte von Wien aus nicht allzu häufig, aber im Tone inniger Liebe an Marie geschrieben. Er malte sich die Tage ihres künftigen Zusammenlebens aus: „Ich werde meine Welt in meinem Hause finden," schrieb er ihr. Und an Frau Reinbeck: „Dieser Kampf mit allerlei Formalitäten wäre mir lästig, wenn nicht der Preis ein so schöner wäre und, wie ich hoffe und fest glaube, ein für den Rest meines Lebens sehr beglückender. Marie, meine liebe Braut, ist eine tief sittliche und bezaubernd reine Natur, deren Umgang und Besitz mich innerlichst heilen und heben wird. Gott erhalte sie mir lange!"

Am 15. September brach er nach Stuttgart auf, wo er, wie er Marie mitteilte, nur wenige Tage verweilen wollte, wegen einer „nötigen Anordnung seiner Vermögenssache". — „Dann trete ich wieder über die stille und geliebte Schwelle in der Buchgasse [in Frankfurt], wo mich die Freude und das Glück meines Lebens erwarten in Deiner lieben Gestalt, o mein Herzerl!"

Es sollte anders kommen, als er hoffte.

Sofort nach seiner Ankunft in Stuttgart trat er mit Cotta wegen Abänderung des Vertrages im Sinne der Vorschläge seines Schwagers in Verhandlung. Cotta suchte ihn hinzuhalten, indem er erklärte, er könne ohne die Zustimmung seines Hauptgeschäftsführers und Mitinteressenten Roth, der nach Italien verreist sei, seinen Wunsch nicht erfüllen. Da Roth erst zu Anfang

des Oktobers zurückerwartet wurde, blieb Lenau nichts übrig, als sich zu bescheiden. Beständig quälte ihn nun die Besorgnis um seine künftige Existenz. Stundenlang brütete er oft über der Berechnung seines Schwagers. „Durch das angelegentliche praktische Trachten der letzten Zeit, das ich meiner Natur beständig gewaltsam abnötigen mußte, fühl' ich mich im Innersten erschöpft und verletzt. Mir ist, als sei ich unter den Pöbel geraten. Mein Genius, der bisher so frei gelebt, wird mißmutig und fragt mich, ob ich ihn als Knecht verdingen wolle?" heißt es in einem Briefe aus dieser Zeit. Gegen seine Braut berührte er diese Dinge nur in schonender Kürze, und Marie suchte ihn in ihrer verständigen, liebevollen Weise zu beruhigen.

Seine Verstimmung, seine Aufregung steigerte sich von Tag zu Tag in beängstigender Weise. Schlag auf Schlag kamen Briefe aus Wien; welches Inhalts sie waren, welche Stürme sie in ihm erregten, mag man seinen Antworten entnehmen: „Liebe Sophie! Heute früh hab' ich Ihren Brief, den sehnlich erwarteten, erhalten. Er kam wie eine himmlische Erquickung in mein Herz. Zitternd und weinend las ich ihn durch, wieder und wieder, und jedes seiner Worte senkte sich hinab in den letzten Abgrund meiner Seele; dort wird es bleiben, so lange überhaupt etwas in ihr und von ihr bleibt. Ich weiß meinen Besitz im ganzen unermeßlichen Umfange zu schätzen. In Ihnen, teure Sophie, hab' ich die Höhe der Menschheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgange atme ich den reinsten, lebendigsten Äther des Geistes, und ich stehe an Ihrer großen Seele als an einem tiefen Meere, und lausche dem Rauschen seines Wellenschlages, und er wecket in mir das Tiefste und Schönste, dessen ich fähig bin . . .

mit den letzten Vorkehrungen zu meiner Vermählung beschäftigt war, erschien mir und erscheint mir noch immer als ein absprechendes Verhängnis, ein schauerlicher Protest des Schicksals gegen mein Glück und alle meine Anstalten dazu. Ich selbst erscheine mir wie ein vom Tode Bezeichneter; er hat seine Hand an mich gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden sollen." Sein Herz habe das Glück seiner Zukunft unter tausend Thränen bestattet. Er habe den Mut zum Heiraten verloren. Übrigens sei es nicht das Gesagte allein, was ihn so tief verstöre: er fühle sich in seiner Gesundheit überhaupt und besonders in seinem Nervenleben innerlichst zersplittert und zerschlagen ... „So steht es um meine Seele," lautet der Schluß des erschütternden Briefes, „so um meinen Leib. O Marie, wie muß ich beklagen, daß ich den Frieden Deiner schönen und lieben Seele gestört, gebrochen habe! Nichts kann ich zu meiner Entschuldigung, nicht einmal meine redliche Absicht anführen, daß ich, Dir Liebe und Ehre weihend mein Leben lang, Dein Glück habe begründen wollen; denn der Vorwurf steht und ist nicht wegzubringen: ich hätte mich selbst besser kennen sollen." — Dieser Brief kam nicht in Mariens Hände. Lenau sah, vielleicht auf Emiliens Vorhaltung, ein, daß er einen zu schmerzlichen Eindruck auf das Gemüt des ahnungslosen Mädchens machen würde, und behielt ihn zurück. Statt dessen teilte nun Emilie Reinbeck, in deren Hause der kranke Dichter wohnte, der Braut, die in banger Ungeduld der Nachrichten harrte, möglichst schonend mit, was sich zugetragen, tröstete sie mit herzlichen Worten und forderte sie auf, den Kranken recht oft mit liebevoller Zuschrift zu erquicken. Tiefer Besorgnis voll schrieb Marie

ihrem Bräutigam; ihr Brief erfreute ihn sichtlich, ja er entfachte den ersten Funken rückkehrenden Lebensmutes und heiterer Zukunftshoffnung.

„Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie!“ hatte Lenau gebeten. Sein Wunsch wurde nicht erfüllt. Am 12. Oktober erhielt er einen Brief von ihr, der ihn abermals im höchsten Grade beunruhigte. Nachdem er ihn nachmittags beantwortet hatte, sah er äußerst bleich und abgehärmt aus. In der darauf folgenden Nacht trat der erste Anfall von Tobsucht ein —: der Wahnsinn hatte seine Hand auf ihn gelegt! —

Es ist hier nicht meine Aufgabe, die einzelnen Stationen seines Leidensweges zu verfolgen. Nur des Anteils, den die beiden Frauen an dem Kranken nahmen, und seiner inneren Stellung zu ihnen, wie sie in den Bekenntnissen seiner letzten lichten Momente hervortritt, muß gedacht werden. Jetzt erst schien es ihm ein Bedürfnis zu sein, der mütterlichen Freundin, die Tag und Nacht um ihn sein mußte, über sein Verhältnis zu Sophie das Herz auszuschütten. In den Pausen zwischen Delirien und Selbstmordversuchen machte er ihr ergreifende Geständnisse! Er verriet nun fast Haß gegen Sophie. „Er trug mir auf,“ erzählt Emilie, „jener Frau zu schreiben, daß sie ihn mit ihren Zuschriften verschonen möge, so lang er noch krank sei, er habe eine wunderbare Angst vor all ihren Briefen und so starken Widerwillen vor ihren leidenschaftlichen Äußerungen, daß er mich bitte und beschwöre, alle, die von nun an für ihn einlaufen, in Empfang zu nehmen und ihm aufzubewahren. Sie sei durch das viele Lesen französischer Romane, die ihre Phantasie verdorben, auf Abwege geraten, wolle ihn

ganz allein besitzen, niemand andern einen Anteil an seinem Herzen gönnen und habe auch an all seinen Freunden zu mäkeln und zu tadeln; ich möchte ihr doch zureden, daß sie sich fassen und ihre Liebe ihren Kindern zuwenden solle." Ein andermal sagte er: „Meine ganze Krankheit ist nur ein verfehltes Rechenexempel. Ich wollte noch glücklich werden, glaubte, in Marie mein Glück gefunden zu haben, und eilte, mir's zu sichern. Ich hoffte durch diese Eile jedem Einwurf zu begegnen, alles zu einem versöhnenden Ende zu bringen; aber ich hatte mich verrechnet. Ich soll und darf nicht glücklich sein! Man läßt mich nicht los, und ich werde nun das Opfer der ungezügelten Leidenschaft dieser Frau." Ja, seine Abneigung gegen Sophie ging so weit, daß er Emilien ein Draguerreotyp von ihr gab mit der Weisung, es sofort zu vernichten. Dann wieder klagte er: „Sie ist mein Glück und meine Wunde," oder flehte: „Schont sie, sie hat zwölf Jahre mein Lebensglück gemacht."

Mariens innige Briefe und Emiliens liebreicher Zuspruch hatten den Gedanken, zurückzutreten, allmählich verdrängt. In den wenigen guten Stunden der folgenden Tage beschäftigten freundliche Bilder von künftigem Glück die Seele des armen Kranken. Da phantasierte er: „Hier in Stuttgart will ich wohnen mit meiner Marie bei euch im Haus, wir wollen eine Familie miteinander ausmachen, ihr seid so gut gegen mich, so gut gegen sie gesinnt, du mußt auch du zu mir sagen und zu ihr. Wir wollen dann einen auserlesenen Kreis um uns versammeln, einen Abend Musik machen, den andern lese ich euch vor . . ." Sogar an Sophie schrieb er in einem seiner letzten Briefe: „Ich habe lang und schwer überlegt: Es giebt für uns alle keinen Ausweg, keine Versöhnung, kein

Heil, als daß ich das Mädchen heirate, das mir nun wieder ganz so edel, liebenswürdig und tief gut vor Augen steht, wie vor den Tagen meiner Leiden . . ."

Am 20. Oktober früh morgens behauptete Lenau, dessen Zustand sich inzwischen bedenklich verschlimmert hatte, ganz fest, seine Braut sei angekommen, und wollte Toilette machen zu ihrem Empfange. In der That war das unglückliche Mädchen, von Angst gequält, mit ihrer Mutter eingetroffen und verlangte zu wissen, wie alles stehe. Es konnte ihr nicht gestattet werden, den Verlobten zu sehen; die Ärzte fürchteten neue Aufregungen. Und was hätte sie wohl gelitten beim Anblick dieser körperlichen und geistigen Zerrüttung! — In den nächsten Tagen nahmen die Tobsuchtsanfälle dermaßen überhand, daß man sich mit schwerem Herzen entschließen mußte, Lenau in die nicht sehr entfernte Irrenanstalt zu Winnenthal zu schaffen. Das war am 22. Oktober. „Den 23. hatte ich noch einen schweren Gang zu thun für meinen unglücklichen Freund," berichtet Emilie, die bis zum letzten Augenblick wie ein erbarmender Engel Gottes ihm zur Seite gestanden hatte. „Ich besuchte die Braut, die mit ihrer Mutter im Gasthof wohnte, wo Reinbeck und Julie [Emiliens Schwester] sie schon aufgesucht und ihnen mit Teilnahme und Schonung das Nötigste über Niembsch mitgeteilt hatten. Ich sah sie zum erstenmal — ein tief erschütterndes Bild des schwersten Kummers; sonst aber ganz der Beschreibung entsprechend, die der begeisterte Dichter-Bräutigam uns von ihr gemacht hatte. Ein gemeinschaftlicher Gram gab unserer Bekanntschaft eine besondere Weihe, und ihr Unglück war ein lauter Ruf an mein Herz, ihr durch liebevolle Teilnahme und Sorge ihre traurige Lage möglichst zu erleichtern und

mit meinen besten Kräften dafür zu wirken, daß ihre Rechte in Ehren gehalten würden, wie es schon die Liebe und Achtung für Niembsch mir geboten."

An demselben Tage reiste Marie wieder nach Frankfurt zurück. Wie es in ihr aussah, mag sie in ihrer schlichten Weise selbst sagen: „Wie ich dies schreckliche Schicksal ertrug, was ich gelitten, ich vermöchte es nicht zu schildern, wenn ich auch wollte. Es war ein furchtbarer Übergang vom höchsten Glück zum tiefsten Schmerz. Es hat mich ganz verändert; nie konnte ich wieder werden, wie ich zuvor war. Die ganze Welt erschien mir in einem andern Lichte, wie ein schwarzer Schleier hatte es sich darüber gelegt, verdüstert alles; das Los der Menschheit wie bejammernswert!"

Sie mußte fortfahren, an Lenau zu schreiben, eine qualvolle Pflicht, der sie sich dennoch gern unterzog, da sie erfuhr, welche Freude ihre Briefe dem armen Kranken machten. Ja, sie liebte ihren Bräutigam viel zu innig, um bei der Aussicht auf seine Wiederherstellung, an die Zeller, der Leiter der Anstalt, im Anfang noch fest glaubte, im entferntesten an eine Auflösung des Verlöbnisses zu denken. Auch ihre Geschenke und Handarbeiten erfreuten Lenau sehr. Noch im Januar des nächsten Jahres berichtete Zeller, wie bewegt und voller Liebe er seiner Braut gedenke, wie er in ihrem Besitz die Bürgschaft eines neuen glücklichen Lebens und Wirkens finde. Anfang Juli desselben Jahres kam Marie zum zweitenmal nach Stuttgart, war aber so von Gram und Kummer angegriffen, daß sie gleich am nächsten Tage erkrankte. Nun erst erfuhr Frau Behrends durch Emilie Reinbeck von den Beziehungen Lenaus zu Sophie Löwenthal, von deren aufregenden Briefen, die nach Emiliens Ansicht den Aus-

bruch der Krankheit veranlaßt hatten. „Deine edle Seele", schreibt Emilie später an Marie mit Bezug auf diesen Punkt, „hat gewiß diese unseligen Verhältnisse ganz so aufgefaßt, wie unser göttlicher Meister uns lehrt, mit liebevoller Milde gegen den armen Gequälten."

Im August 1846 starb Emilie Reinbeck; im Mai des nächsten Jahres wurde Lenau, dessen Zustand immer hoffnungsloser geworden war, nach Ober-Döbling bei Wien übergeführt, und damit wurde die Verbindung zwischen ihm und seiner Braut zerschnitten. Nach Lenaus Tode i. J. 1850 wurden zwischen Marie und seiner Schwester Therese Schurz herzliche Worte der Teilnahme gewechselt.

Ihr ganzes Leben hat Marie Behrends an ihrem Schicksal getragen, einem Schicksal, wie es schwerer, schrecklicher wohl kaum einer Braut gefallen ist. Auf Lenaus Bitte hatte sie angefangen, die Geschichte ihrer Liebe niederzuschreiben. In späteren Zeiten arbeitete sie diese Aufzeichnungen, die für die Öffentlichkeit bestimmt waren, um, rückte aber, da ihr oft die Kraft fehlte, die schmerzlichen Erinnerungen heraufzubeschwören, nur langsam damit vor. Sie ließ die Aufzeichnungen niemand lesen und empfand stets Angst und Scheu bei dem Gedanken, zu ihren Lebzeiten mit ihren heiligsten Gefühlen und Schmerzen an die Öffentlichkeit zu treten. Wie tief das Leid um Lenau ihr im Herzen wurzelte, beweist der Umstand, daß sie erst zwanzig Jahre nach seinem Tode sich entschließen konnte, etwas über ihn zu lesen. Sie blieb unvermählt. Im Alter mehr und mehr vereinsamt, starb sie am 6. September 1889 in ihrer Vaterstadt, hochbetagt und von der Welt fast vergessen.

Es ist ein seltsamer Zufall, daß in demselben Jahre auch Sophie Löwenthal abberufen wurde. Ich weiß

nicht, ob der schwere Vorwurf, den Emilie gegen Schurz erhob: er habe — bald nach Lenaus Überführung nach Winnenthal — „ohne Schonung die lichten Augenblicke des Kranken benützt, eigensüchtige Zwecke zu verfolgen, und den Verkehr mit der unseligen Frau wieder in Gang zu bringen", begründet ist. Ist er aber begründet, so hat das Wiederanknüpfen der Beziehungen zwischen dem Kranken und Sophie sicher keinem Teile Segen oder Freude gebracht. Denn die Hoffnungen der Ärzte auf seine Wiederherstellung erfüllten sich nicht. Als er im Mai 1847 durch die Übersiedelung nach Ober-Döbling Sophien räumlich wieder nähergerückt wurde, war er bereits ein aufgegebener Mann. Jahrelang, bis an sein Ende, durfte sie den Freund nur noch aus der Ferne sehen, denn die Ärzte besorgten, eine persönliche Begegnung möchte üble Folgen haben. Wer will ermessen, welche Marter Sophie in solchen Augenblicken empfunden, in welch trostlosem, abgrundtiefem Seelenschmerz, in welch furchtbarer Gewissenspein sie sich verzehrt haben mag! Der Anblick des langsam verblödenden und hinsterbenden Geliebten war eine schwere, furchtbare Sühne alles dessen, was sie an ihm verschuldet! — „So kam sie immer wieder," erzählt Frankl, „und sah schweigend zu dem Kranken hin, bis er nicht mehr war. [Lenau starb am 22. August 1850.] Sie trug seinen Tod mit jener antiken Ruhe, die den tiefsten Schmerz einer Menschenseele verschleiert und nur ahnen läßt ... Wie all ihr Leben lang widmete sie sich ununterbrochen und jetzt vielleicht noch mehr den Pflichten des Hauses und der Familie. Sie fand vor allem Trost in der sorgsamst und liebevollst geleiteten Erziehung ihrer Kinder. Sie las fleißig meist ernste Schriften und strebte danach, so die unmögliche Kunst des Vergessens zu lernen."

Harte Schicksalsschläge sollten sie in ihrem langen Leben noch treffen. Sie verlor nacheinander ihre einzige Tochter Zoë, ihren Sohn Ernst, ihre mit kindlicher Liebe verehrten Eltern, ihren Gatten, ihre Enkelin Dora, Zoës Tochter. So konnte sie sprechen: „Ich lebe wie in einem Friedhofe, auf welchem die Schatten so vieler, die mir teuer waren, aus den Gräbern steigen und mich verwirren." — Alle diese Geist und Gemüt erschütternden Erlebnisse ertrug sie „mit angewohnt stählerner Seelenkraft".

Am 9. Mai 1889 beschloß Sophie im Alter von über neunundsiebzig Jahren ihr vielgeprüftes Leben. Sie verdient die sinnige Inschrift, die ihr Sohn Arthur, der einst noch zu Lenaus Füßen gespielt hatte, ihr auf den Grabstein setzte:

Du warst an Liebe reich und Geistesgaben,
Viel Herzeleid ist hier mit Dir begraben.

Berdrow, Otto, Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Mit 12 Bildnissen. 1900. Gr. 8°. IX, 460 S. Mk. 7. —; gebdn. in Halbfrz. Mk. 9. —

„Das außerordentlich reiche Material, welches uns bereits seit Jahrzehnten für eine Biographie Rahels zur Verfügung steht, war bisher ebensowenig zusammenfassend und abschließend verwendet worden, wie wir ausreichende Würdigungen von Ch. v. Kalb, Henriette Herz oder Bettina von Arnim besitzen: die Art, in welcher der Herausgeber der „Frauenbilder" diese Lücke ausgefüllt hat, verpflichtet uns aufs neue zu Dank ... Ueberall tritt uns die Gestalt Rahels selbst ebenso lebensvoll und klar entgegen wie ihre Freunde und Freundinnen; nicht bloß dies: das dem Verfasser vorschwebende Ziel, mit dem Lebensbilde zugleich ein Zeitbild zu geben, ist vollkommen erreicht. Wir lernen die Tragik von Rahels Jugendleben kennen und ihre Liebe; wir bewundern ihren Geist und Witz, aber auch ihr Gemüt, ihren Patriotismus und ihre Bedeutung für die Frauenemanzipation ... Die dem elegant ausgestatteten Buche beigegebenen zwölf Bildnisse erhöhen ebenso seinen Wert wie die am Ende gesammelten Aphorismen aus Briefen und Tagebüchern; in der Biographie selbst heben wir noch ausdrücklich die unparteiisch abwägende Beurteilung Varnhagens hervor ..."

Litterarisches Centralblatt.

„Der Verfasser .... hat sich den Dank aller Litteraturfreunde um so mehr erworben, als seine schöne Arbeit eine längst empfundene Lücke würdig füllt ..."

Friedrich Spielhagen in der National-Ztg. (Berlin).

„... Wir empfehlen das bedeutsame Werk den Freunden der Litteratur- und Kulturgeschichte angelegentlichst."

Das Pfarrhaus.

„Ein interessantes Buch ..." **Die Welt am Montag.**

„... Für den Leser wird es ein Genuß sein, an des Verfassers Hand den Spuren Rahels noch einmal nachzugehen und ihre reiche Einwirkung auf das geistige Leben Berlins zu verfolgen ..." **Vossische Zeitung.**

„... findet in Berdrow einen feinsinnigen Beobachter und Darsteller." **Deutsche Revue.**

24—

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Grotthuß, Jeannot Emil Frhr. v., Probleme u. Charakterköpfe. Studien zur Litteratur unserer Zeit. Mit 10 Bildnissen. 3. Aufl. 5.—6. Tausend. 1898. Gr. 8°. VIII, 426 S. Mk. 5. 50; gebdn. in Leinw. Mk. 7. —

„Der nicht nur als begabter Dichter, sondern auch als feinsinniger Litterarhistoriker längst bekannte Verfasser bietet uns im vorliegenden Band eine schöne Gabe, die durch ihren mannigfaltigen und in der Zeit wurzelnden Inhalt in hohem Grade geeignet ist, das Interesse weitester Kreise zu fesseln. Das meiste, was heutzutage auf ästethisch-litterarischem Gebiete die Gemüter des gebildeten Publikums bewegt, unterzieht der Verfasser . . . in klarer und eindringlicher Darstellung einer Besprechung. Er verfolgt dabei das Bestreben, seinen Gegenstand dem Leser so nahe als möglich zu bringen . . . Dem Verfasser ist seine Absicht bestens gelungen. In allen Fragen hält er sich gleich frei von banausischer Abschließung gegen das freie Schaffen des Genius, wie von den Maßlosigkeiten gewisser Moderner . . . Sein Standpunkt ist bei aller Toleranz und Weite des Blicks von wohlthuender Sittlichkeit und Religiosität, sein Urteil stets selbständig und als wohlerwogen anzuerkennen . . . . Besonderes Interesse dürften beim großen Publikum die Ausführungen über Friedrich Nietzsche erregen . . . In dem Aufsatze über Ibsen weiß Grotthuß dessen Vorzüge und Schwächen feinfühlig auseinander zu halten. Die Charakteristiken von Gerhart Hauptmann und Sudermann werden jedes Gebildeten Interesse lebhaft in Anspruch nehmen . . . In gleicher Weise fesselnd sind die übrigen Aufsätze gehalten . . . Das allgemeine Interesse an den Gegenständen . . . des Verfassers gediegenes Urteil und kenntnisreiche, fesselnde Darstellung sichern dem Werk einen hervorragenden Platz . . ."

Litterarisches Centralblatt (Herausg. Prof. Dr. Zarncke).

„. . . prächtige, klar gezeichnete Charakterbilder . . ."

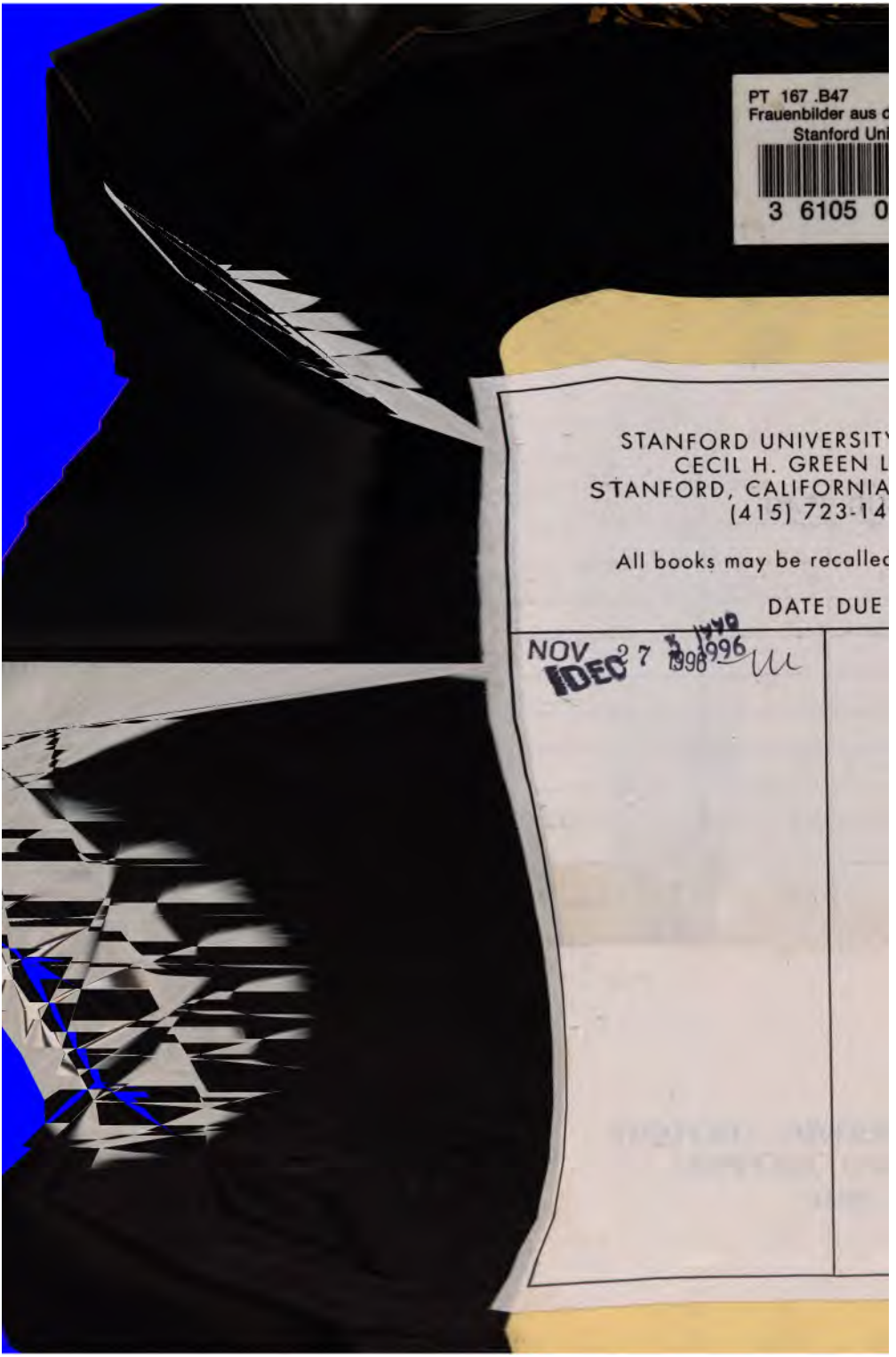
Hamburger Nachrichten.

„. . . für jeden von hohem Interesse, der an dem geistigen Leben der Zeit auch nur einigen Anteil nimmt . . ."

Deutsche Tageszeitung.

„. . . wer sich über unsere neueste Litteratur ernstlich und doch angenehm unterrichten lassen möchte, der sollte sich diesen Vertrauen erweckenden Führer nicht entgehen lassen . . ."

Die Grenzboten.



PT 167 .B47
Frauenbilder aus d
Stanford Uni
3 6105 0

STANFORD UNIVERSITY
CECIL H. GREEN L
STANFORD, CALIFORNIA
(415) 723-14

All books may be recalled

DATE DUE

NOV 27 1998
DEC 1996